. 27.
L. germ. 126 ⁹a
Nro 16

Deutsches Lesebuch

von

D. Georg Wilhelm Hopf,
Rektor der Handelsschule in Nürnberg.

Zweiter Theil.

Vierte, durchgesehene Auflage.

Nürnberg,
J. Ludw. Schmid's Verlag.
1868.

4295

Druck von Bieling (Dietz).

Inhaltsverzeichniß.

Erste Abtheilung.

Prosaische Lesestücke.

Zweite Abtheilung.

Gedichte.

Erste Abtheilung.

Prosaische Lesestücke.

Erste Abtheilung.

Prosaische Lesestücke.

1.

Einige Fabeln von Lessing.

1. Der Strauß.

Das pfeilschnelle Rennthier sah den Strauß und sprach: „Das Laufen des Straußes ist so außerordentlich eben nicht; aber ohne Zweifel fliegt er desto besser.“

Ein andermal sah der Adler den Strauß und sprach: „Fliegen kann der Strauß nun wohl nicht; aber ich glaube, er muß gut laufen können.“

2. Der Knabe und die Schlange.

Ein Knabe spielte mit einer zahmen Schlange. „Mein liebes Thierchen, sagte der Knabe, ich würde mich mit dir nicht so gemein machen, wenn dir das Gift nicht benommen wäre. Ihr Schlangen seid die boshaftesten, undankbarsten Geschöpfe! Ich habe es wohl gelesen, wie es einem armen Landmanne gieng, der eine, vielleicht von deinen Urältern, die er halb erfroren unter einer Hecke fand, mitleidig aufhob und sie in seinen erwärmenden Busen steckte. Kaum fühlte sich die Böse wieder, als sie ihren Wohlthäter biß, und der gute freundliche Mann mußte sterben.“

„Ich erstaune, sagte die Schlange. Wie parteiisch eure Geschichtschreiber sein müssen! Die unsrigen erzählen diese Historie ganz anders. Dein freundlicher Mann glaubte, die Schlange sei wirklich erfroren, und weil es eine von den bunten war, so steckte er sie zu sich, ihr zu Hause die schöne Haut abzustreifen. War das recht?“

„Ach schweig nur, erwiderte der Knabe. Welcher Undankbare hätte sich nicht zu entschuldigen gewußt!“

„Recht, mein Sohn, fiel der Vater, der dieser Unterredung zugehört hatte, dem Knaben in's Wort. Aber gleichwohl, wenn du einmal von einem außerordentlichen Undanke hören solltest, so unter=

suche ja alle Umstände genau, bevor du einen Menschen mit einem so abscheulichen Schandflecke brandmarken lässest. Wahre Wohlthäter haben selten Undankbare verpflichtet; ja, ich will zur Ehre der Menschheit hoffen — niemals. Aber die Wohlthäter mit kleinen eigennützigen Absichten, die sind es werth, mein Sohn, daß sie Undank anstatt Erkenntlichkeit einwuchern."

3. Herkules.

Als Herkules in den Himmel aufgenommen ward, machte er seinen Gruß unter allen Göttern der Juno zuerst. Der ganze Himmel und Juno erstaunten darüber. Deiner Feindin, rief man ihm zu, begegnest du so vorzüglich? „Ja, ihr selbst, erwiderte Herkules. Nur ihre Verfolgungen sind es, die mir zu den Thaten Gelegenheit gegeben, womit ich den Himmel verdient habe."

Der Olymp billigte die Antwort des neuen Gottes, und Juno ward versöhnt.

4. Der Dornstrauch.

„Aber sage mir doch, fragte die Weide den Dornstrauch, warum du nach den Kleidern des vorbeigehenden Menschen so begierig bist. Was willst du damit? Was können sie dir helfen?"

„Nichts! sagte der Dornstrauch. Ich will sie ihm auch nicht nehmen; ich will sie ihm nur zerreißen."

5. Der Hirsch und der Fuchs.

Der Hirsch sprach zu dem Fuchse: „Nun wehe uns schwächeren Thieren! Der Löwe hat sich mit dem Wolfe verbunden."

„Mit dem Wolfe? sagte der Fuchs. Das mag wohl hingehen! Der Löwe brüllt, der Wolf heult; und so werdet ihr euch noch bei Zeiten mit der Flucht retten können. Aber alsdann, alsdann möchte es um uns geschehen sein, wenn es dem gewaltigen Löwen einfallen sollte, sich mit dem schleichenden Luchse zu verbinden."

6. Zeus und das Pferd.

„Vater der Thiere und Menschen, so sprach das Pferd und nahte sich dem Throne des Zeus, man will, ich sei eines der schönsten Geschöpfe, womit du die Welt gezieret, und meine Eigenliebe

heißt mich es glauben. Aber sollte gleichwohl nicht noch Verschiedenes an mir zu bessern sein?“ —

„Und was meinst du denn, das an dir zu bessern sei? Rede, ich nehme Lehre an,“ sprach der gute Gott und lächelte.

„Vielleicht, sprach das Pferd weiter, würde ich flüchtiger sein, wenn meine Beine höher und schmächtiger wären; ein langer Schwanenhals würde mich nicht entstellen; eine breitere Brust würde meine Stärke vermehren; und da du mich doch einmal bestimmt hast, deinen Liebling, den Menschen, zu tragen, so könnte mir ja wohl der Sattel anerschaffen sein, den mir der wohlthätige Reiter auflegt.“

„Gut, versetzte Zeus, gedulde dich einen Augenblick!“ Zeus, mit ernstem Gesichte, sprach das Wort der Schöpfung. Da quoll Leben in den Staub, da verband sich organisirter Stoff; und plötzlich stand vor dem Throne — das häßliche Kameel.

Das Pferd sah, schauderte und zitterte vor Entsetzen und Abscheu.

„Hier sind höhere und schmächtigere Beine, sprach Zeus; hier ist ein langer Schwanenhals; hier ist eine breitere Brust; hier ist der anerschaffene Sattel! Willst du, Pferd, daß ich dich so umbilden soll?“

Das Pferd zitterte noch.

„Geh, fuhr Zeus fort; dieses Mal sei belehrt, ohne bestraft zu werden. Dich deiner Vermessenheit aber dann und wann reuend zu erinnern, so daure du fort, neues Geschöpf! — Zeus warf einen erhaltenden Blick auf das Kameel — und das Pferd erblicke dich nie, ohne zu schaudern.“

2.

Der Rhein.

Als im Beginn der Zeit die Natur die Berge gegründet und das Becken des Meeres ausgehöhlt hatte, trat sie aus ihrem Wolkenzelt zum Gotthard und sprach: „Es geziemet sich, daß sich zu dem Großen das Gute und zu dem Starken der ferne Wirkungskreis geselle. Du stehest fest, aber ich will dir einen Sohn geben, der

deine Kraft und deinen Segen, die du aus der Höhe empfähest, in die Ferne trage!"

Sie sprach es: da quoll aus dem Berge der Rhein.

Fröhlich und frei, voll Kraft und Muth, wallte der junge Strom das Gebirge hinab. Spielend stürzt' er sich in den Bodensee; aber der See fesselt' ihn nicht. Die Wellen des Sees thaten sich von einander; ungeschwächt und unverändert kam der jugendliche Strom wieder empor und setzte seine Bahn fort. — Denn er war ein Sohn der Natur und auf dem Gebirge aus den Wolken geboren.

Nun zum Jüngling erstarkt, erkor er sich seine Bahn. Die edle Natur irret nicht in ihrer Wahl; sie erkieset das Große und Gute.— Er grub sich selbst seinen Weg durch Felsen und Gebirge: sie übten und mäßigten die Fülle seiner Jugendkraft. Dafür bekränzten auch Rebengebirge den Pfad des Jünglings.

Herrlich war seine Laufbahn. Hundert Ströme und zahllose Bäche begleiteten ihn und vermischten ihre lieblichen Wellen mit seinen kraftvollen Fluten. Denn das Göttliche zeucht an sich das Edle, und das Hohe strebt sich zu vereinen mit dem Höchsten.

Männlich und ruhiger ward jetzt sein Gang. Stiller floß er dahin, aber nicht schwächer. Die Strenge des Winters wollte mit ewigen Fesseln ihn binden. Er zerriß sie, wie man Fäden zerreißt. Er hatte die Kraft seiner Jugend geübt und Felsen zerrissen. —

Sein Strom glich nun einem geglätteten Spiegel. Nicht die fröhliche Rebe, die Frucht der Gebirge, aber segenreiche Kornfelder umgaben ihn; sein Rücken trug Schiffe und Flöße. — So gebieret die stillere Kraft auch das Nützliche zu dem Schönen.

Er nahete sich nun dem Ziele seiner Laufbahn. Da theilte ihn die Natur in vielfache Ströme, die man mit andern Namen benennt. Den Namen Rhein nennt man nur, wenn man von seiner Größe und seinen Segnungen redet. So bleibt auch der ruhenden Kraft ihre Würde. Krummacher.

3.

Der rohe Edelstein.

Ein roher Edelstein lag im Sande zwischen vielen andern gemeinen Steinen. Ein Knabe sammelte von diesen zu seinem Spiel

und brachte sie nach Hause zugleich mit dem Edelstein; aber er kannte diesen nicht. Da sah der Vater des Knaben dem Spiele zu und bemerkte den rohen Edelstein und sagte zu seinem Sohne: „Gib mir diesen Stein!“ — Solches that der Knabe und lächelte, denn er dachte: was will der Vater mit dem Stein machen?

Dieser aber nahm und schliff den Stein künstlich in regelmäßige Flächen und Ecken, und herrlich strahlte nun der geschliffene Diamant.

„Siehe, sagte darauf der Vater, hier ist der Stein, den du mir gabest.“ Da erstaunte der Knabe über des Gesteines Glanz und herrliches Funkeln und rief aus: „Mein Vater, wie vermochtest du dieses?“

Der Vater sprach: „Ich kannte des rohen Steines Tugend und verborgene Kräfte, so befreit' ich ihn von der verhüllenden Schlacke. — Jetzt strahlt er mit seinem natürlichen Glanze.“

Darnach, als der Knabe ein Jüngling worden war, gab ihm der Vater den veredelten Stein als ein Sinnbild von des Lebens Werth und Würde. Krummacher.

4.

Die Cedern auf Libanon.

Der König Hiram von Tyrus und Salomo, der König von Israel, besuchten einst gemeinschaftlich den Cedernwald auf Libanon. Arm in Arm wandelten die beiden Könige unter dem duftenden Schatten des hohen Waldes einher, und Hiram freute sich der weisen Reden des Königs von Israel.

Unten aber zu ihren Füßen lagen weit umher die Länder und blüheten in Frieden; denn Salomo und Hiram hatten einen Bund gemacht und waren Freunde; so waren auch ihre Völker Freunde unter einander. Und die Könige standen still und schaueten in die Ferne.

Da gieng Hiram, dem Beherrscher von Tyrus, das Herz auf, und er sprach zu Salomo: „O, wohl uns, daß wir Freunde sind! Stehen wir nicht auch wie die Cedern auf unseren Höhen, und unsere Völker um uns her?“

Da antwortete Salomo und sprach: „Wohl nennet man die Ceder mit Recht den königlichen Baum. Er ist der höchste von

allen, und seine Gestalt ist voll Majestät; er wächset auf der Höhe des Gebirges; aus den Wolken trinkt er und bedarf nicht des Baches, der seinen Fuß netze. Seine Wurzel umfasset die Felsen der Erde, und er tauchet sein Haupt in die Bläue des Himmels. Jahrhunderte hat der Sturm um diese Wipfel getobt und der Donner um die Stirn des ernsten Waldes gerollt. Aber er stehet unerschüttert, frei wie ein Gott, und ohne die Bedürfnisse des niederen Thales. Darum heißet er auch ein Baum Gottes, den Jehovah gepflanzet hat, und stehet ein Bild den Gesalbten des Höchsten."

„Eines nur fehlet ihm, sagte Hiram, — die duftende Blüthe und die nährende, erquickende Frucht."

Da lächelte Salomo und sprach: „Redest du im Scherz, Hiram, oder als der Beherrscher des gewinnenden Volkes? Duftet denn nicht die ganze Ceder? Und wozu der hochragenden Königin des Gebirges die erquickliche Frucht? Trägt sie nicht den kühnen Seefahrer durch die schäumende Woge? Wölbet sie nicht die Paläste der Fürsten? Und bald, Hiram, wird sie auf Sion stehen, ein Tempel Jehovah's. — Mein Freund, es gibt edlere Früchte als die, welche der Gaumen verlangt."

Indem sie also redeten, rollte plötzlich ein Gewitter hinauf gen Libanon, und es donnerte gewaltig. Die Könige aber standen im Dickicht des Waldes schweigend und voll Ehrfurcht. Da kam ein Strahl aus dem Gewölk und zerriß eine Ceder von dem Gipfel bis an die Wurzel, und krachend stürzte sie am Abhange des Gebirges hernieder. Das Gewölk aber zog brausend vorüber.

Da traten die Könige zu der gefallenen Ceder und sprachen unter einander: „Was ist alle irdische Größe vor dem Angesicht des Erhabenen! — Er rollet die Himmel zusammen wie ein Gewand, und die Erde ist vor ihm wie ein Tropfen im Eimer. — Wer mag bestehen vor dem König der Könige?" —

Nach einem langen stillen Nachdenken, während sie vor der zerschmetterten Ceder standen, sprach Hiram: „Wenn man die Natur in ihrer furchtbaren Größe gesehen hat, dünkt es beinahe thöricht, dem Herrn der Schöpfung einen Tempel bauen zu wollen. Wozu bedürfte er des Tempels von Menschenhänden gemacht?"

„Nicht er, antwortete Salomo, aber der Mensch bedarf dessen. Das unermeßliche Werk der Schöpfung beuget ihn nieder und ge-

fellet ihn zu dem Staube, aus welchem sein Leib gebildet ward. Sein eigenes Werk — als ob es den Unsichtbaren, Allgegenwärtigen umschlösse und begrenzte — soll ihn erheben. Nicht das beinerne und fleischerne Gewölbe der Brust ist der Geist des Menschen. Hiram, auch wir sind göttlichen Geschlechtes!“

Die Könige schwiegen lange. Darauf sagte der Beherrscher von Tyrus: „Ach, unser Königsleben gleichet dieser Ceder vor dem Wetter!“

„Wohl“, erwiderte Salomo; es gleiche auch der Ceder nach dem Wetter! Vernimmst du, Hiram, welchen Wohlgeruch sie jetzt in ihrem Tode über den Wald verbreitet?“ Krummacher.

5.

Jonathan oder der vollendete Jüngling.

Zur Zeit Saul's, des Königs von Israel, lebten die Propheten des Herrn, Nathan und Gad, und beide waren sehr bekümmert um Saul und den bösen Geist der Unruhe, der über ihn gekommen war. Aber mit Wohlgefallen schaueten die Männer Gottes auf Jonathan, den Sohn des Königs; denn sie dachten, in ihm wohnt der Geist der Liebe, und er wird sein Volk trösten zu seiner Zeit.

Darum beobachteten sie den Jüngling und erforschten sein Wesen heimlich. Vor Allem aber achteten sie auf seine Liebe und Freundschaft zu David, dem Sohne Isai's. Denn die Liebe, dachten sie, ist die Blüthe des Menschen. Darum wollen wir aus ihr des Jünglings Herz und Wesen erkennen.

Und wenn die Jünglinge gemeinsam wandelten und ihrer Jugend sich freuten, oder zur heiligen Tonkunst und Weisheit ihre Herzen neigten, so waren die Männer Gottes ihnen nahe, ohne daß die Jünglinge es wußten.

Siehe, da ergrimmte der König auf David und verdammte ihn und schwur ihm den Tod. David aber mußte flüchtig werden und floh gen Rama. Da sprachen die Propheten: „Wird Jonathan ihm treu bleiben und sich zu ihm halten in der Noth?“ Und sie giengen Jonathan nach, als er hinauszog zu David. Und als Jonathan David sahe von ferne, lief er zu ihm und fiel ihm um den

Hals, und sie weineten mit einander, und Jonathan tröstete die Seele seines Freundes David.

Darob freueten sich die Propheten und sprachen unter einander: „Jonathan ist ein guter Jüngling; er hat seines Freundes im Unglück nicht vergessen, sondern den Bund seines Herzens befestigt. Das bezeugen seine Thränen."

Nach diesen Tagen sprach Gad zu Nathan: „Siehe, die schwerste Probe steht unserem Jonathan noch bevor. Samuel hat David zum Könige gesalbet und zum Ersten in Israel."

Da ward Nathan ernst und bekümmert in seiner Seele und sprach: „Gern möchte ich deß ledig sein; aber der Geist des Herrn gebeut, ihn zu prüfen."

Und die Männer Gottes traten zu Jonathan und begleiteten ihn auf seinem Wege zu David in der Wüste Siph. Und als sie nun in die Wüste kamen, nahe bei der Höhle auf dem Berge Hachila, sprach Gad, der Prophet, zu Jonathan, dem Sohne Saul's, des Königs: „Siehe, Samuel hat David gesalbet zum Könige von Israel."

Als Jonathan solches hörte, sprang er auf und fiel David um den Hals und weinte vor Freuden und rief: „Du wirst leben und König sein über Israel."

Als dieses die Männer sahen, waren sie sehr erfreuet, und Nathan sprach: „Diese Thränen der Freude sind köstlicher noch, als die andern. Mit den Fröhlichen sich freuen ist mehr, als weinen mit den Weinenden."

Und die Propheten segneten Jonathan. Krummacher.

6.

Amyntas.

Bei frühem Morgen kam der arme Amyntas aus dem dichten Hain, das Beil in seiner Rechten. Er hatte sich Stäbe geschnitten zu einem Zaun und trug ihre Last gekrümmt auf der Schulter. Da sah er einen jungen Eichbaum neben einem hinrauschenden Bach, und der Bach hatte wild seine Wurzeln von der Erde entblößt, und der Baum stand da, traurig, und drohte zu sinken. Schade, sprach

er, solltest du Baum in dieß wilde Wasser stürzen? Nein, dein Wipfel soll nicht zum Spiel seiner Wellen hingeworfen sein! Jetzt nahm er die schweren Stäbe von der Schulter. Ich kann mir andere Stäbe holen, sprach er und hob an, einen starken Damm vor den Baum hinzubauen, und grub frische Erde. Jetzt war der Damm gebaut und die entblößten Wurzeln mit frischer Erde bedeckt; dann nahm er sein Beil auf die Schulter, lächelte noch einmal, zufrieden mit seiner Arbeit, in den Schatten des geretteten Baumes hin und wollte in den Hain zurück, um andere Stäbe zu holen; aber die Dryas rief ihm mit lieblicher Stimme aus der Eiche zu: „Sollt' ich unbelohnt dich weglassen, gütiger Hirt? Sage mir's, was wünschest du zur Belohnung? Ich weiß, daß du arm bist und nur fünf Schafe zur Weide führest." — „O, wenn du mir zu bitten vergönnest, Nymphe, so sprach der arme Hirt, mein Nachbar Palämon ist seit der Ernte schon krank, laß ihn gesund werden!" — So bat der Redliche, und Palämon ward gesund; aber Amyntas sah den mächtigen Segen in seiner Herde und an seinen Bäumen und Früchten und ward ein reicher Hirt; denn die Götter lassen den Redlichen nicht ohne Segen. S. Geßner.

7.

Der afrikanische Rechtsspruch.

Alexander aus Macedonien kam einst in eine entlegene, goldreiche Provinz von Afrika. Die Einwohner giengen ihm entgegen und brachten ihm Schalen dar voll goldner Aepfel und Früchte. „Esset ihr diese Früchte bei euch? sprach Alexander; ich bin nicht gekommen, eure Reichthümer zu sehen, sondern von euren Sitten zu lernen." Da führten sie ihn auf den Markt, wo ihr König Gericht hielt.

Eben trat ein Bürger vor und sprach: „Ich kaufte, o König, von diesem Manne einen Sack voll Spreu und habe einen ansehnlichen Schatz in ihm gefunden. Die Spreu ist mein, aber nicht das Gold; und dieser Mann will es nicht wieder nehmen. Sprich ihm zu, o König; denn es ist das Seine."

Und sein Gegner, auch ein Bürger des Orts, antwortete: „Du fürchtest dich, etwas Unrechtes zu behalten, und ich sollte mich nicht

fürchten, ein Solches von dir zu nehmen? Ich habe dir den Sack verkauft nebst Allem, was drinnen ist; behalte das Deine. Sprich ihm zu, o König."

Der König fragte den Ersten, ob er einen Sohn habe. Er antwortete: Ja. Er fragte den Andern, ob er eine Tochter habe, und bekam Ja zur Antwort. „Wohlan, sprach der König, ihr seid beide rechtschaffene Leute; verheirathet eure Kinder unter einander, und gebet ihnen den gefundenen Schatz zur Hochzeitgabe; das ist meine Entscheidung."

Alexander erstaunte, da er diesen Ausspruch hörte. „Habe ich unrecht gerichtet, sprach der König des fernen Landes, daß du also erstaunest?" „Mit nichten, antwortete Alexander; aber in unserm Lande würde man anders richten." „Und wie denn?" fragte der afrikanische König. „Beide Streitende, sprach Alexander, verlören ihre Häupter, und der Schatz käme in die Hände des Königs."

Da schlug der König die Hände zusammen und sprach: „Scheinet denn bei euch auch die Sonne, und läßt der Himmel noch auf euch regnen?" Alexander antwortete: Ja. „So muß es, fuhr er fort, der unschuldigen Thiere wegen sein, die in eurem Lande leben; denn über solche Menschen sollte keine Sonne scheinen, kein Himmel regnen."

Herder.

8.

Der Schatz eines ägyptischen Königs.

Hassan, der Sohn eines Gastwirths zu Damaskus, war schön wie der Mond, und schlank gewachsen wie eine Ceder; er war lebhaft, gefällig, zeigte viel Verstand und hatte die eigne Gabe, Jeden für sich einzunehmen. Er spielte die Laute überaus fertig und sang noch angenehmer. Sein Gesang und sein Spiel zog eine Menge Gäste herbei, und sein Vater wußte die Geschicklichkeit seines Sohnes so gut zu benutzen, daß er sein Getränk nicht nur vertheuerte, sondern auch verschlechterte, ohne daß sich die Zahl seiner Gäste verminderte.

Einst trat auch der berühmte Bramine Padmanaba, der sich damals in Damaskus aufhielt, in das Gasthaus, um sich durch einen

frischen Trunk abzukühlen. Er bewunderte Hassan's Spiel und Gesang, aber noch mehr, als er sich mit ihm unterhielt, seine fertigen und passenden Antworten. Von der Zeit an fand er sich täglich ein, und jedes Mal, wenn er fortgieng, schenkte er ihm ein Goldstück.

Hassan's Vater bewunderte die Freigebigkeit des Fremden und befahl seinem Sohne, daß er ihn, wenn er wieder käme, zum Mittagsmahl auf den folgenden Tag einladen solle, um gelegentlich zu erfahren, wer er sei. Padmanaba nahm die Einladung an, und da Hassan's Vater aus manchen Antworten und Aeußerungen schloß, daß er eben so reich als weise sein müsse, so bot er ihm eine Wohnung in seinem Hause an.

Padmanaba nahm auch dieses Anerbieten mit den Worten an: „Bei guten Freunden wohnen ist ein Paradies auf dieser Welt."

Hassan gewann täglich mehr die Zuneigung des Braminen, ward von ihm sehr reichlich beschenkt und brachte die meiste Zeit bei ihm zu.

„Mein Sohn, sagte dieser einst zu ihm so zärtlich, wie nur ein Vater mit seinem Sohne sprechen kann, du hast viel Fähigkeiten von der Natur erhalten, und ich finde, daß du in den Wissenschaften große Fortschritte machen kannst. Dein freier, lustiger Sinn scheint freilich nicht geeignet zum ernsthaften und tiefen Denken; allein ich hoffe, festes Wollen und reifere Jahre werden dich der Geheimnisse würdig machen, welche nur der Anstrengung zu Theil werden können. Ich liebe dich wie meinen Sohn und habe beschlossen, dich glücklich zu machen. Daß ich das kann, will ich dir beweisen, wenn du mich vor die Stadt begleiten willst, und bloß auf dich und die Befolgung meiner Befehle wird es ankommen, ob du es werden kannst."

Padmanaba führte den jungen Hassan vor die Stadt nach alten Ruinen, welche der Sage nach die Ueberreste eines Schlosses waren. Mühsam stiegen sie über Schutt und Steine und gelangten auf einen kleinen freien Platz, wo sich ein Brunnen befand.

„Hier in diesem Brunnen, mein Sohn, sagte Padmanaba, sind die Schätze, welche ich dir zeigen will, und von welchen du in Zukunft Gebrauch machen kannst nach deinen Bedürfnissen, wenn du dich so beträgst, daß dir die großen Geheimnisse anvertraut werden können."

Hassan sah den Braminen lächelnd an und sagte: „Daß der Brunnen Wasser enthält, sehe ich wohl; daß er aber Schätze enthalten kann, muß ich auf dein Wort glauben.“

„Urtheile aus dem, was geschehen wird, wozu du gelangen kannst,“ erwiderte der Bramine, schrieb etwas in besonderen Zeichen auf einen Zettel und warf diesen in's Wasser.

Sogleich verlor sich das Wasser, und beide stiegen auf einer Treppe, welche jetzt zum Vorschein kam, bis in den Grund hinab, wo sie an eine starke eiserne Thür kamen. Padmanaba schrieb wieder einige Zeilen auf ein Papier, steckte dieß in's Schlüsselloch, und die Thür öffnete sich.

War Hassan über das Vorhergegangene erstaunt, so erschrak er jetzt, da er einen großen Mohren erblickte, welcher einen schweren Stein aufhob und sie zu zerschmettern drohte. Indessen der Bramine sprach einige Worte und blies den Mohren an, worauf dieser sogleich rücklings hinstürzte.

Durch einen langen Gang kamen sie in einen geräumigen Hof, in dessen Mitte ein Grabmal von Krystall stand, dessen Eingang zwei Drachen verwahrten, welche Feuerflammen aus ihren schrecklichen Rachen ihnen entgegen schossen.

Hassan erschrak und wollte zurückfliehen; allein Padmanaba sagte wieder bloß einige Worte, und die Ungeheuer zogen sich ruhig in ihre Höhlen zurück. Die Thür des Gewölbes öffnete sich. Sie gelangten in einen zweiten Hof, und welch Erstaunen bemächtigte sich Hassan's, da er einen Palast von Rubinen erblickte, auf welchem ein großer Karfunkel in Kugelgestalt einen hellen Glanz verbreitete. Er folgte seinem Führer fast ohne Bewußtsein in das Gebäude, dessen Thür von einem einzigen Smaragd war. Am Eingange standen sechs Säulen, jede aus einem einzigen Diamant; der Fußboden war von Porphyr, mit kostbaren Perlen besäet, die Bekleidung der Wände war von gediegenem Golde; in den Ecken des Zimmers befanden sich Rubine, Gold und andere Kostbarkeiten in großen silbernen Kisten; in der Mitte erhob sich neben einem goldenen, mit den köstlichsten Edelsteinen künstlich besetzten Sarkophage ein Thron von eben dem Metalle und eben so kostbar verziert.

Auf dem Sarkophage las Hassan die Aufschrift:

„Benutze die Zeit! Mit allen Schätzen der Welt erkaufst du sie nicht. Alle Schätze, die ich im Leben sammelte, mußte ich zurücklassen; nur die Schätze deiner Seele, Freund, geleiten dich in die unerforschliche Zukunft hinüber."

Padmanaba erzählte darauf dem erstaunten Hassan, daß alle diese Schätze von einem ägyptischen Könige herrührten, welcher den Stein der Weisen entdeckt habe. Er zeigte ihm zugleich mehrere Haufen einer schwarzen Erde in einem zweiten Zimmer und Gefäße mit einem köstlichen Wasser, vermittelst welcher beiden Dinge er alle unedle Metalle in Gold und alle gemeine Steine in Edelsteine verwandelt habe.

Hassan bezeugte seine Verwunderung, daß ein König so unermeßliche Schätze unter der Erde verborgen habe, da andere Monarchen Alles anwendeten, durch große Denkmäler ihr Andenken auf die Nachwelt fortzupflanzen.

„Der König, erwiderte Padmanaba, kannte das menschliche Herz; er wußte, wie unersättlich es in seinen Begierden ist, und daß es sich durch keine Leidenschaft so hinreißen läßt, als durch Gier nach Reichthum, der nichts zu heilig ist, um befriedigt zu werden. Daher verbarg er seine unermeßlichen Schätze, um die Habsucht nicht zu reizen und nie Zwietracht und Blutvergießen zu veranlassen. Damit sie aber doch auf gewisse Weise der Nachwelt zum Nutzen gereichen möchten, entdeckte er sie einigen Weisen mit der Bedingung, Wohlthaten damit zu erzeigen und mit ihrem Tode das Geheimniß immer wieder dem geprüftesten Weisen zu hinterlassen.

Wache über dein Herz, mein Sohn, fuhr Padmanaba fort; aus Allem, was ich dir angezeigt habe, kannst du erkennen, wie rein meine Absicht ist, dich glücklich zu machen. Für jetzt nimm, von welchen Kostbarkeiten du willst, und so viel du willst, zu dir. Ich werde dich mit den heiligen Sprüchen nach und nach bekannt machen, und du kannst in der Folge zu jeder Zeit das Grabmal des Königs von Aegypten besuchen und von dem unermeßlichen Schatze zu jeder guten Anwendung Gebrauch machen. Allein verwahre dein Herz vor Habsucht; sei mäßig und verschwiegen. Mißbrauch würde dich deines ganzen Glückes berauben und dir wohl gar das Leben kosten. Das Geheimniß ist noch umfassender; erst wenn du Proben

deiner Würdigkeit abgelegt hast, kann ich dich aus dem Grabmale noch weiter führen."

Sie kehrten darauf zurück; alle Thüren verschlossen sich hinter ihnen von selbst, und so wie sie die Treppe hinaufstiegen, folgte ihnen das Wasser nach, bis der Brunnen wieder angefüllt war.

Hassan kam sehr nachdenkend in seines Vaters Wohnung zurück, und seine Heiterkeit schien sich von der Zeit an immer mehr in stillen Ernst zu verwandeln. Er beschenkte seine Aeltern mit den mitgebrachten Reichthümern, und diese verehrten den Braminen fast göttlich, da sie hörten, daß ihr Sohn Alles durch seine Vermittlung erhalten habe. Sie gaben ihr bisheriges Gewerbe auf, beschlossen ein ruhiges Leben zu führen, und priesen sich durch ihren Sohn glücklich.

Unterdessen setzte Padmanaba seinen Unterricht fort, freute sich sehr über die Gelehrigkeit seines Schülers und schrieb seinen Ernst und sein Nachdenken seinem Eifer zu, in den Kenntnissen immer weitere Fortschritte zu machen.

„Ich werde dich auf einige Zeit verlassen, sagte einst Padmanaba zu Hassan; gewisse Geschäfte rufen mich nach Indien, und ich kann meine Wiederkunft nicht so genau bestimmen. Setze unterdessen deinen Fleiß, in den heiligen Büchern zu lesen, fort. Ereignet sich ein Vorfall, daß du der Schätze des Königs von Aegypten bedarfst, so gehe getrost in sein Grabmal; hier sind die Sprüche, welche dich sicher hineinführen; auf welche Art, hast du gesehen. Sei weise und bewahre dein Herz vor habsüchtiger Begier, du könntest sonst leicht mehr als den Genuß eines vorzüglichen Glückes verlieren."

So wie Padmanaba fort war, fieng Hassan allmählich an wieder heiter zu werden, und der Gedanke, daß der Bramine ihn ungleich weniger liebe, als er vorgebe, welcher bisher sich tief in seinem Herzen verborgen hatte, trat jetzt immer deutlicher vor seine Seele. Warum, sagte er zu sich selbst, soll ich von den unermeßlichen Schätzen nur so nothdürftigen Gebrauch machen? Zwar führen meine Eltern und ich selbst ein sehr gemächliches Leben, aber ich hätte ja noch ungleich mehr zu mir nehmen können, wenn ich nicht darauf gerechnet hätte, daß seine Freundschaft mich in den Stand setzen würde, ein glänzendes Leben führen zu können und mit den Vornehmsten und Reichsten an Pracht und Reichthum zu

wetteifern? Hätte ich meine jetzige Gemächlichkeit bloß seiner Freigebigkeit zu danken, so würde ich zufrieden und ihm dankbar sein, anstatt daß mir die Schlange der Unzufriedenheit schon länger als ein Jahr an meinem Herzen nagt, da ich weiß, daß er nur nehmen darf von Schätzen, die er nicht gesammelt hat. Doch was hindert mich, fuhr er plötzlich auf, jetzt alle meine Wünsche zu erfüllen? Steht mir nicht in seiner Abwesenheit der Weg zum Grabe des Königs offen? Er ist in Indien, und wenn ich mir unterdessen so viel aus der seltenen Gruft heraushole, um jeden meiner Wünsche zu befriedigen, was kann es mich denn kümmern, ob sich seine Freundschaft vermindert?

Hassan warf so lange Fragen auf, bis der Entschluß reifte und seine Begierde alle Furcht und Bedenklichkeit überwog. Er schrieb die Talismane ab und gelangte glücklich durch sie, wie ehedem mit dem Braminen, zum Sarkophage des ägyptischen Königs. Mit Schätzen beladen kehrte er wieder zu seinen Aeltern zurück.

Der erste so wohl gelungene Versuch machte ihm Muth, und um vielleicht einen dritten zu ersparen, zeigte er seinen Aeltern seine mitgebrachten Schätze, erzählte ihnen die Hauptumstände und fragte, ob sie ihn begleiten wollten.

Auch bei diesen vertilgte die Habsucht die Dankbarkeit. Der blendende Glanz des Goldes und der Edelsteine berauschte ihre Sinne, und Vater und Mutter begleiteten den Sohn in die Gruft. Grausen befiel sie bei dem Anblick des Mohren und der feuerspeienden Drachen. Aber alle Furcht schwand bei dem Anblicke der Schätze; sie fühlten bloß tiefe Betrübniß bei der Unmöglichkeit, sich Alles zuzueignen.

Plötzlich hemmte ihre Geschäftigkeit ein rollender Donner, und aus dem Sarkophage ertönte eine Stimme: „Wer mit unersättlicher Begier mehr verlangt, als ihm beschieden, verliert auch, was er besaß.“

Ein Donnerschlag erfolgte; Hassan und seine Aeltern stürzten ohne Bewußtsein nieder, und als sie sich wieder erholten, befanden sie sich in ihren Wohnungen, und alle Schätze der Königsgruft waren in zerstäubende Erdklumpen verwandelt.

Hassan griff wieder zu seiner Laute, und sein Vater verkaufte wieder Getränke.

Aus den Palmblättern.

9.

Abdallah.

Ein alter, ehrwürdiger Derwisch übernachtete auf einer seiner frommen Wallfahrten bei einer armen Wittwe in der Vorstadt von Balsora. Die Freundlichkeit, mit welcher die Arme ihn bewirthete, gewann ihr sein Herz. Er wollte ihr die bewiesene Liebe vergelten und sagte beim Abschiede: „Ich sehe, Ihr seid arm, liebe Schwester. Es wird Euch schwer werden, mit Euerer Arbeit so viel zu erwerben, als zur Erziehung Eures Sohnes Abdallah nöthig ist. Wollt Ihr mir den Knaben anvertrauen, so will ich für seine Erziehung sorgen.“ Die Wittwe, die den Derwisch seit vielen Jahren als einen heiligen Mann kannte, willigte mit Freuden in diesen Antrag und gab ihm ihren Sohn mit. Sie durchzogen drei Jahre lang die schönsten Länder und volkreichsten Städte von Asien. Der Derwisch hielt den Abdallah wie seinen eigenen Sohn; er unterwies ihn in allerlei nützlichen Dingen, und als derselbe in eine tödtliche Krankheit fiel, pflegte er seiner mit väterlicher Liebe. Abdallah sprach bei jeder Gelegenheit von seiner dankbaren Gesinnung; der Derwisch pflegte aber dann immer zu antworten: „Die wahre Dankbarkeit, mein Sohn, besteht nicht in Worten, sondern in Thaten; es wird schon Zeit und Gelegenheit kommen, wo du deine gute Gesinnung an den Tag legen kannst.“

Eines Tages kamen sie auf ihrer Reise in eine wüste Gegend. „Mein Sohn, fieng der Derwisch an, jetzt kannst du mir deine Liebe beweisen. In diesem Felsen liegt ein köstlicher Schatz vergraben, der uns beschieden ist, wenn du meinen Worten gehorchen willst.“ Abdallah betheuerte, daß er bereit sei, sein Leben für seinen Wohlthäter zu wagen. Auf diese Versicherung schlug der Derwisch den Felsen mit seinem Stabe. Der Felsen that sich auf. „Geh hinein, mein Sohn, sprach der Derwisch. In einiger Tiefe wirst du einen eisernen Leuchter mit zwölf Armen finden, den nimm zu dir; von den übrigen Reichthümern aber, die dabei liegen, rühre nichts an. Merke genau, was ich dir sage: Nimm nichts als den Leuchter, denn das Uebrige ist uns nicht beschieden. Bedenke, mein Sohn, daß dieses vielleicht die einzige Gelegenheit ist, wo du mir deinen Gehorsam und deine Liebe beweisen kannst.“

Abdallah versprach Alles und stieg getrost hinein. Sobald er aber die Reichthümer sah, die neben dem Leuchter lagen, wurden seine Augen geblendet. Er vergaß die Warnung des Derwisches und füllte seine Kleider mit Gold und Edelsteinen, womit die Tiefe bedeckt war. Indessen schloß sich der Felsen wieder zu. Die Finsterniß, die ihn auf einmal umgab, machte ihn furchtsam. Eilig griff er nach dem Leuchter und tappte in der Dunkelheit hin und her, um einen Ausweg aus der Höhle zu finden. Nach langem Suchen bemerkte er einen schwachen Schimmer von Licht. Er gieng ihm nach und kam aus der Tiefe wieder hervor. Er sah sich um; allein der Derwisch war nicht mehr da, und zu seinem Erstaunen befand er sich in der Nähe von Balsora. Laß den Derwisch sein, wo er will, dachte er, ich bin nun reich genug, um ohne ihn leben zu können.

Seine Mutter fragte bei seiner Ankunft sogleich nach dem heiligen Manne; Abdallah erzählte ihr seine Begebenheit und schloß mit den Worten, daß er den Alten nicht mehr brauche; er wolle nun selbst für sein Fortkommen sorgen.

Er machte nun allerlei Entwürfe, wie er seine Reichthümer anwenden wollte. Seine Mutter war ebenfalls von dem Glanze dieser Kostbarkeiten geblendet und sah sie, ohne weiter an den heiligen Mann zu denken, für ein Eigenthum an, das ihr Sohn durch Muth und Klugheit gewonnen habe. Sie standen vergnügt dabei und zählten die Goldstücke und die Diamanten, als mit einem Male, den Leuchter ausgenommen, Alles wieder verschwand.

„Ach, fieng die Mutter weinend an, wir haben den heiligen Derwisch erzürnt. Er hat uns bloß prüfen wollen, ob wir dankbar wären; da wir aber seiner vergaßen, so hat er uns seine reichen Gaben wieder entzogen. Bring' ihm den Leuchter, mein Sohn; vielleicht kannst du seinen Zorn dadurch wieder besänftigen."

Abdallah, der von der Frömmigkeit seiner Mutter nichts geerbt hatte, setzte sich in einen Winkel und verwünschte den Alten sammt dem eisernen Leuchter. „Das ist auch was Rechtes, was er mir da gelassen hat, sprach er. Ich wage mein Leben, um seinen Eigensinn zu befriedigen, und er fängt noch an zornig zu werden und nimmt, was nicht sein ist, was ich mir durch saure Mühe erworben habe. Meine Mutter mag sagen, was sie will,

mir scheint der Mann eher ein Zauberer als ein Heiliger zu sein."

Indessen ward es Nacht. Die Mutter zündete ein kleines Oellämpchen an und setzte es auf den Tisch. Abdallah wollte es bequemer stellen und hängte es an einen Arm des großen eisernen Leuchters. Mit einem Male erschien ein Derwisch in einem langen braunen Kleide. Er drehte sich eine Viertelstunde lang so schnell, wie ein geschlagener Kreisel, herum, warf einen Asper auf den Tisch und verschwand. Abdallah lachte über diese Erscheinung und versuchte es am folgenden Abende mit allen zwölf Armen, die an dem Leuchter waren. Er that in jeden einen Docht und zündete sie an. Zwölf braungekleidete Derwische erschienen, drehten sich eine Viertelstunde im Kreise herum und verschwanden, nachdem jeder einen Asper auf den Tisch geworfen hatte. Mehr aber als einmal jeden Abend kamen sie nicht. Diese tägliche Einnahme reichte zum mäßigen Unterhalte der Wittwe und des Sohnes hin. Allein der kurze Besitz des verschwundenen Reichthums hatte einen tiefen Stachel in ihrem Herzen zurückgelassen, der mit jedem Tage den Wunsch, mehr zu haben, wieder rege machte. Abdallah konnte mit diesen zwölf Aspern auch nicht einen einzigen von seinen vielen Entwürfen ausführen. Er fieng daher an zu überlegen, ob es nicht besser wäre, wenn er den alten verrosteten Leuchter zum Derwisch trüge, der ihm dafür, wie er nicht zweifelte, wenigstens das Verschwundene wiedergeben würde, da er diesen Leuchter höher geachtet hatte, als allen übrigen Reichthum, der in der Felsenhöhle lag. Da seine Mutter diesen Entschluß billigte, so reisete er gleich am folgenden Morgen mit dem Leuchter ab. Er hatte von dem Derwisch gehört, daß er Abunadar heiße und in der Stadt Magrebi wohne; daher ward es ihm nicht schwer, mit dem Zehrgelde, das er täglich durch den Leuchter bekam, den Derwisch zu finden.

Als er nach Magrebi kam, fragte er, wo der fromme Abunadar wohne. Dieser Mann war in der Stadt so bekannt, daß ihm die Kinder das Haus desselben zeigen konnten. Zehn Thürhüter bewachten den Eingang; der Vorhof wimmelte von Sklaven und Bedienten, und das Haus selbst glich eher dem Palast eines Fürsten, als der Wohnung eines Derwisches. Abdallah getraute sich nicht, weiter zu gehen. „Entweder haben mich die Leute nicht verstanden,

sprach er, oder man hat mich als einen Fremden verspottet." Er wollte eben wieder umkehren, als ein Sklave zu ihm trat und sagte: „Sei willkommen, Abdallah! Mein Herr hat schon lange auf dich gewartet." Er führte ihn in einen glänzenden Saal, wo der Derwisch in seinem gewöhnlichen, braunen Kleide auf einem Sopha saß. Abdallah, verblendet von dem Reichthume, den er auf allen Seiten schimmern sah, warf sich vor dem Derwisch nieder und legte ihm den Leuchter zu Füßen.

„Du willst mich betrügen, mein Sohn, redete ihn der Derwisch an. Du kommst nicht aus Liebe und Dankbarkeit zu mir, sondern du gedenkst, mit deiner Gabe zu gewinnen. Ich bin gewiß, du würdest mir den Leuchter nicht gebracht haben, wenn du die Kraft desselben gekannt hättest. Ich will dir wenigstens zeigen, wie man ihn nützen kann." Er steckte auf jeden von den zwölf Armen ein Licht und zündete alle an. Die zwölf Derwische erschienen und thaten wie sonst. Als sie sich einige Zeit gedreht hatten, nahm Abunadar einen Stock und gab einem jeden einen derben Schlag. Sie standen alle zwölf still und verwandelten sich in eben so viele große Haufen Zechinen, Diamanten, Smaragden und andere Edelsteine. „Siehe, sprach er zu Abdallah, auf diese Weise kann ein Kenner diesen Leuchter gebrauchen, wiewohl ich ihn in dieser Absicht nicht gesucht habe. Er ist das Werk eines Weisen, dessen Andenken ich verehre; und da ich Vergnügen an der Sammlung solcher seltsamen Meisterstücke finde, so wünschte ich auch dieses, als eines der vorzüglichsten, zu besitzen. Daß dieses wahr sei, davon können dich deine eigenen Augen überzeugen. Hier hast du die Schlüssel zu meiner Schatzkammer; besieh meinen Vorrath und sage mir dann, ob sich ein Sterblicher, auch wenn er der Habsüchtigste wäre, wohl damit begnügen könnte."

Abdallah gehorchte. Sechs große Gewölbe, die an einander stießen, waren mit so vielen und seltenen Reichthümern gefüllt, daß er nicht wußte, welche er zuerst und am meisten bewundern sollte. „Ich Thor, sprach er bei sich selbst; warum habe ich den Leuchter weggegeben? Wie leicht konnte ich seinen Gebrauch zufälliger Weise erfahren! Jetzt muß ich den Reichthum eines Andern von ferne betrachten, der ich eben so reich sein könnte, wenn ich klüger gewesen wäre."

Er kam zurück. Abunadar sah seine Gedanken auf seiner Stirn, that aber, als ob er nichts merke. Er begegnete ihm sehr gütig, behielt ihn einige Tage bei sich und bewirthete ihn wie seinen besten Freund. Als der siebente Tag zu Ende gieng, rief er ihn zu sich und sprach: „Die Hälfte der Schätze, die du in meinem Hause gesehen hast, habe ich von meinem Vater geerbt; das Uebrige habe ich selbst gesammelt, nicht aus Geiz, sondern weil ich zu meinem Unterhalte kaum den zehnten Theil meiner Einkünfte brauchte. Da ich schon in meiner Jugend einsah, daß Reichthum die Menschen weder besser, noch glücklicher mache, daß es aber Thorheit sei, das Gesammelte wieder zu zerstreuen, so that ich, als ob ich nicht reich wäre. Ich kleidete mich in die Tracht der Derwische, reisete viele Jahre umher und suchte, durch Betrachtung der menschlichen Thorheit weiser zu werden. Ich wallfahrtete dreimal zu Fuß nach Mekka und lebte wie der dürftigste Pilgrim. Den Unglücklichen, die ich fand, theilte ich nur so viel mit, als sie zu ihrer Nothdurft brauchten, weil ich glaube, daß Arbeit glücklicher macht, als Müssiggang. Die Jahre giengen unvermerkt vorbei, und der Augenblick, wo ich eben so leer wieder aus der Welt gehen muß, als ich herein kam, rückte immer näher. Ich hatte keine Kinder, und doch wünschte ich meinen väterlichen Gütern einen Erben, der sie mit Weisheit und Mäßigung verwalten möchte. Es thut mir leid, daß du meine Hoffnung durch deine Undankbarkeit vereitelt hast. Indessen hoffe ich, meine Offenherzigkeit und das, was du bisher erfahren hast, soll dich von diesem schändlichen Laster heilen. Ich will dich nicht länger aufhalten; du kannst wieder gehen. Zum Zeichen meiner Erkenntlichkeit für die weite Reise, die du des Leuchters wegen, nach welchem ich so sehr verlangte, unternommen hast, wirst du morgen vor meinem Hause das schönste von meinen Pferden findeu. Es ist dein, so wie auch der Sklave, der es führt. Dazu schenke ich dir noch zwei Kameele, die du selbst so reich, als du willst, mit Gold und Edelsteinen aus meiner Schatzkammer beladen kannst.“ Abdallah dankte für diese reichen Geschenke und gieng in ungeduldiger Erwartung des folgenden Tages zu Bette.

Er konnte die ganze Nacht nicht schlafen und dachte an nichts als an den wunderthätigen Leuchter. „Ohne mich, sprach er, würde ihn Abunadar nicht erhalten haben. Ich hole ihn mit Lebensgefahr

aus dem Felsen; da ich ihn in meiner Hand habe, thue ich eine mühsame Reise, überbringe mein Eigenthum in aller Demuth und empfange dafür zwei alte Kameele, mit ein wenig Gold und Edelsteinen beladen. Abunadar ist der Undankbare, nicht ich. Der Leuchter gibt in einem einzigen Augenblick mehr, als sechs Kameele tragen können. Warum sollte ich das Meinige nicht wieder nehmen, da mir meine Gefälligkeit so schlecht vergolten wird?"

So sprach er und nahm sich vor, den Leuchter heimlich zu entwenden, was leicht angieng, da ihm Abunadar die Schlüssel zur Schatzkammer gegeben hatte. Er nahm den Leuchter und steckte ihn in einen von den Säcken, die er mit Gold und Edelsteinen füllte. Dann brachte er dem großmüthigen Abunadar die Schlüssel zurück, nahm von ihm Abschied und reisete mit dem Pferde, dem Sklaven und den zwei beladenen Kameelen davon.

Als er noch zwei Tagereisen von Balsora entfernt war, verkaufte er den Sklaven und kaufte einen andern, damit Niemand erfahren möchte, woher er seinen Reichthum habe. Seine Mutter nahm ihn bei seiner Ankunft mit neugieriger Freude auf. Allein er war mit der Abladung seiner Schätze so beschäftigt, daß sie nur kurze Antworten erhielt. Seine erste Sorge war, den Leuchter in eine abgelegene Kammer zu bringen; denn er brannte vor Ungeduld, die Verwandlung der Derwische zu sehen. Er zündete zwölf Lichter an und steckte sie auf. Die Derwische erschienen und drehten sich herum. Er hatte schon einen Stock bereit, und weil er glaubte, der Zauber liege in der Stärke des Schlages, so gab er jedem einen derben Streich. Zum Unglück hatte er aber nicht bemerkt, daß Abunadar den Stock in der linken Hand hielt, als er schlug, und faßte ihn seiner Gewohnheit gemäß mit der rechten. Darum verwandelten sich die Derwische nicht in Haufen von Gold und Edelsteinen, sondern sie zogen unter ihren langen, braunen Röcken knotige Stöcke hervor und schlugen so lange und so gewaltig auf den undankbaren Abdallah los, bis er halb todt zur Erde fiel. Dann verschwanden sie und führten die Säcke, die Kameele, das Pferd, den Sklaven und die Leuchter mit sich davon.

Aus den Palmblättern.

10.
Alexander.

Ehe Alexander nach Asien zog, saß er lange gedankenvoll. — „Was säumest du, o König? fragte ihn Aristoteles; dein Schatz ist gefüllt, deine Heere sind gewaffnet; Alles lacht dir entgegen.“ — „Ich dachte, antwortete Alexander, ob das Bischen Ruhm und ganz Asien, das ich erobern werde, wohl der Mühe werth sei, einen Schritt vor das Haus zu machen.“

„Du magst wohl Recht haben, sagte Aristoteles; aber dem ist leicht geholfen. Weil dir die Herrschaft der Welt deiner Bemühungen nicht werth dünkt, so stecke dir ein höheres Ziel vor, die Herrschaft über dich selbst und das Glück des andern Lebens. Erwecke das Göttliche, das in dir schläft, und du wirst mehr als ein Mensch sein.“

Alexander mißverstand den Rath und wandte ihn übel an, indem er sich in der Folge einen Gott schelten ließ.

Aus dem Rosenöl.

11.
Die Fahrt der Argonauten.

Es war ein König zu Griechenland, der hieß Athamas, und seine Frau hieß Nephela; die hatten zwei Kinder, einen Sohn und eine Tochter, die waren sehr gut und hatten sich sehr lieb. Der Sohn hieß Phrixus und die Tochter Helle. Der Vater aber war böse und verstieß seine Frau, die Mutter der guten Kinder, und heirathete eine andere Frau, die hieß Ino und war sehr böse. Die behandelte die armen Kinder sehr schlecht und gab ihnen schlecht zu essen und schlechte Kleider, und schlug sie, obgleich sie gut waren, weil sie nach ihrer Mutter weinten. Sie war eine sehr böse Stiefmutter. Zuletzt wollte sie den Knaben Phrixus opfern. Als er aber zum Altar gebracht war, brachte der Gott Hermes einen schönen großen Widder, der hatte Wolle von Gold und konnte auf den Wolken laufen. Auf diesen Widder mit dem goldenen Vließ setzte Hermes Phrixus und auch seine Schwester Helle und sagte ihnen, sie sollten nach dem Lande Kolchis durch die Luft gehen.

Der Widder aber wußte den Weg. Die Kinder mußten sich mit einer Hand am Horn festhalten, und den andern Arm schlugen sie eines um des andern Leib; aber Helle ließ den Bruder los und fiel herunter in die See. Phrixus weinte sehr, weil seine gute Schwester todt war, ritt aber immer fort und kam nach Kolchis. Da opferte er den Widder, und das goldene Vließ nagelte er an einen Eichbaum.

Nachher war in Thessalien ein anderer König, der hieß Pelias. Der hatte einen Bruder, der hieß Aeson, und dieser einen Sohn, der hieß Jason. Jason war jung und ein tapferer Ritter; er wohnte bei seinem Vater außer der Stadt. Nun war dem König Pelias gesagt worden, ein Mann, der mit Einem Schuh zu ihm käme, würde ihm das Königreich nehmen. Da geschah es, daß der König Pelias ein Gastmahl gab und Jason dazu einladen ließ. Jason mußte durch einen Bach gehen, um zur Stadt zu kommen, denn es war keine Brücke über den Bach. Es war die Nacht ein starkes Gewitter gewesen und hatte sehr stark geregnet; der Bach war voll Wasser und floß stark. Da giengen die Bänder an seinem einen Schuhe los, und er verlor ihn im Wasser und kam mit Einem Schuh in des Königs Haus. Als König Pelias das sah, erschrak er und sagte an Jason, er solle aus dem Lande gehen und nicht wieder zurückkommen, wenn er ihm nicht das goldene Vließ brächte.

Jason war nicht bange und ließ alle tapfere Ritter bitten, mit ihm zu gehen. Denn um das Vließ zu bekommen, mußte man mit bösen Thieren und bösen Menschen kämpfen. Jason baute ein großes Schiff für sich und seine Gesellen. Dabei half ihm die Göttin Minerva, die ihn lieb hatte, und schenkte ihm einen Baum zum Mast: wenn Jason den fragte, so sagte der ihm, was er thun sollte.

Das Schiff hieß Argo, und die auf dem Schiff giengen, nennt man die Argonauten. Unter den Argonauten war auch Herkules, und zwei Brüder, die hatten Flügel und konnten durch die Luft fliegen, und ein Held, der hieß Pollux, der schlug Alle zu Boden, die mit ihm auf die Faust kämpften.

Da kamen sie mit dem Schiff nach einem Lande, dessen König hieß Amykus, und wenn Fremde nach seinem Lande kamen, so mußten sie mit ihm kämpfen, und er war sehr stark und schlug alle todt. Pollux aber schlug ihn zu Boden und schlug ihn todt, denn er war sehr böse.

Darnach kamen die Argonauten mit ihrem Schiff Argo nach einer Stadt Salmydessa; dort wohnte ein König mit Namen Phineus. Der hatte Jupiter böse gemacht, und Jupiter, um ihn zu strafen, machte ihn blind, und wenn er sich zu Tische setzen wollte, um zu essen, so kamen abscheuliche große Vögel, die man Harpyen nannte. Diese Harpyen hatten eine Haut von Eisen, wie ein Panzer, und wenn die Leute des blinden Phineus nach ihnen schossen oder hieben, so konnten sie sie nicht verwunden; die Harpyen hatten auch große scharfe eiserne Krallen, womit sie die Leute zerrissen, die sie wegjagen wollten. Wenn nun das Essen aufgetragen war, so kamen sie und schleppten es weg, und wenn sie nicht Alles wegtragen konnten, so beschmutzten sie die Schüsseln und den Tisch, daß es ganz abscheulich stank. Da nun der arme Phineus niemals ordentlich essen konnte, so verhungerte er beinahe. Als die Helden zu ihm kamen, erzählte er ihnen sein Unglück und weinte sehr und bat sie ihm doch zu helfen. Die Helden setzten sich mit ihm zu Tisch, und als das Essen hereingebracht ward, so kamen auch die Harpyen hereingeflogen. Jason und seine Gefährten zogen ihre Schwerter und hieben nach ihnen, das half aber nichts. Die beiden Söhne des Boreas, Zetus und Kalaïs, welche Flügel hatten, schwangen sich in die Luft; da wurden die Harpyen bange und flogen weg, und die beiden Helden flogen hinter ihnen her; die Harpyen wurden zuletzt müde und ganz angst, und sie fielen in die See und ertranken. Da kamen Zetus und Kalaïs zurück, und nun hatte der arme Phineus Ruhe und konnte essen.

Als der Wind günstig war, giengen die Helden wieder auf ihr Schiff Argo, um nach Kolchis zu segeln, und als sie von Phineus Abschied nahmen, umarmte er sie und küßte sie und dankte ihnen noch vielmals, daß sie ihm aus seiner großen Noth geholfen hatten, und zum Dank gab er ihnen einen guten Rath. Auf der großen See, über die sie segeln mußten, schwammen zwei große Felsen, wie die Eisberge in der See schwimmen, wo gar kein Sommer ist, sondern immer Winter. Die Felsen waren hoch wie Berge, und wenn sie an einander stießen, so schlugen sie Alles in Stücke, was dazwischen war; wenn Fische im Wasser schwammen, so schlugen sie sie todt, und wenn Vögel durch die Luft flogen, wenn die Felsen zusammenschlugen, so schlugen sie sie todt; und wenn ein Schiff durch-

segeln wollte, so fuhren sie an einander, wenn das Schiff in der Mitte war, und schlugen es in kleine Stücke und alle Menschen, die darauf waren, todt. Die Felsen hatte Jupiter in die See gesetzt, damit kein Schiff nach Kolchis kommen sollte. Nun wußte aber Phineus, daß die Felsen immer weit auseinander führen, wenn sie zusammengeschlagen hatten, und sie fuhren immer zusammen, wenn ein Fisch durchschwimmen wollte, oder ein Vogel durchfliegen, oder ein Schiff durchfahren.

Deßwegen gab er den Argonauten einen klugen Rath, und sie thaten, was er ihnen rieth, und kamen glücklich hindurch, und ich will dir erzählen, wie sie es machten.

Als sie ankamen, wo die Felsen schwammen, da lagen sie weit von einander und fiengen gleich an, sich näher zu kommen. Die Argonauten segelten gerade auf die Mitte zu, und als sie dicht vor ihnen waren, stand einer von den Helden vorn auf dem Schiff und hielt eine Taube in der Hand und ließ sie fliegen. Wenn nun etwas Lebendiges zwischen die Felsen kam, so mußten sie zusammenschlagen, und dann fuhren sie wieder weit auseinander. Die Taube war geschwind, und die Göttin Minerva half ihr, weil es eine sehr gute Taube war; sie war ganz weiß. Als die Felsen zusammenschlugen, war nur noch ihr Schwanz dazwischen, und der ward ihr ausgerissen; aber die Federn wuchsen bald wieder. Da fuhren nun die Felsen wieder ganz weit auseinander, und nun ruderten alle Helden aus allen Kräften und kamen glücklich durch; als die Felsen wieder zusammen fuhren, schlugen sie nur ein kleines Stück hinten vom Schiffe ab. Die Taube setzte sich wieder auf das Schiff und war nicht böse auf die Argonauten, und hernach nahm Minerva sie und setzte sie an den Himmel, und da ist sie jetzt ein schönes Sternbild.

Als die Argonauten glücklich durch die Symplegaden gekommen waren, liefen sie endlich in den Fluß Phasis ein, der durch Kolchis fließt. Einige blieben auf dem Schiff; Jason aber und Pollux und viele andere Helden giengen in die Stadt, wo der König wohnte. Der König hieß Aeetes und hatte eine Tochter, die hieß Medea. Jason sagte dem König Aeetes, daß Pelias sie geschickt habe, um das goldene Vließ zu bringen, und bat ihn, daß er es ihm geben wolle. Aeetes wollte das Vließ nicht verlieren und konnte es auch

Jason nicht abschlagen; denn es war bestimmt, daß er es hergeben müsse, wenn Einer aus Griechenland käme und es verlangte. Er sagte also Jason, er solle es haben, aber er müsse zuvor die ehernen Stiere vor einen Pflug spannen und ein großes Stück Feld umpflügen und dann die Zähne des Drachen säen. Die ehernen Stiere hatte Vulkan gemacht; sie giengen und bewegten sich und lebten wie wirkliche Stiere; aber sie bliesen Feuer aus der Nase und dem Maul, und waren noch viel böser und stärker als wirkliche Stiere. Deßwegen hatten sie einen Stall, von großen Steinen und Eisen gebaut, und waren darin mit starken eisernen Ketten angebunden.

Und wenn die Drachenzähne unter die Erde kamen, wie Korn unter die Erde kommt, wenn es gesäet wird, so wuchsen eiserne Männer aus der Erde heraus, mit Lanzen und Schwertern, die den, der sie gesäet hatte, umbrachten. Also wollte der König, daß die Stiere Jason tödten sollten, und wenn die Stiere ihn nicht tödteten, daß es die eisernen Männer thun würden.

Die Tochter des Königs, Medea, sah Jason bei ihrem Vater und gewann ihn lieb, und es that ihr leid, daß Jason umkommen sollte. Sie konnte Zaubersäfte kochen und setzte sich auf einen Wagen, der mit fliegenden Schlangen bespannt war, und so flog sie durch die Luft und sammelte Kräuter auf vielen Bergen und in Thälern, an den Ufern von Bächen, und aus allen diesen Kräutern drückte sie den Saft aus und bereitete ihn, und dann gieng sie zu Jason, ohne daß ihr Vater es wußte, und brachte ihm den Saft und sagte ihm, daß er damit sein Gesicht und seine Hände und Arme und Beine reiben sollte, und auch seine Rüstung, seinen Schild, sein Schwert und seine Lanze. Dadurch ward er einen ganzen Tag lang noch viel stärker, als alle die andern Heroen, und das Feuer verbrannte ihn nicht, und Eisen verwundete ihn nicht und hieb nicht durch seinen Schild und seine Rüstung; sein Schwert aber und seine Lanze hieb und stach durch Eisen, als ob es Butter wäre.

Da ward denn ein Tag bestimmt, an dem Jason die Stiere anspannen und die Zähne säen sollte; und am frühen Morgen, ehe die Sonne aufgieng, kam der König Aeetes mit seiner Tochter und seinen Ministern, Generälen, Kammerherrn und Hofleuten und setzte sich auf seinen Thron bei dem Platz, wo Jason pflügen sollte, und die andern setzten sich auf Bänke, und alle Leute aus der Stadt

kamen heraus, um zu sehen, wie es gehen würde, und die Jungen kletterten auf die Bäume, um besser sehen zu können.

Jason rieb sich nun seine Waffen mit dem Saft, wie Medea ihm gerathen hatte, und kam auf den Platz. Der Stall, worin die Stiere eingesperrt waren, stand an dem Platze. Da ward die Thüre aufgeschlossen, und Jason gieng muthig hinein und war gar nicht bange. Er machte die Stiere los von der Kette und faßte jeden mit einer Hand bei einem Horn und zog sie heraus. Die Stiere brüllten ganz entsetzlich, und dabei fuhr ihnen das Feuer aus dem Maul und aus der Nase heraus, und so viel Rauch, als wenn ein Haus brennt, oder als wenn der Vesuvius Feuer speiet. Da freute sich der böse König Aeetes; die aber gut waren unter den Zuschauern und sahen, daß Jason so schön und tapfer war, die wurden betrübt und fürchteten, daß er sterben würde; denn sie wußten nicht, daß Medea ihm helfe. Jason drückte beide Stiere mit dem Kopfe zur Erde; da schlugen sie mit den Hinterfüßen, und Jason drückte so stark, daß sie auf die Kniee fielen.

Der Pflug, an den sie gespannt werden sollten, war ganz von Eisen; den brachte Pollux herbei und warf ihnen das Joch auf den Nacken und eine Kette um die Hörner; Jason hielt sie mit dem Maul und der Nase fest auf die Erde gedrückt, so daß sie nicht blasen konnten. Als Pollux fertig war und die Stiere angespannt, sprang er geschwind weg, und Jason faßte nun die Kette in die eine Hand und den Sterz des Pfluges in die andere und ließ die Hörner los; die Stiere sprangen auf und wollten wegrennen; aber Jason hielt die Kette so fest, daß sie ganz langsam gehen und ordentlich pflügen mußten. Als sie angespannt waren, gieng die Sonne auf, und als es Mittag war, hatte Jason das ganze Stück Feld umgepflügt. Da nahm er den Stieren das Joch ab und ließ sie los; die Stiere waren so bange, daß sie wegliefen wie eine Katze, die Schläge bekommen hat, und so liefen sie, ohne sich umzusehen, auf die Berge. Da würden sie alle Wälder in Brand gesteckt haben, wenn nicht Vulkan gekommen wäre und sie eingefangen und weggebracht hätte.

Als Jason mit dem Pflügen fertig war, gieng er zum König Aeetes und sagte, daß er ihm nun die Zähne geben sollte. Die Drachen und Schlangen haben das ganze Maul voll kleiner Zähne,

und Aeetes gab an Jason einen ehernen Helm ganz voll Zähne. Jason nahm sie mit der Hand heraus, gieng auf dem Felde hin und her und warf die Zähne nach allen Seiten; und dann nahm er einen großen Spieß und schlug die Schollen, die großen Stücke Erde klein und machte die Erde eben, wie der Gärtner thut, wenn er gesäet hat. Und darauf gieng er weg und legte sich hin, um auszuruhen, bis es Abend wurde; denn er war sehr müde.

Gegen Sonnenuntergang kam er wieder auf das Feld, und da wuchsen allenthalben die eisernen Männer heraus. Einige waren bis an die Füße herausgewachsen, andere bis an die Kniee, andere bis an die Hüften, andere bis unter die Schultern; von einigen sah man nur den Helm und die Stirn, sonst steckten sie noch ganz in der Erde. Die, welche die Arme schon aus der Erde hatten und bewegen konnten, schüttelten die Spieße und hieben mit den Schwertern. Einige machten auch schon die Füße los und wollten auf Jason zukommen.

Da that Jason, was seine Freundin Medea ihm gesagt hatte, nahm einen großen Stein und warf ihn auf das Feld mitten unter sie. Als die eisernen Männer den sahen, sprangen sie geschwind hin, um ihn zu nehmen. Ich denke, daß es ein schöner großer Marmorstein gewesen ist. Darüber fiengen sie an, untereinander zu zanken, weil jeder ihn haben wollte, und auf einander zu stechen und zu hauen; und sowie einer die Füße aus der Erde losgekriegt hatte, lief er auch hin, und so schlugen sie sich unter sich todt. Jason aber gieng auf dem Felde herum und hieb denen die Köpfe ab, die herauswuchsen. So kamen die eisernen Männer alle um, und der König Aeetes war ganz rasend; Medea aber und die Helden und alle Zuschauer freuten sich sehr.

Am folgenden Morgen gieng Jason zum König Aeetes und verlangte, daß er ihm nun das Vließ geben sollte; der König gab es ihm aber nicht und sagte, daß er wiederkommen sollte. Er wollte aber Jason ermorden lassen. Medea sagte das an Jason und sagte ihm auch, daß er das Vließ selbst holen müsse, sonst bekäme er es nicht. Das Vließ war an eine Eiche genagelt, und am Fuße der Eiche lag ein Drache, der nie schlief und alle Menschen fraß, die das Vließ anrühren wollten, außer dem König Aeetes; und der Drache war unsterblich; also konnte Medea Jason nicht helfen, daß

er ihn todtschlüge. Der Drache aß gerne süße Kuchen, und Medea gab Jason Kuchen mit Honig, da hatte sie einen Saft hineingethan, wovon der Drache einschlafen mußte. Jason kam mit den Kuchen und warf sie ihm hin; der dumme Drache fraß alle und schlief gleich ein. Jason stieg über ihn weg und zog die Nägel, womit das Vließ angenagelt war, mit einer Zange aus und nahm das Vließ vom Baum herab, schlug seinen Mantel darüber und trug es auf das Schiff. Medea kam auch und ward Jason's Frau und gieng mit ihm nach Griechenland.

Aeetes dachte, die Argonauten würden mit der Argo wieder eben so zurückfahren, wie sie gekommen waren, und schickte viele Schiffe aus, um sie anzugreifen; aber sie giengen einen andern Weg und fuhren den großen Fluß Ister hinauf, und dann trugen die Helden die Argo in den Okeanus, der um die ganze Erde fließt, und setzten das Schiff in den, und so fuhren sie außen um die Erde herum, und so kamen sie wieder nach Jolkos; die Kolcher aber warteten immer bei den Symplegaden, die nun feststanden, und da die Argo gar nicht kam, kehrten sie nach Hause zurück, und der König Aeetes war erschrecklich böse. Denn er hatte das Vließ verloren und die ehernen Stiere und die Drachenzähne, und seine Tochter war auch weg und hatte allen ihren Schmuck mitgenommen, und alle Leute lachten ihn aus.

Als Medea mit Jason in Thessalien angekommen war, machte sie den Aeson wieder jung, so daß seine weißen Haare wieder schwarz wurden, und alle seine Zähne wieder kamen, und er stark ward wie ein junger Mann und noch viele Jahre lebte; den Pelias machte sie todt, und Aeson ward wieder König an seiner Statt.

Niebuhr.

12.

Der Sänger Arion.

Vor alten Zeiten sollen Dichter gewesen sein, die durch den seltenen Klang wunderbarer Werkzeuge das geheime Leben der Wälder, die in den Stämmen der Bäume verborgenen Geister aufgeweckt, in wüsten, verödeten Gegenden den todten Pflanzensamen er=

regt und blühende Gärten hervorgerufen, grausame Thiere gezähmt und verwilderte Menschen zur Ordnung und Sitte gewöhnt, sanfte Neigungen und Künste des Friedens in ihnen rege gemacht, reißende Flüsse in milde Gewässer verwandelt und selbst die todten Steine in regelmäßig tanzende Bewegung hingerissen haben. Sie sollen zugleich Wahrsager und Priester, Gesetzgeber und Aerzte gewesen sein, indem selbst die höheren Wesen durch ihre zauberische Kunst herabgezogen wurden und sie in den Geheimnissen der Zukunft unterrichteten, das Ebenmaß und die natürliche Einrichtung aller Dinge, auch die innern Tugenden und Heilkräfte der Zahlen, Gewächse und aller Kreaturen ihnen offenbarten. Seitdem sollen, wie die Sage lautet, erst die mannigfaltigen Töne und die wundersamen Ordnungen in die Natur gekommen sein, während vorher Alles wild, unordentlich und feindselig gewesen. — In jenen Zeiten nun hat es sich unter anderm auch einmal zugetragen, daß der Sänger Arion über das Meer in ein fremdes Land reisen wollte. Er war reich an schönen Kleinodien und köstlichen Dingen, die ihm aus Dankbarkeit verehrt worden waren. Am Ufer fand er ein Schiff vor Anker, und die Leute darin waren bereitwillig, ihn für den verheißenen Lohn nach der verlangten Gegend zu fahren. Der Glanz und die Zierlichkeit seiner Schätze reizten aber bald ihre Habsucht so sehr, daß sie unter einander verabredeten, sich seiner zu bemächtigen, ihn in's Meer zu werfen und nachher seine Habe unter sich zu vertheilen. Wie sie also mitten im Meere waren, fielen sie über ihn her und sagten ihm, daß er sterben müsse, weil sie beschlossen hätten, ihn in's Meer zu werfen. Er bat sie auf die rührendste Weise um sein Leben, bot ihnen seine Schätze zum Lösegelde an und prophezeite ihnen großes Unglück, wenn sie ihren Vorsatz ausführen würden. Aber weder das Eine noch das Andere konnte sie bewegen; denn sie fürchteten, daß er ihre böswillige That einmal verrathen möchte. Da er sie nun einmal so fest entschlossen sah, bat er sie, ihm wenigstens zu erlauben, daß er noch vor seinem Ende seinen Schwanengesang spielen dürfe; dann wolle er, mit seinem schlichten hölzernen Instrumente, vor ihren Augen freiwillig in's Meer springen. Sie wußten recht wohl, daß, wenn sie seinen Zaubergesang hörten, ihre Herzen erweicht und sie von Reue ergriffen werden würden; daher nahmen sie sich vor, ihm zwar diese letzte

Bitte zu gewähren, während des Gesanges aber sich die Ohren fest zu verstopfen, daß sie nichts davon vernähmen und so bei ihrem Vorhaben bleiben könnten. Dieß geschah. Der Sänger stimmte einen herrlichen, unendlich rührenden Gesang an. Das ganze Schiff tönte mit, die Wellen klangen, die Sonne und die Gestirne erschienen zugleich am Himmel, und aus den grünen Fluten tauchten tanzende Schaaren von Fischen und Meerungeheuern hervor. Die Schiffer standen feindselig allein mit festverstopften Ohren und warteten voll Ungeduld auf das Ende des Liedes. Bald war es vorüber. Da sprang der Sänger mit heiterer Stirne in den dunkeln Abgrund hin, sein wohlthätiges Werkzeug im Arme. Er hatte aber kaum die Wellen berührt, so hob sich der breite Rücken eines dankbaren Seethieres unter ihm hervor, das mit dem erstaunten Sänger schnell davon schwamm. Nach kurzer Zeit hatte es die Küste erreicht, nach der Arion hingewollt, und setzte ihn sanft im Schilfe nieder. Der Dichter sang seinem Retter ein frohes Lied und gieng dankbar von dannen. Nach einiger Zeit gieng Arion einmal am Ufer des Meeres allein und klagte in süßen Tönen über seine verlorenen Kleinode, die ihm, als Erinnerungen glücklicher Stunden und als Zeichen der Liebe und Dankbarkeit, so werth gewesen waren. Indem er so sang, kam plötzlich sein alter Freund im Meere daher gerauscht und ließ aus seinem Rachen die geraubten Schätze auf den Sand fallen. Die Schiffer hatten nach des Sängers Sprunge sich sogleich in seine Hinterlassenschaft zu theilen angefangen. Bei der Theilung aber war Streit unter ihnen entstanden, und über dem Zwiespalte war das Schiff durch Nachlässigkeit auf einen Strand gerathen, wo es scheiterte und untergieng. So kehrten die Schätze durch die Hilfe des dankbaren Meerthieres, das dieselben im Meere aufsuchte, in die Hände ihres alten Besitzers zurück.

v. Hardenberg.

13.

Der Schwanritter.

Da Herzog Gottfried von Brabant zum Sterben kam und hatte keinen Sohn, so wollte er sein Land und Erbe seiner Gemah-

lin und seiner Tochter überlassen. Aber Gottfried's Bruder, der Sachsenherzog, wollte darein nicht willigen und sagte, das Land sei kein Weiberlehen und Erbe, und nahm Brabant für sich. Da ward die Herzogin klagend bei König Karl, und der lud sie und auch ihren Schwager gen Neumagen (Nymwegen) am linken Arm des Rheinstroms, die Waal geheißen; und da kam sie mit ihrer Tochter hin und auch ihr Gegner. Und da geschah es, daß Karolus durch ein Fenster hinausschaute und hinab auf den Strom, da sah er einen Schwan schwimmen, der hatte ein silbernes Halsband um und zog mit diesem an silberner Kette einen Nachen nach sich, und in dem Nachen lag ein Ritter im gleisenden Harnisch; auf seinem Schilde ruhte sein Haupt; seinen Helm und Halsberge (Panzerhemd) hatte er abgethan und neben sich gelegt, und der Schwan ruderte an das Ufer heran. Alle Hofleute, die das sammt dem Kaiser sahen, verwunderten sich hoch, vergaßen den Rechtshandel und eilten nach dem Ufer hinunter. Der ritterliche Jüngling im Nachen aber erwachte, that seine Gewaffen wieder an, erhob den Schild, darauf acht Scepterlein um einen weißen Karfunkel gestellt waren, und stieg aus der Barke, zum Schwane sprechend: „Fliege deinen Weg wohl hin, lieber Schwan; so ich deiner bedarf, will ich dir rufen!“ — Da wandte sich der Schwan und ruderte im Wasser und entschwand sammt dem Nachen den Augen der ihm Nachblickenden. Alles blickte ganz verwunderungsvoll nach dem Gast, dem Karol selbst die Hand bot und ihn nach der Burg geleitete; dann setzte er sich auf den Richterstuhl und hieß den Fremdling bei den Fürsten und Herren eine Stelle einnehmen. Es erhob nun die Herzogin ihre Klagen, und ihr Schwager brachte seine Gegenrede vor und sprach, daß er bereit sei, für sein Recht zu kämpfen, sie solle ihm nur einen Kämpen stellen, der mit ihm für ihr und ihrer Tochter vermeintes Recht stritte. Der Sachsenherzog war aber gar ein mannlicher Held und dem Besten im Kampfe überlegen; darum erbebte die Herzogin, denn sie wußte keinen Kämpen in ihrer Sippschaft, den sie wagen konnte aufzufordern, sich jenem gegenüber zu stellen. Da weinte sie im bittern Schmerz, und ihre Tochter weinte mit ihr, und es war ihr weh im Herzen. Siehe, da erhob sich der junge Ritter, so mit dem Schwan gekommen war, von seinem Stuhl, neigte sich gegen den Kaiser und sprach: „So du es mir vergönnest, großer Kaiser, so will

ich wohl dieser Frau Kämpe sein.“ Das wurde ihm gewährt, und er stritt darauf einen schweren Streit mit dem Sachsenherzog; doch obsiegte er ihm endlich und machte so der Herzogin und ihrer Tochter Erbe frei und ledig. Die danketen ihm in Züchten, und die Herzogin bot ihm jeden Kampfeslohn, den sie gewähren könne, und wär' es selbst ihrer Tochter Hand uud einstiges Erbe. Da sagte der Jüngling, Wertheres könnte ihm nimmer geboten werden, sein Name sei Helias, das und mehr könne er von sich nicht sagen, er müsse unerläßlich bedingen, daß seine Braut und Vermählte nie und nimmermehr ihn frage, wo er hergekommen, welches seine Geschichte sei, wer ihm Vater und Mutter wäre, und solcher Fragen mehr; denn so wie sie solche Frage, auch nur die leiseste und nur ein einziges Mal an ihn richte, müsse sie auf immer ihn verlieren.

Dieses Bedingniß dünkte die Prinzessin von Brabant gar leicht zu halten; sie gelobte ihm das und vermählte sich dem Schwanenritter Helias. Sie zogen nach Cleve, der uralten Stadt, wo schon Julius Cäsar eine Burg erbaut, erneuerten das Schloß und nannten es die Schwanenburg, und freuten sich des Lebens und der Landschaft, die schon Manche mit den elyseischen Feldern der alten Mythe ob ihrer Anmuth verglichen. Beide gewannen auch zwei blühende Kinder und waren sehr glücklich, wären es auch geblieben, wenn nicht die schlimme Neugier die junge Herzogin gequält und immer gequält hätte. Die mochte gar zu gerne wissen, wer denn eigentlich ihrer Kinder Vater sei, und so drückte es ihr fast das Herz ab, bis sie endlich die Frage that, die ihr doch so ernst verboten war. Da sprach Helias: „Nun hast du dein Glück zerbrochen und mein Glück, und hast mich am längsten gesehen.“ — Und waffnete sich und winkte zum Fenster hinaus — da kam schon der Schwan geschwommen mit seinem Schifflein. Und der Herzog küßte seine Kinder und drückte seiner Gemahlin stumm und schmerzlich die Hand — die weinte überlaut und stürzte ihm voll Reue zu Füßen und wollte ihn zurückhalten, und auch alles Volk flehte ihn an, daß er bleiben sollte. Aber Helias konnte nicht bleiben — er segnete Alle, bestieg seinen Kahn und fuhr von dannen. Tief drang der Kummer in's Gemüth der Herzogin; doch erzog sie die Kinder zu tüchtigen Rittern, und ihnen entstammten alle spätern Grafen und Herzoge von Cleve und Geldern und Reineck,

die führten meist den Schwan im Wappen. Des Landes Heerschild aber blieb der weiße Stein im rothen Felde, um den die acht goldnen Scepterstäbe gestellt sind, bis auf diesen Tag. Auf dem Schwanenthurme der Schwanenburg aber zeugt noch ein weißer Schwan, der sich im Winde dreht, von dieser Geschichte.

L. Bechstein.

14.

Kaiser Karl im Untersberg.

In dem Wunderberg oder Untersberg bei Salzburg sitzt außer andern fürstlichen uud vornehmen Herren auch Kaiser Karl, mit goldner Krone auf dem Haupt und seinen Scepter in der Hand. Auf dem großen Walserfeld wurde er verzückt und hat noch ganz seine Gestalt beibehalten, wie er sie in der zeitlichen Welt gehabt. Sein Bart ist grau und lang gewachsen und bedeckt ihm das goldene Bruststück seiner Kleidung ganz und gar. In Fest- und Ehrentagen wird der Bart auf zwei Theile getheilt, einer liegt auf der rechten Seite, der andere auf der linken, mit einem kostbaren Perlenband umwunden. Der Kaiser hat ein scharfes und tiefsinniges Angesicht und erzeigt sich freundlich und gemeinschaftlich gegen alle Untergebenen, die da mit ihm auf einer schönen Wiese hin und her gehen. Warum er sich da aufhält und was seines Thuns ist, weiß Niemand und steht bei den Geheimnissen Gottes.

Es wird erzählt, daß Kaiser Karl der Fünfte, von Andern aber, daß Friedrich an einem Tisch sitzt, um den sein Bart schon mehr denn zweimal herumgewachsen ist. Sowie der Bart zum dritten Mal die letzte Ecke desselben erreicht haben wird, tritt dieser Welt letzte Zeit ein. Der Antichrist erscheint, auf den Feldern von Wals kommt es zur Schlacht, die Engelsposaunen ertönen, und der jüngste Tag ist angebrochen.

Grimm.

15.

Der Mäusethurm.

Es war, wie die Sage berichtet, im Jahre nach Christi Geburt 968, als Hatto II., der Ostfranken Herzog, mit dem Beinamen

Bonosus, Abt zu Fulda, ein Mann von großer Klugheit und überhaupt glänzenden Geistesgaben, zum Erzbischof von Mainz erwählt ward. Er war aber ein hartherziger Mann und dem Geize sehr ergeben, häufte daher Schätze auf Schätze und bewahrte sie sorgfältig.

Während seiner Regierung trat zu Mainz und in der umliegenden Gegend eine so große Hungersnoth ein, daß die Armen, aus Mangel an Lebensmitteln ihr Leben nicht zu fristen vermögend, dahin starben. Ein großer Haufe drang vor Hatto's Schloß und bestürmte ihn mit flehenden Bitten um Linderung ihrer Noth.

Der hartherzige Mann verweigerte es ihnen und schalt sie, daß sie müßiges, schlechtes Volk wären und nicht arbeiten wollten. Die Armen wurden ungestümer und forderten mit furchtbarer Stimme Brod.

Da ließ Hatto eine große Anzahl Hungriger, unter dem Scheine, als sollten Früchte und Lebensmittel unter sie ausgetheilt werden, in einige Kornhäuser sich sammeln, ließ diese dann zuschließen und in Brand stecken, so daß Alle den elenden Tod in den Flammen starben; und während der Unglücklichen Klaggeschrei aus dem Feuer himmelan stieg, rief er mit ruchloser Fühllosigkeit den Mithelfern des Verbrechens zu: „Hört ihr, wie die Mäuse pfeifen?"

Aber es schwieg nicht bei dieser Gräuelthat die Rache des Himmels, die einen wunderbaren und noch nie erhörten Tod über Hatto verhängte. Es entstand nämlich und stürzte aus der Asche der erbärmlich Verbrannten auf ihn zu ein Heer Mäuse, daß, wohin er sich auch wenden mochte, diese Thiere mit Bissen ihn verfolgten. Flüchtete er sich auf die steilsten und höchsten Oerter, — an den Wänden hinauf kletterten sie ihm nach. Schloß er sich noch so eng ein, so drangen sie durch die kleinsten Ritzen, stürmten in unzähliger Menge auf ihn los und bissen, zerfleischten und zernagten ihn. Und so groß war ihr Ungestüm, daß, je heftiger man sie abzutreiben suchte, mit desto stärkerer und erneuerter Wuth sie auf ihn losgiengen, ja, wo sie an Wänden und Tapeten seinen Namen fanden, den nagten sie weg.

Als sich nun der Bischof in dieser jämmerlichen Lage zu Lande nirgends sicher sah, da suchte er im Wasser Hilfe. Er ließ sich

deßhalb in einem Nachen nach einem unterhalb des Städtchens Bingen mitten im Rheine erbauten Thurme übersetzen, der von Alters her als Warte diente, um die Schiffenden vor der Gefahr des Bingerlochs zu warnen. Hier, durch doppeltes Bollwerk sich sicher wähnend, hoffte er, der reißende Strom werde den Mäusen den Zugang zu ihm verwehren, und er so vor ihrer Wuth gerettet sein. Allein auch da entgieng er der göttlichen Strafe nicht. Die Mäuse schwammen in so ungeheurer Anzahl über den Strom, daß sie, obgleich eine Menge ersoff, dennoch zu Tausenden am Thurme anlangten. Nun kletterten sie an den Mauern hinauf, drangen überall ein, dem Bischofe nach, und zerfleischten ihn so, daß er endlich des jämmerlichsten Todes sterben mußte. Lehnert.

16.

Bau der Wartburg.

Es war Graf Ludwig, zubenannt der Springer, ein mächtiger Herr in Thüringen. Als derselbe einsmals am Inselberg jagte, traf er ein Stück Wildes, das er eifrig verfolgte und ihm nachritt bis an das Flüßchen Hörsel und bis gen Nieder-Eisenach, und von dannen wieder bis an den Berg, darauf jetzt die Wartburg steht. Dort blieb er und wollte warten, wo das Wild aus dem Walde liefe, betrachtete derweil die schöne Gegend und vornehmlich den steilen Felsenberg, und dachte bei sich selbst und sagte: „Wart' Berg, du sollst mir eine Burg werden!“ So mit großer Lust, auf den Berg zu bauen, trachtete er auf Mittel und Wege, es füglich zu beginnen; denn der Berg gehörte den Herren von Frankenstein, welche nahe dabei schon eine Burg besaßen, der Mittelstein genannt — vor der Wartburg die beste Burg in Thüringen — aber jenseit des Waldes bei Salzungen dicht über der Werra ihr Stammschloß hatten. — Und der Graf hatte bei sich zwölf Ritter, tapfere, freie Mannen; mit denen berieth er sich heimlich, als sie sich zu ihm gefunden hatten, wie er den Berg an sich brächte; und es ward also gehandelt, daß des Nachts vom Schaumberg, der dem Grafen eigen war, Erde in Körben auf den Wartberg getragen wurde und darauf gestreut, und der Graf schlug dann eine Burg-

friede mit Gewalt auf, hinter der er sich vertheidigen konnte. Bald kamen die Herren vom Mittel- und Frankenstein, konnten aber dem Grafen auf seiner Felsenfeste nichts anhaben, verklagten ihn daher bei Kaiser und Reich, daß er sich des Ihrigen mit Gewalt freventlich anmaße. Auf des Reiches Befragen entgegnete der Graf, er habe die Burg auf das Seine gebaut, wolle sie auch nach Urthel und Recht, seines Verhoffens, wohl behalten. Darauf erkannte das Reich, so er mit zwölf redlichen Männern beweisen und beschwören könne mit leiblichem Eid, daß das Land, worauf er gebaut, sein wäre, solle er es behalten. Da erkor der Graf seine zwölf Ritter zu Eideshelfern, trat mit ihnen auf den Berg, sie steckten ihre Schwerter in die zuvor hinaufgetragene Erde und schwuren, daß ihr Herr, Graf Ludwig, auf dem Seinen stünde, und schon vor Alters dieser Boden — nämlich der hinaufgetragene — zum Lande und zur Herrschaft von Thüringen gehört habe. Damit behielt er den Berg. — Es war aber dazumal im Thüringerlande, ja aller Orten, große Hungersnoth und großes Sterben, und erhielt durch den Burgbau das arme Volk sein Brod, um das allein es arbeitete. Der Graf ließ die Steine im Seeberg bei Gotha brechen und herführen, baute das Haus und Kemnaten und Thürme, wollte auch gar die Burg mit Kupfer decken und übergülden lassen; das Reich war aber dagegen; so ließ er sie mit Blei decken. Und als das Schloß gar köstlich gebaut war, baute der Graf auch die Ringmauer, darin das jetzige Eisenach liegt; denn zuvor war diese Stadt viel weiter von der Wartburg gelegen und war ein offener Flecken am St. Petersberg, zwischen der Hörsel und Nesse. Es mußte zu diesem Mauerbau ein jedes Dorf im Thüringerlande helfen, mit Fuhren und Handreichung, und jedes ein Stück Mauer bauen, von welcher verschiedenen Arbeit noch die Spuren ersichtlich sind. — Also ward die Wartburg erbaut und Eisenach begründet und mit Mauern umgeben. L. Bechstein.

17.

Der Krieg zu der Wartburg.

Auf der Wartburg kamen im Jahre 1206 sechs tugendhafte und vernünftige Männer mit Gesang zusammen und dichteten die Lie-

der, welche man hernach nannte: den Krieg zu der Wartburg. Die Namen der Meister waren: Heinrich Schreiber, Walter von der Vogelweide, Reimar Zweter, Wolfram von Eschenbach, Biterolf und Heinrich von Ofterdingen. Sie sangen aber und stritten von der Sonne und dem Tag, und die meisten verglichen Hermann, Landgrafen zu Thüringen und Hessen, mit dem Tag, und setzten ihn über alle Fürsten. Nur der einzige Ofterdingen pries Leopolden, Herzog von Oesterreich, noch höher, und stellte ihn der Sonne gleich. Die Meister hatten aber unter einander bedungen: wer im Streit des Singens unterliege, der solle des Hauptes verfallen; und Stempfel der Henker mußte mit dem Strick daneben stehen, daß er ihn alsbald aufhängte. Heinrich von Ofterdingen sang nun klug und geschickt; allein zuletzt wurden ihm die andern überlegen und fiengen ihn mit listigen Worten, weil sie ihn aus Neid gern von dem Thüringer Hof weggebracht hätten. Da klagte er, daß man ihm falsche Würfel vorgelegt, womit er habe verspielen müssen. Die fünf andern riefen Stempfel, der sollte Heinrich an einen Baum hängen. Heinrich aber floh zur Landgräfin Sophia, und barg sich unter ihren Mantel; da mußten sie ihn in Ruhe lassen, und er dingte mit ihnen, daß sie ihm ein Jahr Frist gäben; so wolle er sich aufmachen nach Ungarn und Siebenbürgen, und Meister Klingsor holen; was der urtheile über ihren Streit, das solle gelten. Dieser Klingsor galt damals für den berühmtesten deutschen Meistersänger; und weil die Markgräfin dem Heinrich ihren Schutz bewilligt hatte, so ließen sie sich alle die Sache gefallen.

Heinrich von Ofterdingen wanderte fort, kam erst zum Herzogen nach Oesterreich und mit dessen Briefen nach Siebenbürgen zu dem Meister, dem er die Ursache seiner Fahrt erzählte und seine Lieder vorsang.

Klingsor lobte diese sehr und versprach ihm, mit nach Thüringen zu ziehen und den Streit der Sänger zu schlichten. Unterdessen verbrachten sie die Zeit mit mancherlei Kurzweil, und die Frist, die man Heinrich bewilligt hatte, nahete sich ihrem Ende. Weil aber Klingsor immer noch keine Anstalt zur Reise machte, so wurde Heinrich bang und sprach: „Meister, ich fürchte, Ihr lasset mich im Stich, und ich muß allein und traurig meine Straße ziehen; dann bin ich ehrenlos und darf zeitlebens nimmermehr nach

Thüringen." Da antwortete Klingsor: „Sei unbesorgt! wir haben starke Pferde und einen leichten Wagen, wollen den Weg kürzlich gefahren haben."

Heinrich konnte vor Unruhe nicht schlafen; da gab ihm der Meister Abends einen Trank ein, daß er in tiefen Schlummer sank. Darauf legte er ihn in eine lederne Decke und sich dazu, und befahl seinen Geistern, daß sie ihn schnell nach Eisenach in Thüringerland schaffen sollten, auch in das beste Wirthshaus niedersetzen. Das geschah, und sie brachten ihn in Helgreven-Hof, eh' der Tag erschien. Im Morgenschlaf hörte Heinrich bekannte Glocken läuten, er sprach: „Mir ist, als ob ich das mehr gehört hätte, und däucht, daß ich zu Eisenach wäre." Dir träumt wohl — sprach der Meister. Heinrich aber stand auf und sah sich um, da merkte er schon, daß er wirklich in Thüringen wäre. „Gott sei Lob, daß wir hier sind, das ist Helgreven-Haus, und hier sehe ich St. Georgen Thor, und die Leute, die davor stehen und über Feld gehen wollen."

Bald wurde nun die Ankunft der beiden Gäste auf der Wartburg bekannt; der Landgraf befahl, den fremden Meister ehrlich zu empfahen und ihm Geschenke zu tragen. Als man den Ofterdingen fragte, wie es ihm ergangen und wo er gewesen, antwortete er: „Gestern gieng ich zu Siebenbürgen schlafen, und zur Metten war ich heute hier; wie das zugieng, hab' ich nicht erfahren." So vergiengen einige Tage, eh' daß die Meister singen und Klingsor richten sollten. Eines Abends saß er in seines Wirthes Garten, und schaute unverwandt die Gestirne an. Die Herren fragten, was er am Himmel sähe? Klingsor sagte: „Wisset, daß in dieser Nacht dem König von Ungarn eine Tochter geboren werden soll; die wird schön, tugendreich und heilig, und des Landgrafen Sohne zur Ehe vermählt werden."

Als diese Botschaft Landgrafen Hermann überbracht worden war, freute er sich und entbot Klingsor zu sich auf die Wartburg, erwies ihm große Ehre und zog ihn zum fürstlichen Tische. Nach dem Essen gieng er auf's Richterhaus (Ritterhaus), wo die Sänger saßen, und wollte Heinrich von Ofterdingen ledig machen. Da sangen Klingsor und Wolfram mit Liedern gegen einander, aber Wolfram that so viel Sinn und Behendigkeit kund, daß ihn der Meister nicht überwinden mochte. Klingsor rief einen seiner Geister,

der kam in eines Jünglinges Gestalt: „Ich bin müde worden vom Reden — sprach Klingsor — da bringe ich dir meinen Knecht, der mag eine Weile mit dir streiten, Wolfram.“ Da hub der Geist zu singen an, von dem Anbeginne der Welt bis auf die Zeit der Gnaden: aber Wolfram wandte sich zu der göttlichen Geburt des ewigen Wortes; wie er kam von der heiligen Wandlung des Brodes und Weines zu reden, mußte der Teufel schweigen und von dannen weichen. Klingsor hatte Alles mit angehört, wie Wolfram mit gelehrten Worten das göttliche Geheimniß besungen hatte, und glaubte, daß Wolfram wohl auch ein Gelehrter sein möge. Hierauf giengen sie aus einander. Wolfram hatte seine Herberge in Titzel Gottschalks Hause, dem Brodmarkt gegenüber mitten in der Stadt. Nachts wie er schlief, sandte ihm Klingsor von neuem seinen Teufel, daß er ihn prüfen sollte, ob er ein Gelehrter oder ein Laie wäre; Wolfram aber war blos gelehrt in Gottes Wort, einfältig und anderer Künste unerfahren. Da sang ihm der Teufel von den Sternen des Himmels, und legte ihm Fragen vor, die der Meister nicht aufzulösen vermochte; und als er nun schwieg, lachte der Teufel laut, und schrieb mit seinem Finger in die steinerne Wand, als ob sie weicher Teig gewesen wäre: „Wolfram, du bist ein Laie Schnipfenschnapf.“ Darauf entwich der Teufel, die Schrift aber blieb in der Wand stehen. Weil jedoch viele Leute kamen, die das Wunder sehen wollten, verdroß es den Hauswirth, ließ den Stein aus der Mauer brechen und in die Hörsel werfen. Klingsor aber, nachdem er dieses ausgerichtet hatte, beurlaubte sich von dem Landgrafen und fuhr mit Geschenken und Gaben belohnt sammt seinen Knechten in der Decke wieder weg, wie und woher er gekommen war.

Grimm.

18.

Der Glockenguß zu Breslau.

Als die Glocke zu St. Maria Magdalena in Breslau gegossen werden sollte und Alles dazu fast fertig war, gieng der Gießer zuvor zum Essen, verbot aber dem Lehrjungen bei Leib und Leben, den Hahn am Schmelzkessel anzurühren. Der Lehrjunge aber war

vorwitzig und neugierig, wie das glühende Metall doch aussehen möge, und indem er so den Krahn bewegte und anregte, fuhr er ihm wider Willen ganz heraus, und das Metall rann und rann in die zubereitete Form. Höchst bestürzt weiß sich der arme Junge gar nicht zu helfen, endlich wagt er's doch, und geht weinend in die Stube, und bekennt seinem Meister, den er um Gotteswillen um Verzeihung bittet. Der Meister aber wird vom Zorn ergriffen zieht das Schwert und ersticht den Jungen auf der Stelle. Dann eilt er hinaus, will sehen, was noch vom Werk zu retten sei, und räumt nach der Verkühlung ab. Als er abgeräumt hatte, siehe, so war die ganze Glocke trefflich wohl ausgegossen und ohne Fehl; voll Freuden kehrte der Meister in die Stube zurück und sah nun erst, was für Uebles er gethan hatte. Der Lehrjunge war verblichen; der Meister wurde eingezogen und von den Richtern zum Schwert verurtheilt. Inmittelst war auch die Glocke aufgezogen worden; da bat der Glockengießer flehentlich: ob sie nicht noch geläutet werden dürfte, er möchte ihren Klang auch wohl hören, da er sie doch zugerichtet hätte, wenn er die Ehre vor seinem letzten Ende von den Herren haben könnte. Die Obrigkeit ließ ihm willfahren, und seit dieser Zeit wird mit dieser Glocke allen armen Sündern, wenn sie vom Rathhaus herunterkommen, geläutet.

Grimm.

19.

Die heilige Lanze zu Antiochien.

Auf dem Zuge, welchen die abendländischen Christen unter Anführung von Gottfried von Bouillon unternahmen, um das heilige Land aus den Händen der Ungläubigen zu befreien, gelangten sie nach Antiochien und belagerten die Stadt. Nach sieben Monaten sah man jedoch noch keinen Erfolg; die Angriffe der Feinde, der Mangel an Lebensmitteln und ein furchtbares Erdbeben erzeugten große Noth im Lager der Christen. — Es war daselbst unter ihnen Petrus, ein Pilger, arm und geringer Herkunft, aber fromm. Er konnte weder lesen, noch schreiben; doch das Vaterunser, den Glauben, das Gloria und das Benedictus betete er mit einfachem Sinne, wie man es ihm gelehrt hatte. Einsam ruhte dieser einst in seinem Zelte und

rief in schlafloser Nacht, von großer Furcht bedrängt: „Herr, hilf! Herr, hilf!" — Da traten zwei Männer zu ihm mit leuchtenden Kleidern; der ältere hatte einen langen, braunen Bart und schwarze, durchdringende Augen; der jüngere war schlanker; man mochte sein Antlitz mit keiner andern Bildung vergleichen. Jener hub aber an: „Ich bin Andreas, der Apostel, fürchte dich nicht, sondern folge mir nach!" Der Pilger stand vom Lager auf; jene beiden giengen voran zur Kirche des heiligen Petrus. Zwei Lampen brannten nur in dem weiten Gewölbe, und doch war es so helle, wie am Mittag. Der Apostel sprach: „Warte ein wenig!" und gieng hinweg. Petrus setzte sich an eine Säule auf die Stufen, welche vom Mittag her zum Hochaltar führten; der jüngere Begleiter stand in der Ferne, auch an den Stufen des Altars. Nach einer Weile kam der heilige Andreas aus der Tiefe hervor, trug eine Lanze in der Hand und sprach zu Petrus: „Siehe, mit dieser Lanze ist die Seite geöffnet worden, aus welcher das Heil geflossen für alle Welt. Gib Acht, wo ich sie verberge, damit du sie nach der Einnahme Antiochiens dem Grafen von Toulouse nachweisen könnest; zwölf Männer müssen graben, bis man sie findet. Jetzt aber verkünde dem Bischofe von Puy, er möge nicht ablassen von Ermahnung und Gebet; denn der Herr sei mit euch Allen." Als der Apostel so gesprochen, führte er mit seinem Begleiter den Pilger über die Mauern der Stadt zurück in sein Zelt. Dieser aber wagte nicht, zu dem Bischofe zu gehen und das Geschehene zu erzählen, sondern zog nach Roja, um Lebensmittel zu sammeln. Da erschien ihm um die Zeit, wenn der Hahn zum ersten Male kräht, am ersten Tage der großen Fasten, wiederum der Apostel mit seinem Begleiter; ein heller Glanz füllte das Zimmer. Jener sprach: „Petrus, schläfst du?" Petrus antwortete: „Nein, Herr, ich schlafe nicht." — „Hast du gethan, was ich dir befohlen?" fragte Andreas weiter. „Ich habe mich gefürchtet, erwiderte der Pilger; denn ich bin arm und gering; Keiner wird meinen Worten glauben." Da sprach der Apostel: „Weißt du nicht, wie die Armen und Geringen das Reich Gottes erwerben, und hat euch nicht der Herr auserwählt zur Erlösung seines Heiligthums? Siehe, die Heiligen selbst möchten den Himmel verlassen und Theil nehmen an eurem Beginnen. Gehe hin und thue, was ich dir geheißen!" Petrus zögerte noch immer, er wollte gen Cypern segeln;

ein Sturm warf ihn zum Lande zurück; er erkrankte. Während dessen war Antiochien eingenommen durch Hilfe christlich gesinnter Bewohner; aber ein neues Heer der Türken belagerte nunmehr die Kreuzfahrer, und größere Noth entstand als je zuvor. Da erschienen jene zwei zum dritten Male dem Pilger, und der Apostel sprach: „Petrus, Petrus, du hast noch nicht verkündet, was dir vertraut worden!“ Dieser aber sagte: „O Herr, erwähle einen Weiseren, einen Reicheren, einen Edleren! Ich bin unwürdig solcher Gnade.“ — „Der — antwortete der Heilige — ist würdig, welchen der Herr erwählet; thue, was dir befohlen ward, damit die Krankheit von dir weiche!“ — Ernst war des Apostels Blick, mild aber und wie von himmlischem Lichte umflossen das Antlitz seines Begleiters. Da faßte Petrus Muth und sprach: „Wer ist dein Begleiter, der noch nimmer gesprochen hat, zu dem mich aber Liebe hinzieht und Sehnsucht, der mein Inneres löset von jedem Zweifel, der meine Seele füllt mit Vertrauen und himmlischer Ruhe?“ Der Apostel antwortete: „Du magst ihm nahen und seine Füße küssen.“ Petrus trat hinzu und kniete nieder; da sah er blutige Male an den Füßen; er fiel auf sein Angesicht und rief: „Mein Herr und mein Gott!“ — Es breitete Christus über ihn die Hände und verschwand. Der Pilger verkündete das Gesicht. Zwölf Männer gruben vom Morgen bis zum Abend; da zeigte sich die Lanze. Durch ihre Wunderkraft gestärkt, siegten die Christen über alle ihre Feinde, und die Erzählung ist aufbewahrt worden, damit ein kindlich Gemüth sich an dem erbaue, was den Verständigen dieser Erde verborgen ist.

Fr. v. Raumer.

20.

Otto mit dem Bart.

Kaiser Otto der Große wurde in allen Landen gefürchtet, er war strenge und ohne Milde, trug einen schönen rothen Bart; was er bei diesem Barte schwur, machte er wahr und unabwendlich. Nun geschah es, daß er zu Babenberg (Bamberg) eine prächtige Hofhaltung hielt, zu welcher geistliche und weltliche Fürsten des Reichs in großer Zahl kommen mußten. Ostermorgens zog der Kaiser mit allen diesen Fürsten in das Münster, um die feierliche Messe zu hören,

unterdessen in der Burg zu dem Gastmahl die Tische bereitet wurden; man legte Brod und stellte schöne Trinkgefäße darauf. An des Kaisers Hofe diente aber dazumal auch ein edler und wonnesamer Knabe, sein Vater war Herzog in Schwaben und hatte nur diesen einzigen Erben. Dieser schöne Jüngling kam von ungefähr vor die Tische gegangen, griff nach einem linden Brod mit seinen zarten, weißen Händen, nahm es auf und wollte es essen, wie alle Kinder sind, die gerne in hübsche Sachen beißen, wonach ihnen der Wille steht. Wie er nun ein Theil des weißen Brodes abbrach, gieng da mit seinem Stabe des Kaisers Truchseß, welcher die Aufsicht über die Tafel haben sollte; der schlug zornig den Knaben auf's Haupt, so hart und ungefüge, daß ihm Haar und Haupt blutig ward. Das Kind fiel nieder und weinte heiße Thränen, daß es der Truchseß gewagt hätte, es zu schlagen. Das ersah ein auserwählter Held, genannt Heinrich von Kempten, der war mit dem Kinde aus Schwaben gekommen und dessen Zuchtmeister. Heftig verdroß es ihn, daß man das zarte Kind so unbarmherzig geschlagen hatte, und fuhr den Truchseßen, seiner Rohheit wegen, mit harten Worten an. Der Truchseß sagte, daß er kraft seines Amtes allen ungefügen Schälken am Hofe mit seinem Stabe wehren dürfe. Da nahm Herr Heinrich einen großen Knüttel, und spaltete des Truchseßen Schädel, daß er wie ein Ei zerbrach und der Mann todt zu Boden sank.

Unterdessen hatten die Herren Gotte gedient und gesungen, und kehrten zurück; da sah der Kaiser den blutigen Estrich, fragte und vernahm, was sich zugetragen hatte. Heinrich von Kempten wurde auf der Stelle vorgefordert, und Otto, von tobendem Zorn entbrannt, rief: „Daß mein Truchseß hier erschlagen liegt, schwöre ich an Euch zu rächen, bei meinem Bart!“ Als Heinrich von Kempten diesen theuren Eid ausgesprochen hörte und sah, daß es sein Leben galt, faßte er sich, sprang schnell auf den Kaiser los und begriff ihn bei dem langen rothen Barte. Damit schwang er ihn plötzlich auf die Tafel, daß die kaiserliche Krone von Otto's Haupte in den Saal fiel; und zuckte — als die Fürsten, den Kaiser von diesem wüthenden Menschen zu befreien, herzusprangen — sein Messer, indem er laut ausrief: „Keiner rühre mich an, oder der Kaiser liegt todt hier!“ Alle traten hinter sich, Otto mit großer Noth winkte es ihnen zu; der unverzagte Heinrich aber sprach: „Kaiser, wollt Ihr

das Leben haben, so thut mir Sicherheit, daß ich genese.“ Der Kaiser, der das Messer an seiner Kehle stehen sah, hub alsbald die Finger in die Höhe und gelobte dem edlen Ritter bei kaiserlichen Ehren, daß ihm das Leben geschenkt sein solle.

Heinrich, sobald er diese Gewißheit hatte, ließ er den rothen Bart aus seiner Hand und den Kaiser aufstehen. Dieser setzte sich aber ungezögert auf den königlichen Stuhl, strich sich den Bart und redete in diesen Worten: „Ritter, Leib und Leben habe ich Euch zugesagt, damit fahrt Eure Wege; hütet Euch aber vor meinen Augen, daß sie Euch nimmer wieder sehen, und räumet mir Hof und Land! Ihr seid mir zu schwer zum Hofgesind, und mein Bart müsse immerdar Euer Scheermesser meiden.“ Da nahm Heinrich von allen Rittern und Bekannten Urlaub und zog gen Schwaben auf sein Land und Feld, das er vom Stifte zu Lehen trug, lebte einsam und in Ehren.

Darnach über zehn Jahre begab es sich, daß Kaiser Otto einen schweren Krieg führte, jenseit des Gebirges, und vor einer festen Stadt lag. Da gebrach es ihm an Leuten und Mannen, und er sandte heraus nach deutschen Landen: wer ein Lehen von dem Reiche trage, solle ihm schnell zu Hülfe eilen, bei Verlust des Lehens und seines Dienstes. Nun kam auch ein Bote zu dem Abt nach Kempten, ihn auf die Fahrt zu mahnen. Der Abt besandte wiederum seine Dienstleute und forderte Herrn Heinrich, als dessen er vor allen bedürftig war. „Ach, edler Herr, was wollt Ihr thun! antwortete der Ritter, Ihr wißt doch, daß ich des Kaisers Huld verwirkt habe; lieber geb' ich Euch meine zwei Söhne hin und laß sie mit Euch ziehen.“ „Ihr aber seid mir nöthiger als sie beide zusammen, sprach der Abt, ich darf Euch nicht von diesem Zug entbinden, oder ich leihe Euer Land Andern, die es besser zu verdienen wissen.“ „Traun, antwortete der edle Ritter, ist dem so, daß Land und Ehre auf dem Spiel stehen, so will ich Euer Gebot leisten, es komme, was da wolle, und des Kaisers Drohung möge über mich ergehen.“

Hiermit rüstete sich Heinrich zu dem Heerzug und kam bald nach Welschland zu der Stadt, wo die Deutschen lagen; jedoch barg er sich vor des Kaisers Antlitz und floh ihn. Sein Zelt ließ er ein wenig seitwärts vom Heere schlagen. Eines Tages lag er da und

badete in einem Zuber, und konnte aus dem Bad in die Gegend schauen. Da sah er einen Haufen Bürger aus der belagerten Stadt kommen und den Kaiser dagegen reiten zu einem Gespräch, das zwischen beiden Theilen verabredet worden war. Die treulosen Bürger hatten aber diese List ersonnen; denn als der Kaiser ohne Waffen und arglos zu ihnen ritt, hielten sie gerüstete Mannschaft im Hinterhalte, und überfielen den Herrn mit frechen Händen, daß sie ihn fiengen und schlügen. Als Herr Heinrich diesen Treubruch und Mord geschehen sah, ließ er Baden und Waschen, sprang aus dem Zuber, nahm den Schild mit der einen und sein Schwert mit der andern Hand, und lief blos und nackend nach dem Gemenge zu. Kühn schlug er unter die Feinde, tödtete und verwundete eine große Menge, und machte sie alle flüchtig. Darauf löste er den Kaiser seiner Bande und lief schnell zurück, legte sich in den Zuber und badete nach wie vor. Otto, als er zu seinem Heere wieder gelangte, wollte erkundigen, wer sein unbekannter Retter gewesen wäre; zornig saß er im Zelt auf seinem Stuhl, und sprach: „Ich war verrathen, wo mir nicht zwei ritterliche Hände geholfen hätten; wer aber den nackten Mann erkennt, führe ihn vor mich her, daß er reichen Lohn und meine Huld empfahe; kein kühnerer Held lebt hier noch anderswo."

Nun wußten wohl einige, daß es Heinrich von Kempten gewesen war; doch fürchteten sie den Namen dessen auszusprechen, dem der Kaiser den Tod geschworen hatte. „Mit dem Ritter, antworteten sie, stehet es so, daß schwere Ungnade auf ihm lastet; möchte er deine Huld wieder gewinnen, so ließen wir ihn vor dir sehen." Da nun der Kaiser sprach: „und wenn er ihm gleich seinen Vater erschlagen hätte, solle ihm vergeben sein," nannten sie ihm Heinrich von Kempten. Otto befahl, daß er alsobald herbeigebracht würde; er wollte ihn aber erschrecken und übel empfahen.

Als Heinrich von Kempten hereingeführt war, gebärdete der Kaiser sich zornig und sprach: „Wie getrauet Ihr, mir unter Augen zu treten? Ihr wißt doch wohl, warum ich Euer Feind bin, der Ihr meinen Bart gerauft und ohne Scheermesser geschoren habt, daß er noch ohne Locke steht. Welch hochfärtiger Uebermuth hat Euch jetzt daher geführt?" „Gnade, Herr! sprach der kühne Degen, ich kam gezwungen hierher, und mein Fürst, der hier steht, gebot es bei sei-

nen Hulden. Gott ist mein Zeuge, wie ungern ich diese Fahrt gethan; aber meinen Diensteid mußte ich lösen; wer mir das übel nimmt, dem lohne ich so, daß er sein letztes Wort gesprochen hat." Da begann Otto zu lachen: „Seid mir tausend Mal willkommen, Ihr auserwählter Held! Mein Leben habt Ihr gerettet, das mußte ich ohne Eure Hilfe verloren haben, seliger Mann." So sprang er auf, küßte ihm Augen und Wangen. Ihr zweier Feindschaft war dahin und eine lautere Sühne gemacht; der hochgeborne Kaiser lieh und gab ihm großen Reichthum und brachte ihn zu Ehren, deren man noch gedenket. Grimm.

21.

Heinrich der Löwe.

Zu Braunschweig steht aus Erz gegossen das Denkmal eines Helden, zu dessen Füßen ein Löwe liegt, auch hängt im Dom daselbst eines Greifen Klaue. Davon lautet folgende Sage.

Vor Zeiten zog Herzog Heinrich, der edle Welf, nach Abenteuern aus. Als er in einem Schiff das wilde Meer befuhr, erhub sich ein heftiger Sturm und verschlug den Herzog; lange Tage und Nächte irrte er, ohne Land zu finden. Bald fieng den Reisenden die Speise an auszugehen, und der Hunger quälte sie schrecklich. In dieser Noth wurde beschlossen, Loose in einen Hut zu werfen, und wessen Loos gezogen ward, der verlor das Leben und mußte der andern Mannschaft mit seinem Fleische zur Nahrung dienen. Willig unterwarfen sich diese Unglücklichen und ließen sich für den geliebten Herrn und ihre Gefährten schlachten. So wurden die Uebrigen eine Zeit lang gefristet, doch schickte es die Vorsehung, daß niemals des Herzogs Loos herauskam. Aber das Elend wollte kein Ende nehmen; zuletzt war blos der Herzog mit einem einzigen Knecht noch auf dem ganzen Schiffe lebendig, und der schreckliche Hunger hielt nicht stille. Da sprach der Fürst: „Laß uns beide loosen, und auf wen es fällt, von dem speise sich der andere." Ueber diese Zumuthung erschrak der treue Knecht, doch so dachte er, es würde ihn selbst betreffen, und ließ es zu; siehe, da fiel das Loos auf seinen edlen, liebwerthen Herrn, den jetzt der Diener tödten sollte. Da sprach der Knecht: „Das thue ich nimmermehr; und wenn Alles verloren

ist, so hab' ich noch ein anderes ausgesonnen: Ich will euch in einen ledernen Sack einnähen, wartet dann, was geschehen wird." Der Herzog gab seinen Willen dazu; der Knecht nahm die Haut eines Ochsen, den sie vordem auf dem Schiffe gespeist hatten, wickelte den Herzog darein und nähete sie zusammen; doch hatte er sein Schwert neben ihn mit hineingesteckt. Nicht lange, so kam der Vogel Greif geflogen, faßte den ledernen Sack in die Klauen und trug ihn durch die Lüfte über das weite Meer bis in sein Nest. Als der Vogel dieses bewerkstelligt hatte, sann er auf einen neuen Fang, ließ die Haut liegen und flog wieder aus. Mittlerweile faßte Herzog Heinrich das Schwert und zerschnitt die Näthe des Sackes; als die jungen Greifen den lebendigen Menschen erblickten, fielen sie gierig und mit Geschrei über ihn her. Der theure Held wehrte sich tapfer und schlug sie sämmtlich zu Tode. Als er sich aus dieser Noth befreit sah, schnitt er sich eine Greifenklaue ab, die er zum Andenken mit sich nahm, stieg aus dem Neste den hohen Baum hernieder, und befand sich in einem weiten wilden Wald. In diesem Walde gieng der Herzog eine gute Weile fort; da sah er einen fürchterlichen Lindwurm wider einen Löwen streiten, und der Löwe schwebte in großer Noth zu unterliegen. Weil aber der Löwe insgemein für ein edles und treues Thier gehalten wird, und der Wurm für ein böses, giftiges, so säumte Herzog Heinrich nicht, sondern sprang dem Löwen mit seiner Hilfe bei. Der Lindwurm schrie, daß es durch den Wald erscholl, und wehrte sich lange Zeit; endlich gelang es dem Helden, ihn mit seinem guten Schwerte zu tödten. Hierauf nahte sich der Löwe, legte sich zu des Herzogs Füßen neben den Schild auf den Boden, und verließ ihn nimmermehr von dieser Stunde an. Denn als der Herzog nach Verlauf einiger Zeit, während welcher das treue Thier ihn mit gefangenem Hirsch und Wild ernähret hatte, überlegte, wie er aus der Einöde und der Gesellschaft des Löwen wieder unter die Menschen gelangen könnte, bauete er sich eine Horde aus zusammengelegtem Holz mit Reis durchflochten, und setzte sie auf's Meer. Als nun einmal der Löwe in den Wald zu jagen gegangen war, bestieg Heinrich sein Fahrzeug und stieß vom Ufer ab. Der Löwe aber, welcher zurückkehrte und seinen Herrn nicht mehr fand, kam zum Gestade und erblickte ihn aus weiter Ferne; alsobald sprang er in die Wogen und schwamm so lange, bis er

auf dem Floß bei dem Herzog war, zu dessen Füßen er sich ruhig niederlegte. Hierauf fuhren sie eine Zeit lang auf den Meereswellen; bald überkam sie Hunger und Elend. Der Held betete und wachte, hatte Tag und Nacht keine Ruh; da erschien ihm der böse Teufel und sprach: „Herzog, ich bringe dir Botschaft; du schwebst hier in Pein und Noth auf dem offenen Meere, und daheim zu Braunschweig ist lauter Freude und Wonne; heute an diesem Abend hält ein Fürst aus fremden Landen Hochzeit mit deinem Weibe, denn die gesetzten sieben Jahre seit deiner Ausfahrt sind verstrichen." Traurig versetzte Heinrich: das möge wahr sein, doch wolle er sich zu Gott lenken, der Alles wohl mache. „Du redest noch viel von Gott, sprach der Versucher, der hilft dir nicht aus diesen Wasserwogen, ich will aber dich noch heute zu deiner Gemahlin führen, wofern du mein sein willst." Sie hatten ein lang Gespräche; der Herzog wollte sein Gelübde gegen Gott, dem ewigen Licht, nicht brechen; da schlug ihm der Teufel vor: er wolle ihn ohne Schaden sammt dem Löwen noch diesen Abend auf den Giersberg vor Braunschweig tragen und hinlegen, da solle er seiner warten; finde er ihn nach seiner Zurückkunft schlafend, so sei er ihm und seinem Reiche verfallen. Der Herzog, welcher von heißer Sehnsucht nach seiner geliebten Gemahlin gequält wurde, gieng dieses ein und hoffte auf des Himmels Beistand wider alle Künste des Bösen. Alsbald ergriff ihn der Teufel, führte ihn schnell durch die Lüfte bis vor Braunschweig, legte ihn auf den Giersberg nieder und rief: „Nun wache, Herr! ich kehre bald wieder." Heinrich aber war auf's Höchste ermüdet, und der Schlaf setzte ihm mächtig zu. Nun fuhr der Teufel zurück und wollte den Löwen, wie er verheißen hatte, auch abholen; es währte nicht lange, so kam er mit dem treuen Thier daher geflogen. Als nun der Teufel, noch aus der Luft herunter, den Herzog in Müdigkeit versenkt auf dem Giersberge ruhen sah, freute er sich schon im Voraus, allein der Löwe, der seinen Herrn für todt hielt, hub laut zu schreien an, daß Heinrich in demselben Augenblicke erwachte. Der böse Feind sah nun sein Spiel verloren und bereuete es zu spät, das wilde Thier herbeigeholt zu haben; er warf den Löwen aus der Luft herab zu Boden, daß es krachte. Der Löwe kam glücklich auf den Berg zu seinem Herrn, welcher Gott dankte und sich aufrichtete, um, weil es Abend

werden wollte, hinab in die Stadt Braunschweig zu gehen. Nach der Burg war sein Gang, und der Löwe folgte ihm immer nach, großes Getöse scholl ihm entgegen. Er wollte in das Fürstenhaus treten, da wiesen ihn die Diener zurück. „Was heißt das Getön und Pfeifen? rief Heinrich aus; sollte doch wahr sein, was mir der Teufel gesagt hat? Und ist ein fremder Herr in diesem Haus?" „Kein fremder, antwortete man ihm, denn er ist unserer gnädigen Frau verlobt und bekommt heute das Braunschweiger Land." „So bitte ich, sagte der Herzog, die Braut um einen Trunk Weins, mein Herz ist mir ganz matt." Da lief einer von den Leuten hinauf zu der Fürstin und hinterbrachte, daß ein fremder Gast, dem ein Löwe mitfolge, um einen Trunk Wein bitten lasse. Die Herzogin verwunderte sich, füllte ihm sein Geschirr mit Wein und sandte es dem Pilgrim. „Wer magst du wohl sein, sprach der Diener, daß du von diesem edlen Weine zu trinken begehrst, den man allein der Herzogin einschenkt?" Der Pilgrim trank, nahm seinen goldenen Ring und warf ihn in den Becher und hieß diesen der Braut zurücktragen. Als sie den Ring erblickte, worauf des Herzogs Schild und Name geschnitten war, erbleichte sie, stand eilends auf und trat an die Zinne, um nach dem Fremdling zu schauen. Sie ward des Herrn inne, der da mit dem Löwen saß; darauf ließ sie ihn in den Saal entbieten und fragen: wie er zu dem Ring gekommen wäre, und warum er ihn in den Becher gelegt hätte? „Von Keinem hab' ich ihn bekommen, sondern ihn selbst genommen, es sind nun länger als sieben Jahre; und den Ring habe ich hingelegt, wo er billig hingehört." Als man der Herzogin diese Antwort hinterbrachte, schaute sie den Fremden an und fiel vor Freuden zur Erden, weil sie ihren geliebten Gemahl erkannte; sie bot ihm ihre weiße Hand und hieß ihn willkommen. Da entstand große Freude im ganzen Saal; Herzog Heinrich setzte sich zu seiner Gemahlin an den Tisch; dem jungen Bräutigam aber wurde ein schönes Fräulein aus Franken angetraut. Hierauf regierte Herzog Heinrich lange und glücklich in seinem Reich; als er in hohem Alter verstarb, legte sich der Löwe auf des Herrn Grab und wich nicht von dannen, bis er auch verschied. Das Thier liegt auf der Burg begraben, und seiner Treue zu Ehren wurde ihm eine Säule errichtet. Grimm.

22.

Der Greis.

Eines Tages wurde ein Vater mit seinen Kindern auf einem Spaziergange von einem Gewitter überrascht. Sie eilten einem nahen Dörfchen zu und kehrten in das erste Haus ein, dessen Thür sie offen fanden. Auf der Hausflur saß ein alter Mann zwischen drei Kindern, die, so wie er, beschäftigt waren, kleine Körbe aus bunten Weiden zu flechten.

Sie grüßten die kleine Gesellschaft und baten um Erlaubniß, das Gewitter hier abwarten zu dürfen. „Von Herzen gern," sagte der Alte und hieß sie auf eine Bank sich setzen. „Gott schickt das Gewitter zu einer guten Zeit, fuhr er fort; das Land dürstet nach Regen. Wir werden eine gute Ernte haben und ein treffliches Obstjahr."

Herr Otto fragte ihn, ob er Land und Gärten hätte. „Der Weidenbusch ist mein Acker, versetzte der Alte, die ganze Flur mein Garten. Ich habe nichts auf der Welt, das ich mein nennen könnte, als etwa diese Kinder, die meine Töchter mir hinterlassen haben." Herr Otto fragte weiter, ob er immer das Handwerk getrieben hätte, das er jetzt mit den Kindern treibe. „Nein, antwortete der Alte; erst seitdem meine alten Arme das Grabscheit nicht mehr führen können, habe ich wieder zu der leichten Kunst gegriffen. Als Kind habe ich sie von meinem Vater gelernt, der sie auch trieb, als er grau und stumpf geworden war. Dieser Arm hat in früheren Zeiten das Schwert mit Kraft geführt; jetzt macht ihn schon die leichte Arbeit müde."

„Ihr seid Soldat gewesen, guter Alter?" fragte Herr Otto. „Und Husar obendrein, versetzte jener. Den ganzen siebenjährigen Krieg habe ich unter dem braven Ziethen mitgemacht. Das war ein Mann! Der liebte uns wie seine Kinder!"

Der Alte legte bei diesen Worten seine Arbeit nieder, faltete die Hände und fuhr mit einem leisen Kopfschütteln fort: „Was ist doch das menschliche Herz für ein wunderbares Ding! Man wünscht und weiß nicht, was man will. Man sollte nur Alles dem Himmel überlassen und ihm folgen. Aber der Mensch will in allen

Dingen seinen eignen Willen haben, und auch das kann man ihm im Grunde nicht verargen."

Diese Aeußerung erregte bei den Angekommenen den Wunsch, etwas von der Geschichte des alten Mannes zu hören. Sie baten ihn darum. Der Alte rückte freundlich an seiner Mütze und sprach, indem er fortfuhr zu arbeiten: „Sehen Sie, lieber Herr, ich lebte hier als junger Bursche vergnügt und froh. Zwar hatte ich nichts, mir fehlte aber auch nichts; denn ich hatte gesunde Arme und mein gutes Brod. Da kam es mir auf einmal vor, als ob mir Alles zu eng würde. Ich wollte die Welt sehen und mich etwas versuchen, wie manche Andere. Meine Mutter wollte mich nicht ziehen lassen; aber mein Vater war andern Sinnes und lobte meinen Muth. Da gieng ich denn mit zwei Andern fort und nahm Dienste. Jene haben ihre Heimat nicht wieder gesehen; der eine ist an meiner Seite geblieben, der andere ist in der Gefangenschaft gestorben. Mich allein hat das Schwert des Krieges verschont.

Was habe ich nicht Alles in den sieben blutigen Jahren erlebt, wie viele Gefahren, wie viele schreckliche Begebenheiten! Und doch denke ich nicht ungern daran. Der Mensch gewöhnt sich an Alles, auch an das, wovor ihm Anfangs graute. Aber, Gott sei Dank! ich habe immer als ein ehrlicher Soldat gehandelt und kein Blut vergossen, wo es nicht Noth that. Wie könnte ich sonst auch so ruhig hier sitzen unter den Kindern?

Als der Krieg zu Ende war, nahm ich meinen Abschied. Ich hatte zwar nichts erübrigt, wie viele meiner Kameraden, die Alles nahmen, was sie haben konnten, arme Gefangene und unschuldige Bauern plünderten. Das habe ich niemals gethan. Ich gieng so arm aus dem Dienste, als ich hinein gekommen war; aber ich sehnte mich jetzt aus dem wüsten Leben in meine Heimat zurück, wo ich mein Leben beschließen wollte.

Mit so frohem Herzen, als ich ehemals in die Welt gewandert war, eben so froh und vergnügt kehrte ich jetzt in unser stilles Dörfchen zurück. Ich hatte Vieles erlebt und große Städte gesehen; und doch kam mir jetzt kein Ort schöner vor als der, wo ich geboren war. Hier heirathete ich ein armes, aber braves Mädchen, mit der ich vergnügt und glücklich lebte. Sie ist vor mir in die Ewigkeit

gegangen, und meine zwei Töchter mit ihren Männern sind ihr nachgefolgt. Auch ich werde ihr nun bald nachfolgen; und obgleich es mir in der Welt nicht übel geht, so bin ich doch jeden Augenblick zu sterben bereit. Denn wer ein frohes Herz durch die Welt getragen hat, nimmt auch ein frohes Herz mit aus der Welt."

Herr Otto fragte noch nach diesem und jenem; dann sprach er: „Ihr sagtet, guter Mann, Ihr hättet nichts Eigenes auf der Welt. Habt Ihr nie ein Eigenthum gehabt, nie eines zu haben begehrt?"

„Begehrt? O ja! erwiderte der Alte; aber es hat mir nie damit glücken wollen. Was ich verdiente, war selten mehr, als die Nothdurft forderte, und wenn ich etwas erübrigt hatte, fand ich immer Leute, die es nöthiger brauchten, als ich. Nun bin ich alt geworden und bin frohen Muthes gewesen mein ganzes Leben hindurch; und Viele, die Häuser und Aecker und Alles hatten, waren es nicht. Wer viel auf der Erde hat, hält sich auch fest an der Erde und wird selten recht froh. Das sieht man wohl, wenn es zum Sterben kommt. Ihr Herz hängt an dem Irdischen, und sie möchten gern Gottes Stimme nicht hören, die sie davonruft. Wenn ich dieß bedenke, bin ich recht froh, daß ich nichts habe, was mich zur Erde herab zieht. Wenn sie mich in das Grab gelegt haben, werde ich keines Hauses mehr bedürfen, und kein Hunger und Durst wird mich quälen; und der, vor dessen Augen ich dann stehe, wird mich nicht verstoßen, weil ich arm bin. Nackt kam ich in die Welt; nackt werde ich wieder hinausgehen. Gott siehet das Herz an, ist ein alter Spruch, in welchem viel liegt."

„Es ist selten, sagte Herr Otto, daß alte Leute den Tod so wenig scheuen. Das Leben wird ihnen gemeiniglich lieber, je länger es dauert; immer fürchten sie, der kleine Rest möge allzubald zu Ende gehen."

„Auch mir ist das Leben lieb, sagte der Greis. Warum sollte ich nicht gern leben? Ist es mir doch immer wohl gegangen. Zwar, als meine Mutter starb, wollte ich auch sterben. Ich bat Gott um den Tod; aber er gewährte mir diesen Wunsch nicht, sondern schickte mir Trost. Seitdem habe ich mich in Alles ergeben, was von Gott kommt. Der Herr hat's gegeben, denke ich, der Herr hat's genom-

men! Ist nicht Alles sein Eigenthum und Wohlthat von ihm? Gibt er uns nicht auch den Tod so gut wie das Leben? Und er ist gewiß eine schöne Gabe, da er uns zu Gott in den Himmel führt. Wenn ich daher an den Tod denke, erhebt sich meine Seele zu Gott, und ich opfere ihm gern alle Wünsche, die mich in dem Leben zurückhalten könnten."

Mit Rührung hörten die Kinder, was der Alte mit großer Herzlichkeit sprach. Das Gewitter war indeß vorübergegangen, und man dachte auf den Rückweg. Alle drückten dem Alten die Hand und nahmen von ihm und seinen Enkeln herzlichen Abschied. Der Regen hatte das Land erquickt, und Alles strebte grüner und schöner empor. Der blaue Himmel blickte durch zerrissene Wolken, die untergehende Sonne schoß breite Strahlen über die befruchtete Erde, und die Vögel sangen ihren Abendgesang. Einzelne Schwalben strichen über die Erde und haschten nach Raub, die Mücken tanzten im Abendlichte, überall schien ein heiteres und frohes Leben den Schluß des Tages zu feiern und die Ruhe der Nacht vorzubereiten.

Noch mehr als einmal besuchten die Kinder den guten Greis, und niemals kamen sie zurück, ohne ihn glücklich zu preisen und sich ein ähnliches Alter zu wünschen. Den nächsten Sommer fanden sie ihn nicht mehr. Als die ersten Strahlen des Frühlings erschienen und die Hecken ausschlugen, fühlte er eines Abends eine ungewöhnliche Müdigkeit; er legte sich nieder, schlief ein, schlug gegen Morgen noch einmal die Augen auf und schloß sie dann auf immer.

Wohl dem, der so stirbt!

Jacobs.

23.

Eine gute Waare, die nicht in's Gewicht fällt.

Zu einem reichen Handelsmann in Tunis kam einst ein Fremder, der ihn um ein Darlehen von einigen Hundert Maria-Theresienthalern bat. „Mein Geschäft eilt, sagte der Fremde, so daß ich das Geld nicht vom Hause, nicht durch Verkauf meiner Waare beziehen kann; diese aber, in welcher mir ein Werth von mehreren Tausenden von Thalern liegt, lasse ich dir während meiner Weiter-

reise in Verwahrung und zum Pfand zurück. Wenn dir mein Vorschlag gefällt, dann komme ich heute noch, bringe dir meine Güter und nehme das Darlehen aus deiner Hand."

Der Fremde erschien von aufrichtigem Angesicht, die begehrte Summe war für den Kaufmann eine kleine. „Komme, so sprach er, wenn du willst, und nimm die begehrte Anleihe in Empfang."

Der Andere eilte hinaus vor die Stadt, wo seine Kameele standen, auf deren Rücken keine Waare, sondern nur Reitsättel und Decken lagen. Er begab sich mit seinen Knechten in ein Gebüsch der wild wachsenden Palmen; hier ließ er einige Stämme umhauen und sie in Stücke von gleichmäßiger Größe zersägen, diese wurden mit Fasern der Palmen umwickelt, dann in einen Ueberzug von Leinwand eingenäht und in Form von Waarenballen den Kameelen aufgeladen. Er kam zu dem Kaufmann und empfieng sein Darlehen. „Laß, so bat er seinen edlen Gläubiger, diese Ballen in einem deiner Magazine verwahren und sie unberührt stehen, bis nach einigen Monaten durch mich oder an meiner Stelle durch meinen Bruder die geliehene Summe mit Dank dir wiedergebracht wird."

Der Fremde trat in derselben Nacht seine Reise durch die Wüste an. Noch vor Ablauf des dritten Monats kehrte er nach Tunis zurück. Er hatte ein gutes Geschäft gemacht, brachte viele Sklaven und Elfenbein mit sich. Sein erster Gang war zu dem Kaufmann, der das Geld ihm geliehen. „Hier, so sprach er, nimm dein freundliches Darlehen mit seinen Zinsen und mit beiden zugleich meinen Dank und Segenswunsch." Der Kaufmann, während er den Fremden nach der Sitte des Landes mit Kaffee und einigen Erfrischungen bewirthete, ließ die Waarenballen herbeibringen, die er sorgfältig verwahrt hatte. Sie waren bei ihrer Empfangnahme gewogen worden, sie wurden jetzt von Neuem auf die Wage gelegt. Da, zu seinem Schrecken, bemerkte der Kaufmann, daß an jedem Ballen fast die Hälfte des Gewichts fehlte. „Allah sei Zeuge! so sprach er zu seinem Gaste, daß ich deine Waare nicht berührt habe; das Magazin war wohl verwahrt, dennoch müssen Diebe eingebrochen sein, die einen Theil der Güter entwendeten."

„Sei unbesorgt, sagte der Fremde; das, was für mich diesen Ballen ihren hohen Werth gibt, ist eine gute Waare, die jedoch

nicht in's Gewicht fällt; es ist mein Wort, das ich dir auf Treue und Glauben gab, und welches ich oder einer der Meinigen dir sicher gelöst hätten. Was hier aber auf deiner Wage liegt, das sind Stücke eines Palmstammes, die, als ich sie voll frischen Saftes brachte, ein Gewicht hatten, das ihnen bei'm Austrocknen abgegangen ist. Das Holz hätten auch die Würmer fressen mögen; mein Wort blieb dir unangetastet darinnen."

Der Kaufmann umarmte seinen Gast. „Du bist, so sprach er, der Mann, den mich dein ruhiger Blick und dein redliches Angesicht in dir vermuthen ließen. Nimm hier deine Zinsen des geliehenen Kapitals zurück; von dir begehre ich dergleichen nicht, und von heute an ist es nicht Noth, daß du, wenn du von mir Geld willst, eine andere Waare bei mir einlegest, als jene gute, die nicht in's Gewicht fällt, die jedoch immer am Werthe dieselbe bleibt."

v. Schubert.

24.

Der Fischerknabe.

An einem kleinen Flusse, nicht weit von ihrem Landhause, fanden Alwin und Theodor, die Kinder eines Predigers, bisweilen einen Knaben, welcher angelte oder mit anderem Geräthe fischte. Sie sahen ihm oft zu und fragten ihn um die Kunstgriffe bei seinem Geschäfte, und da er immer mit Bereitwilligkeit und Verstand antwortete, entstand eine Art von Freundschaft zwischen ihnen. Sie suchten den freundlichen Knaben oft absichtlich auf, und bei den mancherlei Gesprächen, die sie mit ihm führten, erfuhren sie, daß er aus einer fernen Gegend in das Haus des Fischers gekommen sei, für dessen Sohn sie ihn bisher immer gehalten hatten.

Sie baten ihn um seine Geschichte, und er erzählte sie ihnen ungefähr mit folgenden Worten:

„Es war, wenn ich nicht irre, im Sommer gegen Abend, als ich vor der Thüre unseres Hauses unter den Bäumen spielte. Ich hatte ein buntes Körbchen am Arme, worein ich allerlei Steine sammelte, und indem ich nur hierauf bedacht war, mochte ich mich et-

was weit von meinen ältern Geschwistern entfernt haben. Da kam ein Haufen fremder Leute auf mich zu, einige zu Pferde, andere zu Fuß, die mich freundlich anredeten und mir Kirschen in mein Körbchen legten. Nachdem ich eine kleine Strecke mit ihnen gegangen war, nahm mich Einer auf sein Pferd und ritt scharf mit mir davon. Mir gefiel dieß außerordentlich, und ich dachte nicht nach Hause, bis es anfieng dunkel zu werden. Da verlangte ich zu meinem Vater zurück und sagte, ich wäre nun müde und wollte zu Bette gehen. Der Reiter sagte, ich sollte nur ein wenig Geduld haben, wir würden bald nach Hause kommen. So gieng es eine Zeitlang fort, bis ich endlich vor Müdigkeit weinte. Wahrscheinlich schlief ich kurz darauf ein; denn ich weiß nicht, was weiter geschehen ist.

Als ich am andern Morgen erwachte, lag ich unter Bäumen auf der Erde. Ich wußte nicht, wo ich war, und nur mit Mühe erinnerte ich mich, wie ich hieher gekommen sein möchte. Da ich mich ganz allein sah, schrie ich ängstlich nach meiner Mutter und fieng endlich an laut zu weinen. Auf mein Geschrei kamen einige Weiber herbei, die so schwarz und häßlich waren, daß ich vor ihnen erschrak und noch ärger weinte, als zuvor. Sie wollten mich besänftigen nnd boten mir allerlei zu essen an; aber ich wollte nichts nehmen und schrie nur immer nach meiner Mutter. Ich weiß nicht, wie ich mich allmählich beruhigt habe; aber ich weiß noch, daß mich die eine schlagen wollte und die andere sie zurückhielt und sagte: „Wenn du dem hübschen Jungen ein Haar krümmst, so hast du es mit mir zu thun.“ Dieß Weib ist in der Folge immer meine Beschützerin gewesen, und ich hielt mich vornehmlich an sie und nannte sie Mutter. Sie gehörte, so wie die Männer, die mich entführt hatten, zu einer Zigeunerbande, mit der ich lange herumgezogen bin. Im Sommer waren wir auf der Straße und bettelten in den Dörfern, und die Weiber sagten den Leuten wahr. Die Nächte brachten wir größtentheils im Walde zu, wo wir uns um ein Feuer lagerten, tanzten und sangen und allerlei Kurzweil trieben. Im Winter schliefen wir in Scheunen auf dem Stroh. So habe ich mehrere Jahre unter diesen Leuten zugebracht. Sie lehrten mich ihre Lieder und Tänze, und wenn wir in ein Dorf kamen, mußte ich singen und zur Handtrommel tanzen. Sie rühmten meine Geschicklichkeit. Aber ich habe seitdem Alles verlernt.“

„Aber wie konntest du singen und vergnügt sein? fragte Alwin. Dachtest du nicht an deine Aeltern und ihre Betrübniß?“

„Im Anfange dachte ich wohl oft nach Haus, antwortete der Knabe, aber niemals fiel mir ein, daß meine Aeltern über meine Entfernung betrübt sein würden. Nach und nach gewöhnte ich mich an die neue Lebensart, und ich war in dem Walde wie zu Hause. Wenn wir aber auf der Straße waren, sah ich so vielerlei, daß mir nicht einfiel an etwas zu denken, was nicht da war.“

„Aber wie kamst du endlich von diesen Leuten weg?“ fragte Alwin weiter.

„Ich weiß nicht, was vorgefallen sein mochte, fuhr der Knabe fort; da aber eines Abends ein großer Theil der Bande um das Feuer herum saß, kam plötzlich die Nachricht, daß Soldaten in Anmarsch wären und uns einfangen wollten. Wir geriethen alle in die größte Bestürzung; Niemand wußte, was zu thun sei, und ehe noch ein Entschluß gefaßt werden konnte, hörten wir einige Schüsse fallen. Jetzt lief Alles nach der entgegengesetzten Seite zu und auch ich lief, vor Schrecken außer mir, blindlings in den Wald hinein. Die Schüsse wurden jetzt häufiger, und ich versteckte mich unter den Büschen, wo ich kaum Athem zu holen wagte. Gegen Morgen sah ich in einiger Entfernung einzelne Reiter, von denen einige Gefangene bei sich führten, die mir sehr wohl bekannt waren. Ich zitterte ganz unbeschreiblich; denn ich glaubte, daß man mich ermorden würde, wenn ich mich sehen ließe. Gegen Mittag hörte ich kein Geräusch mehr, und da ich einen heftigen Hunger fühlte, verließ ich meinen Zufluchtsort, ungewiß, was aus mir werden würde. Ich kam in ein Dorf, wo ich einige Nahrungsmittel erhielt, und da ich schon vorher gewöhnt war, halbe und ganze Tage umher zu laufen und zu betteln, setzte ich meinen Weg auf diese Weise fort und kam endlich an die Thür meines jetzigen Pflegevaters. Ich hatte den ganzen Tag nichts genossen; der Regen hatte mich bis auf die Haut durchnäßt, und die Nacht brach ein. Ich pochte also an die Thür und bat mit kläglicher Stimme um einen Bissen Brod. Als ich dieß zweimal wiederholt hatte, öffnete der alte Mann das Fenster, und da er mich in so traurigen Umständen sah, schloß er mir die Thür auf und ließ mich ein. Hier gab er mir zu essen

und zu trinken, reichte mir ein trocknes Wamms und erlaubte mir, eine Schlafstelle auf dem Heu zu suchen. Ich glaube, daß ich nie so froh gewesen bin als in dieser Nacht, da ich auf meinem trocknen Lager das Klatschen des Regens und das Stürmen des Windes hörte. Am andern Morgen stand die Sonne schön am Himmel, und ich wollte weiter gehen, nachdem ich meinem guten Wirthe tausendmal für seine Wohlthaten gedankt hatte. Ich hatte die Thür schon in der Hand, als er mich zurück rief und mir sagte, daß ich warten sollte. Dann besann er sich ein Weilchen und sagte: „Höre, Junge, wenn ich wüßte, daß du treu und ehrlich wärest, so wollte ich dich bei mir behalten und dir Nahrung und Kleider geben.“ Ich versprach Alles und blieb da. Er hat mir nachher gesagt, er hätte mich lieb gewonnen, weil ich seinem verstorbenen Gottfried ähnlich sähe, und da ich zur Thür hätte hinausgehen wollen, wär' es ihm gewesen, als ob eine Stimme ihm zugerufen: „Sieh, Alter, da hast du deinen Gottfried wieder!“

Der Knabe erzählte hierauf noch viel, wie väterlich ihn sein Herr gehalten, wie er ihn zur Schule geschickt und in seiner Hantierung unterrichtet habe. Seine Dankbarkeit äußerte sich auf die natürlichste und herzlichste Weise. Er müßte freilich jetzt fast Alles allein thun, sagte er, weil der alte Mann so schwach und kraftlos wäre, daß er das Haus selten verlassen könne. „So kann ich ihm, setzte er hinzu, doch einigermaßen vergelten, was er an mir gethan hat.“

Die beiden Kinder brachten diese Geschichte ihrem Vater mit nach Hause, der sie mit großer Aufmerksamkeit anhörte. An einem der folgenden Tage gieng er selbst mit hinaus und suchte den Knaben auf. Er befragte ihn nach seinen Aeltern und dem Orte seiner Geburt. Dieser aber wußte davon nur wenig zu sagen. Doch erinnerte er sich, daß in einer kleinen Strecke von seinem väterlichen Hause ein Fluß fließe, und daß Schiffe auf demselben giengen und Weinberge in der Gegend lägen. Der Pfarrer schloß hieraus, daß der Knabe in der Nähe des Rheins zu Hause sein möchte, und da er sich schon vorher erinnert hatte, daß vor mehreren Jahren ein Knabe in jener Gegend vermißt und sein Verlust zu wiederholten Malen durch die Zeitungen bekannt gemacht worden sei, beschloß

er, weitere Nachforschungen anzustellen. Seine Bemühungen gelangen ihm. Die Aeltern des Knaben, wohlhabende Landleute, welche längst die Hoffnung aufgegeben hatten, ihr geliebtes Kind wieder zu finden, wurden von der Entdeckung benachrichtigt und kamen selbst, ihn abzuholen. Wenige Tage vor ihrer Ankunft war der Fischer vor Alter und Entkräftung gestorben, und sein Pflegesohn hatte ihm die Augen zugedrückt. Die Freude der Aeltern war unbeschreiblich.

Jacobs.

25.

Der Hirtenknabe.

Abbas der Große, König von Persien, war einst auf der Jagd verirrt. Er kam auf einen Berg, wo ein Hirtenknabe eine Herde Schafe weidete; der Knabe saß unter einem Baum und blies die Flöte. Die süße Melodie des Liedes und die Neugierde lockten den König näher hinzu; das offene Gesicht des Knaben gefiel ihm; er fragte ihn über allerlei Dinge, und die schnellen, treffenden Antworten dieses Kindes, das ohne Unterricht bei seiner Herde aufgewachsen war, setzten den König in Verwunderung. Er hatte noch seine Gedanken darüber, als sein Vezier dazu kam, der ihn aufgesucht hatte. „Komm, Vezier, rief er ihm entgegen, und sage mir, wie dir dieser Knabe gefällt!“ Der Vezier kam herbei; der König setzte seine Fragen fort, und der Knabe blieb ihm keine Antwort schuldig. Seine Unerschrockenheit, sein gesundes Urtheil und seine offene Freimüthigkeit nahmen den König und den Vezier so ein, daß jener beschloß, ihn mit sich zu nehmen und erziehen zu lassen, damit man sehe, was aus dieser schönen Anlage der Natur unter der Hand der Kunst werde — Wie eine Feldblume, die der Gärtner aus ihrem dürren Boden hebt und in ein besseres Erdreich pflanzet, in Kurzem ihren Kelch erweitert und glänzendere Farben annimmt; so bildete sich auch der Knabe unvermerkt zu einem Manne von großen Tugenden aus. Der König gewann ihn täglich lieber; er gab ihm den Namen Ali Beg und machte ihn zu seinem Großschatzmeister. — Ali Beg besaß alle Tugenden, die sich nur zusammen vereinigen lassen: Unsträflichkeit in seinen Sitten, Treue und

Fleiß in seinem Amte, Freigebigkeit und Großmuth gegen die Fremden, Gefälligkeit gegen Alle, die ihn um etwas baten, und, ob er gleich der Liebling des Königs war, die bescheidenste Demuth. Was ihn aber am meisten unter den persischen Hofleuten auszeichnete, war seine Uneigennützigkeit; denn nie ließ er sich seine Dienste bezahlen. Seine guten Thaten hatten die reinste Quelle, das Verlangen, den Menschen nützlich zu werden. Und doch entgieng er bei allen diesen Tugenden den Verleumdungen der Höflinge nicht, die seine Erhebung mit heimlichem Neide ansahen. Sie legten ihm allerlei Fallen und suchten ihn bei dem Könige verdächtig zu machen. Aber Schach Abbas war ein Fürst von seltenen Eigenschaften. Argwöhnischer Verdacht war für seine große Seele zu klein, und Ali Beg blieb in Ansehen und Ruhe, so lange sein großmüthiger Beschützer lebte. Zum Unglück starb dieser große König, und Schach Sefi, der ihm folgte, war das völlige Widerspiel seines Vorgängers, voll Mißtrauen, Grausamkeit und Geiz. Blutvergießen schien ihn zu erquicken, wie den Durstigen ein Glas Wasser. Solch einen Oberherrn hatten Ali's Feinde gewünscht, und ihr verborgener Neid wurde sogleich wieder sichtbar. Sie brachten täglich Verleumdungen gegen den Schatzmeister an, auf die der König Anfangs nicht achtete, bis eine unerwartete Begebenheit diesen Anklagen mehr Wichtigkeit gab. — Der König verlangte nämlich einen kostbaren Säbel zu sehen, den Schach Abbas vom türkischen Kaiser zum Geschenk bekommen hatte, und dessen einige Hofleute erwähnten. Der Säbel war nicht zu finden, ob er gleich in das Verzeichniß der Schätze des großen Abbas eingetragen war. Sogleich schöpfte Schach Sefi Verdacht, daß der Schatzmeister ihn veruntreut habe. Dieß war, was seine Feinde wünschten. Sie verdoppelten ihre Beschuldigungen und malten ihn als den ärgsten Betrüger. „Er hat viele Häuser zur Bewirthung der Fremden gebaut, sagten sie, und andere öffentliche Häuser mit großen Kosten aufführen lassen. Er kam als ein nackter Knabe an den Hof, und doch besitzt er jetzt unermeßliche Reichthümer. Woher könnte er alle diese Kostbarkeiten, mit denen sein Haus angefüllt ist, haben, wenn er den königlichen Schatz nicht bestähle?" Ali Beg trat eben zum Könige hinein, als ihn seine Feinde so verklagten, und mit zornigen Blicken sprach der König: „Ali Beg, deine Untreue ist kund geworden; du hast dein

Amt verloren, und ich befehle dir, in vierzehn Tagen Rechnung abzulegen.“ Ali Beg erschrak nicht, denn sein Gewissen war rein. Aber er bedachte, wie gefährlich es sein würde, seinen Feinden vierzehn Tage Zeit zu lassen, ehe er seine Unschuld bewiese. „Herr, sprach er deßwegen, mein Leben ist in deiner Hand. Ich bin bereit, die Schlüssel des königlichen Schatzes und den Ehrenschmuck, den du mir gegeben hast, heute oder morgen vor deinen Füßen niederzulegen, wenn du deinen Knecht mit deiner Gegenwart beehren willst.“ — Diese Bitte war dem König willkommen; er sagte sie ihm zu und besichtigte gleich am andern Tage die Schatzkammer. Alles war in der vollkommensten Ordnung, und Ali Beg überführte ihn, daß Schach Abbas den vermißten Säbel selbst herausgenommen und mit den Diamanten ein anderes Kleinod habe schmücken lassen, ohne daß er es in seinem Verzeichnisse bemerkt habe. Der König konnte nichts dagegen einwenden; allein sein Mißtrauen hatte ihn noch nicht verlassen. Er ersann einen Vorwand, um den Schatzmeister in sein Haus zu begleiten; denn hier vermuthete er die vielen Kostbarkeiten zu finden, von denen ihm seine Höflinge gesagt hatten. Zu seiner großen Verwunderung aber war auch hier Alles anders. Gemeine Tapeten deckten die Wände; die Zimmer waren mit nicht mehr als nothdürftigem Hausrath versehen, und Sefi mußte selbst gestehen, ein mittelmäßiger Bürger wohne köstlicher als der Großschatzmeister seines Reiches. Er schämte sich dieser zweiten Täuschung und wollte sich entfernen, als ihm ein Höfling eine Thür am Ende eines Ganges zeigte, die mit zwei starken eisernen Riegeln verschlossen war. — Der König gieng näher und fragte den Ali Beg, was er unter so großen Schlössern und Riegeln verwahre. Ali Beg schien erschrocken, sein Gesicht erröthete; er erholte sich aber wieder und sprach: „Herr, in diesem Gemache bewahre ich das Liebste, das ich auf der Welt habe, mein wahres Eigenthum. Alles, was du in diesem Hause gesehen hast, gehört dem Könige, meinem Herrn; was dieses Zimmer enthält, ist mein. Aber es ist ein Geheimniß; ich bitte dich, verlange nicht, es zu sehen!“ Dieß ängstliche Betragen schien dem argwöhnischen Sefi Gefühl der Schuld, und er befahl mit Heftigkeit, die Thür zu öffnen. Das Gemach that sich auf, und siehe da, vier weiße Wände mit einem Hirtenstabe, einer Flöte, einem schlechten Kleide und einer Hirtentasche ge-

schmückt: das waren die Schätze, welche die eisernen Riegel und Schlösser verwahrten. Alle Anwesenden erstaunten, und Schach Sefi schämte sich zum dritten Male, als Ali Beg mit der größten Bescheidenheit also sprach: „Mächtiger Herr, als mich der große Abbas auf einem Berge antraf, wo ich meine Herde hütete, waren diese Armseligkeiten mein ganzer Reichthum. Ich bewahrte seitdem denselben als mein einziges Eigenthum, das Denkmal meiner glücklichen Kindheit; und der großmüthige Fürst war zu gütig, als daß er es mir hätte nehmen wollen. Ich hoffe, Herr, auch du wirst es mir nicht nehmen und mich mit ihm in jene friedlichen Thäler zurückkehren lassen, wo ich in meiner Dürftigkeit glücklicher als im Ueberflusse deines Hofes war.“ Ali schwieg, und alle Umstehenden waren bis zu Thränen erweicht. Der König aber zog sein Kleid aus und legte es ihm an, ein Zeichen der höchsten Gnade; der Neid und die Verleumdung waren mit Scham geschlagen, und sie konnten sich gegen diesen Edlen nie wieder erheben. Ali lebte noch lange und genoß die Belohnung seiner Tugenden: Liebe und Verehrung bei seinem Leben, und nach seinem Tode waren Thränen die stillen Lobredner auf seinem Grabe. Alle Einwohner in der Stadt begleiteten seine Leiche, und noch im Munde der Nachwelt hieß er immer der edle, uneigennützige Ali.

Aus den Palmblättern.

26.

Der Kampf bei Thermopylä.

Als König Xerxes, Darius Sohn, gegen Hellas heranzog, versammelten sich Abgesandte von den hellenischen Staaten, welche wohlgesinnt waren, auf dem Isthmus und hielten Rath, wie sie den Krieg führen wollten und an welchen Orten. Diese beschlossen, den Paß bei Thermopylä, welcher unweit der Stadt Trachis im Lande der Malier den Eingang nach Hellas bildet, zu vertheidigen. Es ist aber der Paß gegen Abend von einem unzugänglichen, steilen und hohen Berg begrenzt, der sich bis an den Oeta erstreckt, gen Morgen aber kommt gleich das Meer und Morast, also daß der Weg nur etwa fünfzig Fuß breit ist, und an zwei Stellen

vor und hinter Thermopylä hat er nur eine Wagenbreite. Auch war da eine Mauer gebaut, und es befand sich vor Zeiten ein Thor darin. Diese war zwar größtentheils schon eingefallen; nun aber beschlossen sie, dieselbe wieder aufzurichten. Dieser Ort schien den Hellenen wohl gelegen zu sein, weil die Barbaren da weder von ihrer Menge noch von ihrer Reiterei Gebrauch machen konnten. Daher beschlossen sie, gerade hier den anrückenden Feind zu erwarten.

Das Heer aber, welches Xerxes heranführte, betrug an Fußvolk derer, die aus Asien herüberkamen, eine Million und siebenmalhunderttausend Mann, an Reitern achtzigtausend, und außerdem noch Araber auf Kameelen und Libyer zu Wagen zwanzigtausend. Hierzu kamen noch, die aus Europa mitzogen, aus Thracien, Macedonien und Thessalien und den an der Thracischen Küste liegenden Inseln, zusammen etwa dreimalhunderttausend Mann ohne die Dienerschaft in ihrem Gefolge, die wohl eben so stark war. Wenn man nun noch die Flotte dazu rechnet, die nicht weit vom Landheer am thessalischen Vorgebirg Sepias vor Anker lag und aus zwölfhundert und sieben Kriegsschiffen und dreitausend Fünfzigruderern bestand und zusammen über fünfmalhundert und siebzehn tausend Mann an Bord hatte, — diese alle zusammengezählt, betrug die ganze streitbare Mannschaft zwei Millionen und sechsmalhundert vierzigtausend Mann. Die Dienerschaft aber und der ganze Troß zählte wenigstens eben so viel Köpfe. Also folgten dem Xerxes bis nach Sepias und Thermopylä in Allem etwa fünf Millionen und dreimalhunderttausend Menschen.

Mit dem Landheer nun war König Xerxes bei Trachis gelagert, da wo die breiteste Stelle der ganzen Gegend ist zwischen den Bergen und dem Meer, die Hellenen aber in dem Paß. Er war Herr von allem Land in Mitternacht bis Trachis, sie dagegen von Allem, was gen Mittag liegt auf diesem Festland.

Die Hellenen aber, welche den Perser an selbiger Stätte erwarteten, waren zusammen etwa fünftausend, nämlich: dreihundert Schwergerüstete aus Sparta, tausend Tegeaten und Mantineer, von jeder Stadt die Hälfte, von Orchomenus in Arcadien hundert und zwanzig, aus dem übrigen Arcadien tausend; ferner von Korinthus vierhundert, von Mycene achtzig; die waren aus dem Peloponnes

gekommen: von den Böotern aber siebenhundert Mann aus Thespiä und vierhundert aus Theben. Dazu kamen noch die Opuntischen Lokrer, die aufgeboten waren mit aller ihrer Macht, und tausend Mann Phoceer. Der Oberste des gesammten Heerhaufens war Leonidas, König von Sparta. Derselbe hatte sich seine dreihundert Begleiter besonders ausgewählt, alle von gesetztem Alter und die schon Kinder hatten. Diese waren denn auch die Tapfersten der ganzen Schaar, die Thebaner aber waren die Schlechtesten; denn dieselben waren nicht mit willigem Herzen mitgezogen, sondern Leonidas hatte sie mitgenommen, weil man sie sehr im Verdacht hatte, daß sie persisch gesinnt wären; er hatte sie also zum Kriege aufgeboten, um zu sehen, ob sie Beistand schicken oder ganz offenbar von dem hellenischen Bunde sich lossagen würden. Dieß war die gesammte Schaar derer, die sich den Persern bei Thermopylä entgegenstellten, es waren ihrer aber nicht mehr, weil gerade ein Fest vor der Thüre war. Dieses wollten die Hellenen erst feiern und dann mit gesammter Macht in's Feld ziehen; denn sie glaubten gar nicht, daß der Kampf in Thermopylä so schnell würde entschieden werden; darum schickten sie diese nur einstweilen voran.

Als aber das ungeheure Perserheer dem Paß sich näherte, fürchteten doch die Hellenen, sie seien zu schwach, sie abzuwehren, und hielten Rath, ob sie nicht abziehen sollten. Die Peloponnesier nun wollten nach dem Peloponnes gehen und den Isthmus besetzen; Leonidas aber, als die Phoceer und Lokrer sich dieser Meinung heftig widersetzten, stimmte dahin, daselbst zu bleiben und Boten in die Städte zu senden, die da sollten um Verstärkung bitten.

Wie sie so berathschlagten, sandte Xerxes einen Späher zu Pferde ab, um zu sehen, wie stark sie wären und was sie vornähmen. Und als der Reiter an das Lager heranritt, überschaute und sah er zwar nicht das ganze Lager — denn die jenseits der Mauer standen, welche sie aufgerichtet hatten, konnte er nicht übersehen — sondern er bemerkte nur die, welche außerhalb vor dem Eingang lagerten. Es hatten aber gerade zu derselbigen Zeit die Lacedämonier draußen die Wache, und er sah, wie einige Männer turnten, andere aber ihr Haar kämmten. Als er das erblickte, verwunderte er sich und merkte sich ihre Zahl. Und als er sich Alles genau gemerkt, ritt er ganz ruhig wieder zurück — denn keiner verfolgte ihn, und sie beküm-

merten sich gar nicht um ihn — und als er zurückkam, sagte er dem Xerxes Alles, was er gesehen. Als Xerxes das hörte, begriff er nicht, daß sie sich eigentlich bereiteten zum Tode oder zum Siege nach allen Kräften, sondern ihr Thun kam ihm lächerlich vor. Darum ließ er zu sich rufen den Demaratus, welcher früher König von Sparta gewesen und nachher, aus seinem Vaterlande vertrieben, zu den Persern gegangen war. Wie der nun kam, fragte ihn Xerxes nach Allem; denn er wollte gern wissen, was die Lacedämonier thäten. Der aber sprach: „Schon zuvor, als wir aufbrachen nach Hellas, hab' ich mit dir, o König, über diese Männer geredet, und du hast mich ausgelacht, als ich dir sagte, wie die Sache nach meiner Ansicht kommen würde; denn es ist für mich ein gefährliches Amt, Herr, die Wahrheit zu reden vor dir, jedoch vernimm sie auch jetzt. Diese Männer sind gekommen, um uns den Paß streitig zu machen, und dazu bereiten sie sich; denn das ist Sitte bei ihnen: wenn sie ihr Leben auf's Spiel setzen wollen, dann schmücken sie ihr Haupt. Wisse aber, wenn du diese und was in Sparta geblieben, bezwingest, so ist kein Volk auf der Erde mehr, das es wagt, wider dich, o König, den Arm aufzuheben; denn jetzt hast du es mit den tapfersten Männern zu thun." Das däuchte aber dem Xerxes ganz unglaublich, und er fragte zum andern, auf welche Art ein so kleiner Haufe sein Heer sollte bekämpfen können. Jener aber sprach: „Herr, du sollst mich für einen Lügner ansehen, wenn es nicht kommt, wie ich sage."

Xerxes aber glaubte ihm dennoch nicht. Er ließ nun vier Tage vorbeigehen; denn er hoffte immer, sie würden davon laufen. Um diese Zeit, als ein Trachinier zu dem Spartaner Dianakas sagte: „wenn die Feinde ihr Geschoß abschössen, würde die Sonne verdunkelt werden, so groß wär' ihre Menge," da antwortete dieser ganz unerschrocken und unbekümmert um ihre Menge: „das wäre ja recht schön für sie; wenn die Perser die Sonne verdunkelten, so würde man mit ihnen im Schatten fechten." Und das war derselbe Spartaner, der nachher vor allen den Preis der Tapferkeit erhielt. Am fünften Tage endlich, als Xerxes deutlich einsah, die Hellenen wären unverschämt und unklug genug, stehen zu bleiben, schickte er, von Wuth entbrannt, aus seinem Heere die Meder und Kissier gegen sie ab und befahl ihnen, sie lebendig zu fangen und vor sein Ange-

sicht zu führen. Als nun die Meder andrangen und ihren Angriff machten auf die Hellenen, fielen eine Menge von jenen; die andern aber rückten näher und konnten sie nicht zum Weichen bringen, obwohl ihr Verlust beträchtlich war. Da ward es denn aller Welt und vornehmlich dem Könige offenbar, daß es wohl viel Menschen wären, aber nur wenig Männer. Das Treffen aber dauerte den ganzen Tag. Nachdem aber die Meder hart zugerichtet waren, so wichen sie zurück, und an ihre Stelle rückten die von den Persern vor, welche, zehntausend an der Zahl, auserlesen waren von allen Persern, und die der König die Unsterblichen nannte; denn wenn einer an der Zahl fehlte, entweder durch Tod oder durch Krankheit, so wurde sogleich ein anderer genommen, und es waren niemals weder mehr noch weniger als zehntausend Mann; sie hatten aber am meisten Glanz vor Allen und waren auch die Tapfersten im ganzen Heer der Perser. Diese nun ließ der König jetzt vorrücken, als würden sie eher mit den Hellenen fertig werden. Als aber auch sie mit ihnen handgemein wurden, richteten sie nicht mehr aus als das medische Heer, sondern es gieng ihnen ebenso, weil sie in dem engen Paß stritten und kürzere Speere hatten als die Hellenen, und von ihrer Uebermacht nicht Gebrauch machen konnten. Die Lacedämonier aber fochten wacker und brav und zeigten, daß sie den Krieg verstanden, der Feind aber nicht, besonders dadurch: sie wandten ihnen zuweilen den Rücken und flohen dann alle auf einmal; die Feinde aber, die sie fliehen sahen, jagten ihnen nach mit Lärm und Geschrei; sie aber wandten sich, wenn jene nahe an sie gekommen, den Feinden entgegen, und auf die Art erlegten sie eine unzählige Menge von Persern; es fielen aber auch von den Spartanern einige wenige. Als nun die Perser den Paß nicht erstürmen konnten, wiewohl sie in einzelnen Schaaren und mit der ganzen Macht angriffen, zogen sie sich zurück. Während dieses Handgemenges soll Xerxes, der da zusah, dreimal von seinem Stuhle aufgesprungen sein aus Besorgniß für sein Heer.

Damals nun kämpften sie also; am folgenden Tage aber fochten die Feinde nicht glücklicher. Nämlich sie griffen an in der Hoffnung, weil der Hellenen nur sehr wenige wären, so würden sie alle verwundet und nicht mehr im Stande sein, einen Arm zu rühren. Aber die Hellenen standen in ihren Gliedern nach den Völkerschaf-

5*

ten und fochten, Jeder an seinem Theil, ohne die Phoceer; die standen auf dem Berge, einen heimlichen Fußpfad zu bewachen, auf welchem man den Paß umgehen und nach Hellas gelangen konnte. Da es nun die Perser um nichts anders fanden als den vorigen Tag, so zogen sie sich zurück.

Als aber Xerxes nicht wußte, was er dabei thun sollte, trat vor ihn Ephialtes, ein Hellene von Geburt, in der Meinung, eine große Belohnung von dem Könige zu erhalten, und verrieth ihm jenen Fußpfad und verderbte also die Hellenen, welche bei Thermopylä standen. In der Folge entwich er aus Furcht vor der Strafe aus seiner Heimat; aber es wurde ein Preis auf seinen Kopf gesetzt, und als er wieder heim kam, erschlug ihn ein Mann aus Trachis. Dieser Ephialtes nun kam zum Xerxes und bot ihm an, er wolle sein Heer auf jenem Wege hinüberführen. Dem Könige aber gefiel, was Ephialtes auszurichten verhieß, und er ward alsbald sehr erfreut und schickte mit ihm den Obersten Hydarnes und die Schaar der Unsterblichen ab. Diese brachen um die Zeit, da man die Leuchten anzündet, aus dem Lager auf und zogen auf dem Fußpfade einher die ganze Nacht durch, und als die Morgenröthe hervorkam, waren sie auf der Höhe des Berges. Hier standen eben, wie schon zuvor gesagt ist, tausend Mann schwergerüstete Phoceer, um den Fußpfad zu bewachen. Diese merkten aber, daß jene heraufstiegen, auf die Art. Die Perser waren nämlich unbemerkt bis oben auf den Berg gekommen. Weil das Laub der Eichen unter ihren Füßen rauschte, sprangen die Phoceer auf und legten ihre Rüstung an; und alsbald erschienen auch die Feinde. Und da sie dort Männer sahen, die ihre Rüstung anlegten, verwunderten sie sich; denn sie hatten gehofft, es würde ihnen sich nichts entgegen stellen; und nun stießen sie auf einen Heerhaufen. Da fürchtete Hydarnes, die Phoceer möchten Lacedämonier sein, und fragte den Ephialtes, was für Leute das wären; und als er es erfuhr nach der Wahrheit, stellte er die Perser in Schlachtordnung; und als die Phoceer von einem dichten Pfeilregen getroffen wurden, entflohen sie auf den Gipfel des Berges; denn sie glaubten, die wären eigentlich ihretwegen gekommen, und bereiteten sich zum Tode. Also dachten sie; die Perser aber mit dem Ephialtes und Hydarnes kümmerten sich um die Phoceer gar nicht, sondern giengen eilends den Berg hinab.

Dem Leonidas aber sagten Ueberläufer und die Späher, die er auf den Höhen aufgestellt hatte, an, daß die Perser über den Berg giengen. Und wie er das erfuhr, berief er eine Versammlung und hieß die Andern nach Hause zurückziehen; er aber mit seinen Lacedämoniern wolle bleiben und in den Tod gehen. Die entlassenen Bundesgenossen gehorchten dem Leonidas und zogen ab; die Thespier und Thebaner aber blieben allein da bei den Lacedämoniern: die Thebaner blieben wider ihren Willen und ungern, — denn Leonidas hielt sie fest und betrachtete sie als Geiseln — die Thespier aber mit freudigem Herzen und sagten, sie wollten den Leonidas und seine Leute nicht verlassen und nach Hause gehen; sondern sie blieben da und starben mit ihnen.

Xerxes aber rückte einige Stunden nach Sonnenuntergang aus seinem Lager gegen Thermopylä heran; denn so hatte er es mit dem Ephialtes verabredet. Und die Hellenen unter Leonidas, weil sie nun in den Tod hinauszogen, giengen jetzt viel weiter vor in die Breite der Schlucht als am Anfang. Die vorigen Tage waren sie in die Enge hervorgekommen zum Streit; nun aber trafen sie sich jenseits der Engen, und da fiel eine Menge der Feinde; denn hinter ihren Gliedern standen die Hauptleute mit Geiseln; die hieben darauf los und trieben sie immer vorwärts. Viele von ihnen nun stürzten in's Meer und ertranken, weit mehr aber wurden lebendig zertreten, es mochte sterben, was starb. Denn weil die Hellenen wußten, ihr Tod wäre ihnen gewiß durch die, welche den Berg umgangen, so setzte ein Jeglicher alle seine Kraft daran wider die Feinde und schonte weder sein noch des Feindes.

Nun waren aber damals schon den Meisten ihre Lanzen zerbrochen; da giengen sie den Persern mit dem Schwert zu Leibe. Und Leonidas fiel in diesem Getümmel, nachdem er heldenmäßig gekämpft, und viele Spartaner. Aber auch von den Persern fiel eine große Zahl und darunter zwei Brüder des Königs selbst. Und über dem Leichnam des Leonidas entstand ein großes Gedränge der Perser und Lacedämonier, bis daß die Hellenen ihn durch ihre Tapferkeit fortbrachten und den Feind viermal in die Flucht jagten. Das dauerte so lange, bis die mit dem Ephialtes dazu kamen. Als aber die Hellenen diese ankommen sahen, da gewann der Streit eine andere Gestalt; denn sie wichen zurück in die Enge des Weges

und giengen wieder hinter die Schutzmauer und kamen und setzten sich auf dem Hügel fest alle zusammen auf einen Haufen, ohne die Thebaner. Hier wehrten sich mit den Schwertern, die noch Schwerter hatten, und mit Hand und Mund; aber die Feinde begruben sie unter ihren Schlägen; denn ein Theil jagte ihnen nach und riß die Schutzmauer nieder, die andern aber umringten sie von allen Seiten; und da fielen sie denn alle bis auf den letzten Mann. Sie wurden später an der Stelle begraben, auf welcher sie gefallen waren, und wurde daselbst zu ihrem Gedächtniß eine Inschrift errichtet.

Zwei aber von den Dreihundert, Eurytus und Aristodemus, waren vor dem Kampfe von Leonidas aus dem Lager fortgeschickt worden und lagen in einer benachbarten Stadt an einer schlimmen Augenkrankheit darnieder. Als diese erfuhren, daß die Perser über den Berg gegangen wären, legte Eurytus schnell seine Rüstung an und befahl seinem Knechte, ihn zu den Kämpfenden zu führen. Und als ihn dieser dahin geführt, lief der Führer davon; er selbst aber fiel in dem Haufen und ward erschlagen. Aristodemus aber hatte sein Leben zu lieb und rettete sich durch die Flucht; als er jedoch nach Lacedämon zurückkam, fiel er in Schimpf und Unehrlichkeit, und Keiner sprach mit ihm, und man nannte ihn nur den Flüchtling Aristodemus. Im folgenden Jahre aber in der Schlacht bei Platää tilgte er durch Tapferkeit seine Schuld wieder aus.

Aber die Thebaner hatten so lange mit den Hellenen wider des Königs Heer gefochten, als sie mußten; als sie aber sahen, daß die Perser die Oberhand gewannen, da die Hellenen auf dem Hügel zusammengedrängt wurden, so trennten sie sich von ihnen und streckten ihre Hände aus und giengen den Feinden entgegen, indem sie sagten, wie es denn auch in der That ganz richtig war, daß sie schon längst persisch gesinnt wären, daß sie aber aus Noth gedrungen nach Thermopylä gekommen und ganz unschuldig wären an dem Verluste, den der König erlitten. Dadurch nun retteten sie zwar ihr Leben; aber sie kamen doch nicht ganz glücklich davon; denn als sie herankamen, faßten die Feinde sie und tödteten ihrer etliche; die meisten aber brandmarkten sie auf Xerxes Befehl mit dem königlichen Male. Also kämpften die Hellenen bei Thermopylä und erschlugen von den Feinden bei zwanzigtausend. Lanz.

27.

Athen unter Perikles.

Etwa in der Mitte des fünften Jahrhunderts vor unserer Zeitrechnung lebte in Athen Perikles, der größte Staatsmann und Redner seiner Zeit. Er führte die Verwaltung seiner Vaterstadt zwanzig Jahre lang so kräftig, daß die Regierung nur dem Namen nach in den Händen des Volkes, in der That aber ganz in den Händen dieses einzigen Mannes war, und so glücklich, daß Athen unter seiner Regierung nicht nur durch äußere Macht, sondern auch durch Glanz, durch Wissenschaft und Kunst vor allen andern Staaten hervorstrahlte. Die Wohnungen der Bürger waren zwar im Ganzen nur mittelmäßig, denn die republikanische Eifersucht duldete keine Pracht an Privatgebäuden; um so prachtvoller aber die Tempel mit ihren Statuen und Gemälden, die Gymnasien, Hallen, Theater und andere öffentliche Gebäude. Noch jetzt erregen ihre Trümmer Staunen und Bewunderung und dienen unseren Künstlern zum bildenden Muster.

Im nördlichen Theile der Stadt erhob sich ein steiler Hügel, zu dessen Gipfel eine Menge schöner, breiter Treppen führte. Dann kam man an ein großes glänzendes Säulenthor, von schneeweißem Marmor, mit fünf hohen Durchgängen. Zur Linken schloß sich hieran der Marmortempel der Siegesgöttin, zur Rechten ein aus mehreren Hallen zum Lustwandeln bestehendes Gebäude, dessen innere Wände mit Gemälden von der Hand der ersten Meister verziert waren. Ueber drittehalb Millionen Thaler soll der Bau des Ganzen gekostet haben.

Durch jene Vorhallen, Propyläen genannt, kam man auf die eigentliche Burg, einen großen geräumigen Platz, der mit einer Mauer umzogen war. Eine entzückende Aussicht! Hier die Stadt und das Gewühl des Volkes, dort das Meer mit Schiffen und Kähnen wie übersäet. Auf dem höchsten Gipfel der Burg stand die Statue der Athene, welche die Athener als die Schutzgöttin ihrer Stadt verehrten, in übermenschlicher Größe, aus Bronze verfertigt, in voller Rüstung, und sah gleichsam drohend von ihrer Warte, wer sich ihrer lieben Stadt und ihrem lieben Volke feindselig zu nahen wage. Schon am Vorgebirge Sunium, fünf Meilen von Athen,

sah man der Göttin Lanze und Helmbusch blitzen. Unter der Menge der Tempel, mit fortlaufenden Lustwandlungen, mit den schönsten Gemälden und Statuen geschmückt, erregte das Parthenon oder der Tempel der Athene die meiste Bewunderung. Es war, als hätten die Bürger durch den unermeßlichen Aufwand, mit welchem sie dieses Gebäude aufführten und im Innern verzierten, sich ihrer Retterin dankbar bezeigen wollen. Um den marmornen Prachttempel lief eine geräumige Halle, die auf schlanken marmornen Säulen ruhete. In dieser Halle sah man auch den Thron, auf welchem Xerxes während der Schlacht bei Salamis saß. In dem Tempel selbst stand die Bildsäule der Göttin in voller Rüstung, mit Helm, Schild und Lanze. Sie war dreißig Fuß hoch, von blendendem Gold und Elfenbein. Die künstlerische Hand des Phidias hatte dieses Meisterstück hervorgebracht. Anfangs sollte die Bildsäule aus Marmor verfertigt werden, und das Volk hatte es sich schon auf den Rath des Phidias gefallen lassen. Als er aber noch hinzusetzte, Marmor würde auch wohlfeiler sein, da schrie das ganze Volk: „Nein! nein! aus Gold und Elfenbein!“

Zur Hervorbringung solcher und ähnlicher Kunstwerke lebten damals die ausgezeichnetsten Meister, von denen der eine den andern zu übertreffen suchte. Zu den berühmtesten Malern gehörten Zeuxis und Parrhasius. Beide stellten einst einen Wettkampf in ihrer Kunst an. Zeuxis malte Weintrauben so natürlich, daß die Vögel nach denselben flogen und daran pickten. Nun brachte auch Parrhasius sein Stück, das mit einem dünnen Vorhang überzogen war. „Ziehe doch den Vorhang weg!“ sagte Zeuxis. Da lachte Parrhasius; denn der Vorhang war das Gemälde selbst. So täuschte der eine nur Vögel, der andere aber einen großen Künstler. Ein andermal malte Zeuxis einen Knaben, der Trauben auf dem Kopfe trug. Und abermals kamen die Vögel und pickten an den Trauben. Sogleich nahm er das Gemälde weg und sagte beschämt: „Die Trauben habe ich besser gemalt als den Knaben, sonst würden sich die Vögel vor diesem wohl gefürchtet haben!“

Wie einzelne Männer, so wetteiferten ganze Städte mit einander. Die eine wollte noch ausgezeichneter sein, als die andere. Im stolzen Selbstgefühle ihrer Auszeichnung nannten sie alle Völker die nicht Griechen waren, mit dem wegwerfenden Namen Barbaren.

Doch der Stadt Athen konnte es keine andere gleich thun. Sie war gleichsam die Sonne von Griechenland, deren wohlthätige Strahlen sich von hier aus nach und nach über die ganze Erde verbreiteten. In jedem Winkel der Stadt war Leben und rastlose Thätigkeit vom Morgen bis an den Abend. Hier übten sich Jünglinge und Männer in Kampfspielen, dort strömten sie zu den offenen Hörsälen, um den Lehrern der Weisheit zuzuhören. Auf dem Marktplatze, wo sich an bestimmten Tagen alle Bürger zur gemeinschaftlichen Berathung versammelten, sah man mit Erstaunen, wie ein Redner nach dem andern durch gewandte und künstlerische Darstellung die ganze Volksmenge wie bezaubert mit sich fortriß. An den Hafenplätzen wimmelte es unaufhörlich von ankommenden und abgehenden Schiffsleuten. Hier wurden Schiffe ausgeladen, dort andere vom Stapel gelassen, und wieder andere liefen mit vollen Segeln in den Hafen ein. Man kann denken, wie gern die Fremden in einer Stadt waren, wo es überall so viel Neues zu sehen, so viel Neues zu hören gab.

Diese Pracht und diese Herrlichkeit waren vorzüglich das Werk des Perikles. Er verlegte willkürlich die Bundeskasse von Delos nach Athen; gegen tausend Inseln und Städte mußten Schutzgeld an die Athener bezahlen. Dieses und die von den Persern erbeuteten Schätze verwendete Perikles theils zur Verschönerung der Stadt, theils zur Aufmunterung und Unterstützung der Künstler und Gelehrten. Durch sein gerades, würdevolles Wesen, durch seine hinreißende Beredsamkeit hatte er sich aller Herzen gewonnen. Das sonst so freisinnige Volk ließ sich ganz von ihm leiten. Was er rieth, das geschah; wen er anklagte, der wurde verurtheilt; wen er vertheidigte, der kam unfehlbar frei. „Er trägt den Donner und den Blitz auf seiner Zunge!“ pflegten seine Mitbürger von ihm zu sagen, und nannten ihn nicht anders als den Olympier, d. i. den Himmlischen. Einst hielt er eine Trostrede an die Aeltern, deren Kinder in einer Schlacht gefallen waren. Die ganze Versammlung war tief bewegt. Und mit freudigem Ungestüme drangen die Mütter nach der Rednerbühne, reichten ihm Kränze und vergossen Thränen der Rührung.

Unter Perikles stand Athen in seinem höchsten Flor. Aber gleichwie die Blume gerade in ihrer reizendsten Schönheit dem Verwelken am nächsten ist, so auch Athen. Welter.

28.

Die öffentlichen Spiele der alten Griechen.

In alter Zeit, wo körperliche Kraft und Gewandtheit noch als das Höchste galten, war es Sitte bei den Griechen, ihre Feste, sie mochten zu Ehre der Götter, oder auch zur Gedächtnißfeier der Verstorbenen angeordnet sein, durch öffentliche Proben zu verherrlichen. So feierte vor Troja der Held Achilles das Andenken seines Freundes Patroklus durch glänzende Wettkämpfe an dessen Grabhügel. Selbst die heiligsten Religionsfeste waren stets mit Heiterkeit und Freude vereinigt; und durch öffentliche Waffenspiele, festliche Aufzüge, frohe Tänze, Spiele und Gelage glaubte man die ernste Feier nicht zu entweihen. Der lebensfrohe Grieche konnte sich ein Fest, ohne solche Zugaben, nicht einmal denken. Die Feste der Götter wurden vorzugsweise an solchen Orten gefeiert, an die sich heilige Erinnerungen knüpften. Mit Opfern begann und endete die Feier.

In Elis, dem westlichen Theil des Peloponnes, am Ufer des reizenden Alpheus, lag ein uralter Hain, neben welchem sich eine große ebene Fläche ausbreitete. Diese Gegend und den in derselben gelegenen Flecken nannte man Olympia. Von uralter Zeit her war sie dem obersten Gotte, Zeus, geheiligt. Hier soll schon Herkules, dessen Abenteuer und Großthaten im ganzen Alterthume gefeiert sind, dem Zeus zu Ehren, große Waffenspiele angeordnet haben. Wegen der darauf folgenden Unruhen und Kriege aber war diese Feier lange unterblieben, bis endlich im Jahre 888 vor Chr. Iphitus, der König von Elis, dieselben auf Anrathen des delphischen Orakels erneuerte. Von der Zeit an fanden sie regelmäßig alle vier Jahre im Julius Statt, und jeder freie Grieche, der durch keine schimpfliche That sein Leben befleckt hatte, konnte an denselben Theil nehmen. Während der Feier ruhete jede Fehde, selbst die erbittertsten Feinde legten die Waffen nieder und eilten als Brüder zu dem gemeinsamen Feste. Entfernte Freunde und Verwandte fanden sich hier wieder; hier wurden Handelsverbindungen angeknüpft, hier die Angelegenheiten des Staates wie der Familie besprochen. Durch den gegenseitigen Austausch der Gedanken wurde der Samen zu vielen und mannigfaltigen Verbesserungen ausgestreuet. Die olympischen

Spiele waren dem gesammten Volke so heilig, daß die ganze Provinz Elis gleichsam als ein unantastbares Kleinod der Griechen betrachtet wurde und bei allen ihren Kriegen fast immer eines glücklichen Friedens genoß.

Diese im Angesicht von ganz Griechenland gefeierten Spiele bestanden im Wettlaufe, im Wagenrennen, Ringen und Faustkampfe, Springen und Werfen des Diskus, einer metallenen Scheibe. Ein großer, weiter Raum war dazu geebnet und mit weichem Sand bestreuet. Durch die Mitte gieng eine Mauer, an deren einen Seite das Wagenrennen, an der andern die übrigen Uebungen gehalten wurden. Ringsum saßen auf erhöheten Sitzen die zahllosen Zuschauer, deren aufmerksamen Blicken keine Bewegung entgieng. Nach Beendigung des Festes, welches fünf Tage währte, wurden die Preise vertheilt. Die Namen der Sieger wurden ausgerufen und in tausendfachem Jubel von allen Anwesenden wiederholt. Der Preis des Sieges war nur ein Olivenzweig; dieses einfache Anerkenntniß der Geschicklichkeit überstrahlte an Ruhm selbst den Glanz einer Königskrone. Er verherrlichte nicht blos den, der ihn errang, sondern auch seine Familie, seine Vaterstadt, die ihn feierlich empfieng, neue Feste seinetwegen anordnete und ihn für immer auf öffentliche Kosten ernährte. Man erzählt, daß einst ein Jüngling den Preis erhielt, dessen Vater gerade unter den Zuschauern war. Der Greis war außer sich vor Freude; im Angesicht des ganzen Volkes umarmte er ihn unter Thränen und sank dann, überwältigt von dem unerwarteten Glücke, entseelt zu Boden. Die ganze Versammlung folgte bewegt seiner Leiche.

Doch nicht allein Proben der körperlichen Geschicklichkeit wurden hier abgelegt. Auch Dichter, Redner, Geschichtschreiber, Flötenspieler und andere Künstler wurden zum Vortrage ihrer Werke eingeladen, und so auch ein geistiger Wettkampf eröffnet, der nicht mindern Ruhm erwarb. So wissen wir, daß die drei größten Tragiker oder Trauerspieldichter der Griechen, Aeschylus, Sophokles und Euripides nach einander den Preis errangen, und der Geschichtschreiber Herodot aus Halikarnaß soll (455) in Olympia sein berühmtes Werk vorgetragen haben. Auf diese Weise wurde alles Große, Schöne und Edle, was die Stille der Einsamkeit geschaffen hatte, in die lebendige Mitte des Volkes gebracht. Die olympischen Spiele

gelangten in kurzer Zeit zu einem so hohen Ansehen, daß vom Jahre 777 vor Chr. an die Griechen nach ihnen ihre Zeitrechnung bestimmten. Sie nannten die Zeit von einem Spiele zum andern, also einen Zeitraum von vier Jahren, eine Olympiade.

Minder berühmt als die olympischen waren die pythischen Kampfspiele in Delphi, zu Ehren des Gottes Apollo, der nach der Sage den Drachen Python erlegt hatte; die isthmischen, welche auf dem Isthmus von Corinth zur Ehre Poseidons oder Neptuns, und die nemeischen, welche bei Nemea in Argolis dem Zeus zu Ehren gefeiert wurden. Nach Welter.

29.

Demosthenes.

Demosthenes war der mächtigste Redner, welchen Griechenland hervorgebracht hat. Er hatte in seinem sechzehnten Jahre den Redner Kallistratos öffentlich sprechen gehört; der rauschende Beifall, womit die Rede aufgenommen worden war, die Aeußerungen der Bewunderung und die Glückwünsche, mit denen man den Redner nach Hause begleitete, hatten in ihm ein so lebhaftes Verlangen erweckt, auch so wie jener durch die Kraft der Rede Alles bewältigen zu können, daß er sich entschloß, sich ganz und gar der Redekunst zu widmen. Er las mit dem größten Fleiße die Werke der besten Schriftsteller und schrieb die Geschichte des Thucydides achtmal ab; auch besuchte er die Vorträge des Redners Isäus und des Philosophen Plato. Zuerst versuchte er sich in der Anklage gegen seine Vormünder, die sein Vermögen veruntreut hatten; während er einen Ersatz seines Verlustes nicht erwirken konnte, gewann er dabei Uebung und Unbefangenheit im öffentlichen Vortrage. Als er aber auch vor dem Volke in Staatsangelegenheiten zu sprechen begann, wollte es ihm für's erste gar nicht gelingen; es wurde gelärmt und gelacht, gleich als wäre es eine Anmaßung von ihm, Redner sein zu wollen. Er hätte auch selbst beinahe an seinem Berufe dazu verzweifelt, wenn nicht ein Freund, der Schauspieler Satyrus, ihm gezeigt hätte, wie er das Aeußere seines Vortrags umwandeln müsse, um bei dem Volke Eingang zu finden. Von da an übte er sich unablässig in einem

eigens dazu gebauten unterirdischen Gemach in Allem, was zum Aeußern des Vortrages gehört. Dann gieng er hinaus vor die Stadt und mühte sich ab, während er Anhöhen hinanschritt, Verse oder Prosa herzusagen, um die Kraft seiner Lunge zu stärken; oder er nahm kleine Steinchen in den Mund und sagte lange Stellen mit lauter Stimme her, um durch vermehrte Schwierigkeit sich zur Deutlichkeit in der Aussprache zu gewöhnen, für welche sein Sprachorgan nicht günstig war, da er den Buchstaben R nicht aussprechen konnte.

Aber nicht diese Außendinge waren es, die ihm unsterblichen Ruhm verschafften, sondern der Fleiß, welchen er aufwandte, um die Sachen und die Menschen genau kennen zu lernen; die Klarheit und der Scharfsinn, womit er bis auf den innersten Grund der Dinge sah; die Vaterlandsliebe, die ihn durchdrang und seine Sprache feurig machte; endlich die sorgfältige Wahl der Worte und überhaupt die Kraft, Bündigkeit und Schönheit der Sprache.

Nach K. L. Roth.

30.

Kleobis und Biton.

Kleobis und Biton gehörten unter den Griechen zu den gefeiertsten Namen. Beide waren Sieger in den Kampfspielen gewesen; was aber ihren Namen Unsterblichkeit verlieh, ist folgende herrliche That und ihr beneidenswerthes Ende. Als einst die Argiver ein Fest der Here feierten, ward es unumgänglich erfordert, daß ihre Mutter auf einem Wagen zum Tempel gefahren werden mußte. Aber die Stiere kamen nicht zur rechten Zeit von dem Felde zurück; da spannten sich die Jünglinge selbst in das Joch und zogen den Wagen und auf dem Wagen ihre Mutter einher. So legten sie fünf und vierzig Stadien d. i. mehr als eine deutsche Meile zurück; und als sie nun bei dem Tempel angelangt waren und diese That vor den Augen der ganzen Versammlung vollbracht hatten, ward ihnen ein herrliches Ende verliehen. Die umstehenden Argiver priesen die Stärke der Jünglinge und die Argiverinnen die Mutter, welche solche Kinder geboren hätte. Und die Mutter, entzückt durch

die That sowohl als den Ruhm, der ihr geschenkt war, bat die Göttin, vor deren Bildsäule sie stand, daß sie ihren Kindern, dem Kleobis und Biton, die ihr so hohen Ruhm bereitet hätten, doch Alles verleihen möchte, was dem Menschen am zuträglichsten wäre. Als das Opfer und Gastmahl nach diesem Gebete beendigt waren, schliefen die Jünglinge in dem Tempel selbst ein und erwachten aus diesem Schlafe nicht wieder, sondern beschlossen hier ihr Leben. Die Argiver ließen Bildsäulen von ihnen verfertigen und stellten sie, wie die Gestalten vortrefflicher Menschen, in Delphi auf.

v. Breyer.

31.

Die Siebenschläfer.

Als der Kaiser Decius (250 n. Chr.), erzählt man, die Christen verfolgte, verbargen sich sieben edle Jünglinge aus Ephesus in einer geräumigen Höhle an der Seite eines nahe gelegenen Berges und wurden von Decius verurtheilt, ihr Leben daselbst einzubüßen, indem er Befehl gab, den Eingang ihres Zufluchtsortes durch Aufthürmung großer Steine fest zu verschließen. Die Jünglinge fielen sogleich in einen tiefen Schlaf, der, ohne ihre Lebenskräfte auszulöschen, durch ein Wunder während einer Reihe von beinahe zweihundert Jahren verlängert wurde. Nach Ablauf dieses Zeitraumes (437 n. Chr.) räumten die Sklaven eines gewissen Adolius, dem das Eigenthum dieses Berges durch Erbrecht zugefallen war, die Steine hinweg, um sie als Baustoff zu irgend einem ländlichen Gebäude zu gebrauchen. Das Licht der Sonne drang in die Höhle, und die Siebenschläfer durften wieder erwachen. Nach einem Schlummer, der, wie es ihnen vorkam, nur wenige Stunden gedauert hatte, empfanden sie die Regungen des Hungers und beschlossen, daß einer von ihnen, Namens Jamblichus, heimlich nach der Stadt zurückkehren sollte, um für seine Gefährten Brod einzukaufen. Aber in den neuen Gegenständen, welche ihn umgaben, konnte der Jüngling das seinem Gemüthe tief eingedrückte alte Bild seines Vaterlandes nicht wieder erkennen, und vorzüglich erstaunte er, als er über dem Hauptthore von Ephesus ein triumphirend emporsteigendes Kreuz erblickte. Seine sonderbare Kleidung und ungewöhnliche Sprache

befremdete den Bäcker, dem er eine alte Münze des Decius als gangbare Reichsmünze dargereicht hatte, und da man deshalb den Verdacht auf ihn warf, daß er einen verborgenen Schatz aufgefunden hätte, so wurde er vor den Richter geführt. Aber die gegenseitigen Fragen Jamblich's und seines Richters leiteten auf die Entdeckung, daß beinahe zwei Jahrhunderte verflossen waren, seit Jamblich und seine Freunde sich der Wuth ihrer Verfolger entzogen hatten. Der Bischof von Ephesus, die Geistlichkeit, die Magistratspersonen, und wie es heißt, sogar der Kaiser Theodosius II. selbst eilten, die Höhle der Siebenschläfer zu besuchen, die ihren Segen ertheilten, ihre Geschichte erzählten, und in demselben Augenblicke ruhig verschieden. — Diese Geschichte der Siebenschläfer, ein lehrreiches Bild des Wechsels der Zeiten, ist nicht blos auf die christliche Welt eingeschränkt geblieben, sondern auch von denjenigen Völkern, welche sich zum Islam bekennen, angenommen und ausgeschmückt worden; und man hat sogar in den äußersten Gegenden Scandinaviens Spuren einer ähnlichen Sage entdeckt. (Vgl. Th. I. Nr. 22.) v. Breyer.

32.

Von Alarich.

Rom, von Alarich, dem Könige der Westgothen, im Jahre 408 belagert, erfuhr das schreckliche Unglück einer Hungersnoth. Zwei angesehene Römer wurden in das Lager der Westgothen abgeordnet und bekamen Gehör. Sie verkündeten dem Könige, die Römer seien entschlossen, ihre Würde zu behaupten; wenn Alarich einen anständigen Vergleich ausschlage, so möge er nur das Zeichen zur Schlacht geben und sich gefaßt machen, ein zahlloses, in den Waffen geübtes und durch Verzweiflung beseeltes Volk zu bekämpfen. „Desto besser, antwortete Alarich, je dichter das Gras ist, desto leichter ist es zu mähen.“ Dieser Antwort gemäß waren seine Bedingungen. Alles Gold und Silber, es gehöre dem Staat oder einzelnen Bürgern, alle bewegliche Habe von Werth, und alle Sklaven, die nicht römischer Abkunft wären, müsse man ihm geben. „Wenn aber dieß, o König, fragten die Abgeordneten, deine Forderungen sind, was

denkst du uns denn zu lassen?" „Euer Leben," antwortete der stolze Eroberer. Die Römer zitterten und entfernten sich. —

Als Alarich gestorben war, mußte ein Theil der Gefangenen der Westgothen sogleich Anstalt machen, den Lauf des Busento, eines kleinen Flusses, der an den Mauern von Cosenza hinfließt, abzuleiten. Das mit der kostbaren Beute und den Trophäen Rom's ausgeschmückte Grabmal wurde in dem leeren Bette des Flusses aufgeführt, das Wasser dann wieder in seinen natürlichen Kanal gelassen, und der geheime Platz, wo Alarich's Ueberreste eingesenkt worden waren, durch die unmenschliche Ermordung der Gefangenen, die mit dieser Arbeit beschäftigt gewesen waren, für immer verborgen.

v. Breyer.

33.

Papst Leo's Reise zu dem Könige der Hunnen.

Diesseits der Theiß, im Norden des Königreichs Ungarn, in einem sehr großen Flecken, in einem hölzernen Palast, unter einer unzähligen Menge streitbarer ungesitteter Hirten und Jäger, wohnte Attila, König der Hunnen, der Ostgothen, Gepiden, der mährischen österreichischen, ja der meisten deutschen Völker. Er glaubte sich geboren, alle Staaten zu erschüttern, er nannte sich die Geisel Gottes; den römischen Kaiser zu Constantinopel nannte er seinen Sklaven. Er zog einher an der Spitze von siebenmal hundert tausend Mann; jedes Volk war unter Anführung seines Königs; die Menge der Könige beobachtete, wie gemeine Soldaten, den Wink des Attila; Alles, was er anzeigte, that jeder mit Furcht, ohne irgend einen Widerspruch; er selbst aber, Attila, der König der Könige, gab Allen Befehl und wachte für Alle allein. Er zog einher voll Rachbegierde wegen einer verlorenen Schlacht; er zog nach Italien. Als die Stadt Aquileja ihren Widerstand mit schrecklichem Untergang büßte, als von Vicenza, von Monfelice, von Pavia, von Mailand nichts übrig war, als die rauchenden Trümmer, bereitete der barbarische Held in seinem Lager am Flusse Menzo der Stadt Rom seine Rache. Kein Kaiser, keine Legionen, kein Senat unternahm die Errettung des Vaterlandes der alten Beherrscher der Welt. Aber der Papst Leo nahm den Bischofstab in seine Hand und wagte sich in das

hunnische Lager. Er brachte rührende Vorstellungen für den König und Geschenke für seinen Rath. Es wurde gesagt und geglaubt, Rom, von Gott beschirmt, könne nicht ungestraft eingenommen werden, Alarich habe dieß weiland erfahren, als er diese Eroberung wenige Tage überlebt; Athaulf sei in der Blüthe seiner Waffen gefallen. Also wurde Rom durch Leo gerettet.

Nach J. v. Müller.

34.

Attila's Tod und Begräbniß.

Als Attila sich schon dem Alter näherte, nahm er außer den vielen Frauen, die er nach dem Brauche seines Volkes schon hatte, noch eine, Namens Ildiko. Nachdem die Hochzeit mit großer Pracht und Fröhlichkeit gefeiert war, fiel Attila ganz trunken in einen schweren Schlaf. Es geschah aber häufig, daß er aus der Nase blutete, und so war es auch in dieser Nacht. Aber weil er auf dem Rücken in tiefem Schlafe lag, konnte das Blut nicht ausfließen, sondern füllte ihm den Mund und die Luftröhre und erstickte ihn. So starb die Gottesgeisel, die so viele Kämpfe unversehrt bestanden hatte, eines schimpflichen Todes durch das Uebermaß des getrunkenen Weines.

Am folgenden Tage, als schon ein großer Theil des Morgens verstrichen war, ahnten die Diener des Königs irgend etwas Ungewöhnliches, weil es im Zelte des Attila so still war. Sie erhoben ein gewaltiges Geschrei; als sie aber auch da noch nichts vernahmen, erbrachen sie die Thür und fanden ihren König ohne irgend eine Wunde durch das vergossene Blut erstickt. Da schnitten sie, wie es bei ihrem Volk Sitte war, einen Theil ihrer Haare ab und verunstalteten ihre häßlichen Gesichter noch mehr durch tiefe Wunden, damit ein so vortrefflicher Kämpfer nicht durch weibische Klagen, sondern durch das Blut der Männer betrauert werde. Da soll sich auch das Wunder ereignet haben, daß dem römischen Kaiser Marcian, der über den so grimmigen Feind tief bekümmert war, im Traume in derselben Nacht der Bogen des Attila zerbrochen erschien. Der Bogen aber galt bei dem Hunnenvolke als ein Zeichen der

Macht ihres Königs. Ueberall war Attila so sehr gefürchtet, daß sein Tod den Menschen wohl als ein Geschenk des Himmels erscheinen durfte.

Die Hunnen begiengen nun sein Begräbniß auf folgende Weise. Mitten auf dem Felde wurde der Leichnam in einem seidenen Zelte auf feierliche Weise zur Schau für Alle ausgestellt. Auserlesene Männer aus dem ganzen Hunnenheere schritten rund um dieses Zelt langsam einher und erzählten die Thaten ihres Königs in Klageliedern auf folgende Weise. „Hier liegt Attila, der edle König der Hunnen, Sohn des Königs Mundzuk, Herr der tapfersten Völker, welcher mit einer vor ihm unerhörten Macht die Reiche Scythiens und Germaniens allein besessen hat, der Schrecken beider römischen Reiche, deren Städte er zerstörte, und von denen er, durch ihr Flehen erweicht, einen Jahrgehalt annahm. Und nachdem er dieß Alles mit solchem Glücke ausgeführt, ist er nicht durch eine Wunde von seinen Feinden, nicht durch Betrug der Seinigen gefallen, sondern in tiefem Frieden ist er ohne ein Gefühl des Schmerzes unter Freuden gestorben. Darum kann sein Tod von seinen Freunden nicht gerochen werden.“ Nach diesem Grabgesange feierten sie an seinem Sarge das Leichenbegängniß mit unendlichem Zechgelage, und indem sie so das Entgegengesetzte mit einander verbanden, jauchzten und klagten sie abwechselnd.

In tiefer Nacht ward die Leiche im Geheimen der Erde übergeben. Sie legten den König erst in einen goldenen Sarg, diesen in einen silbernen, und diesen wieder in einen eisernen, indem sie damit andeuten wollten, daß diese Metalle dem mächtigsten Könige zukämen: das Eisen, weil er damit die Völker bezwungen, das Gold und Silber, weil er diese Metalle als seinen Tribut von den großen Reichen empfangen hatte. Sie fügten dann noch die Waffen hinzu, welche er sich durch Erlegung von Feinden erworben hatte, den Pferdeschmuck, der reich mit Edelsteinen besetzt war, und Abzeichen anderer Art, die man an seinem Hofe zu tragen pflegte. Aber damit die menschliche Neugier und Habsucht diese Schätze verschonte, wurden Alle, die zu diesem Begräbnisse vorher ausersehen waren, zum Lohne getödtet.

O. Klopp.

35.

Karl der Große und Wittekind.

Karl der Große hatte bald, nachdem er zum Thron gelangt war, einen Feldzug gegen die Sachsen unternommen und sie, wiewohl nach schwerem Kampfe, überwunden. Er berief darauf die Sachsen nach Paderborn zu einem Reichstage; viele Edle mit ihren Gefolgschaften kamen, verbürgten den Frieden mit Hab' und Gut, mit Freiheit und Leben, und nahmen die Taufe. Nur ihr König Wittekind kam nicht; er war zu dem Dänenkönig geflohen, um von dort bei günstiger Zeit den Krieg wieder zu erregen.

Nicht lange darauf, während Karl in Spanien focht, war auf einmal durch ganz Sachsen die Kunde geflogen: Der Wittekind ist wieder da! Und der Wittekind flog wie ein Adler hintendrein, von Hof zu Hof und rief: „Rach' und Freiheit, Landsleute! Wer geht mit in's Frankenland?" Da sprangen sie von ihren Herden auf, schüttelten den Eid, welchen sie dem fremden Herrn geschworen, wie ein Joch von sich ab und folgten dem Wittekind wie die Wolken dem Sturme. Alle Burgen Karl's und alle Kirchen bis Deutz am Rhein warfen sie nieder; dann zogen sie den Strom hinauf bis Coblenz und erschlugen so viele Franken als sie konnten, besonders die christlichen Priester.

Im andern Jahre kam Karl selbst und trotzte den Sachsen Frieden und Geiseln ab. Er bezwang den Bardengau, der zwischen der Weser und Elbe lag, setzte Priester in's Land, baute Gotteshäuser und Klöster und gebot den Sachsen, daß sie der Kirche den Zehnten geben sollten, wie er's auch in seinen andern Ländern eingeführt hatte. Wohl ergrimmten die freien Sachsen darüber; aber da des Königs Hand schwer auf ihnen lag, mußten sie ihren Grimm verbergen. Da wähnte Karl in freudigem Stolze, nun hätte er sie endlich doch unterjocht, und fuhr sorglos nach Rom. Dort taufte ihm der Papst Hadrianus seinen Sohn, welcher den Namen Pipin und die Herrschaft über Italien erhielt; seinen andern Sohn Ludwig setzte er als König von Aquitanien; sein ältester Sohn Karl aber zog allenthalben mit dem Vater und focht dessen Schlachten mit.

Die Sachsen schliefen indessen nicht. Wie einst Hermann und die Cherusker die stolzen Römer getäuscht hatten, so machte jetzt

Wittekind den König sicher, daß dieser dem Volke dessen eigene Edlen zu Grafen über die Gaue gab und es (788) sogar zum Heerbann wider das slavische Volk der Serben aufbot, welches zwischen der Elbe und der Saale saß und in Thüringen eingebrochen war. Die Sachsen kamen auch in Wehr und Waffen; aber plötzlich kehrten sie sich gegen die Franken um und schlugen sie an der Weser auf dem Süntelberge. Da schwur der König, es den Sachsen zu gedenken, und kam mit ungeheuerer Heeresmacht. Nicht mehr wie Feinde, sondern wie Sklaven, die sich empört hatten, behandelte er sie in seinem Zorne: er legte ihr Land wüst und ließ an Einem Tage 4500 gefangene Sachsen zu Verden an der Aller enthaupten. Aber ehe noch ein Jahr vergangen war, stand ganz Sachsenland im lichterlohen Kampfe, wie nie zuvor, und der Wittekind, wie der Geist der Rache, an der Spitze des Landsturms. Auch die Friesen, die es mit den Sachsen immer gehalten hatten, erhoben sich jetzt wieder, doch erlagen sie bald. Bei Detmold geschah nun eine mörderische Schlacht zwischen Karl und den Sachsen, doch ohne andern Erfolg, als daß Karl nach Paderborn zurückwich, um neue Schaaren aus Frankenland herbei zu ziehen. Mit diesen verstärkt wandte er sich zum zweiten Mal gegen die Sachsen und besiegte ihr Heldenthum durch seine Kriegskunst und Uebermacht. Dennoch unterwarf sich das Volk ihm noch nicht, sondern focht zwei Jahre lang trotzig um die Freiheit fort, während Karl unabläßig das Land mit Feuer und Schwert verwüstete. Endlich erkannte er, daß er mit seiner ganzen Kriegsmacht gegen die unbesiegbare Kraft, welche ein Volk von der Freiheit empfängt, nichts Besseres vermöge, als wie ein Henker zu würgen, und nun stand er von dem Vorsatz ab, die milde Lehre Jesu Christi durch Menschenopfer einzuführen; darum behandelte er jetzt die, so sich ihm unterworfen hatten, sanfter und gnädiger, und schrieb einen Tag zu Paderborn aus und gab den Sachsen ein Gesetz, welches in vielen Stücken klug erdacht und heilsam war, aber den Zweck dadurch verfehlte, daß die Strafen, durch deren Androhung Karl die Einführung des Christenthums und die Ehrfurcht davor sichern wollte, zu streng waren. Besonders erbitterte die Sachsen das Gebot, daß sie der christlichen Kirche zum Unterhalte der Priester den Zehnten geben sollten. Diesen hielt Karl für die heilige Pflicht; die Sachsen sahen aber nichts weiter darin, als

einen Tribut, den sie ihren Ueberwindern entrichten müßten. Gleichwohl waren sie für einen offenen Kampf allzuerschöpft; darum ließen sie das Harte über sich ergehen, um wenigstens ungestört ihre Kraft wieder sammeln zu können. Von Paderborn aus schickte Karl auch zu dem Wittekind in dem Bardengau und lud ihn zu einem Friedensgespräche zu sich; dafür versprach er ihm frei Geleit und gab ihm Geiseln zu dessen Bürgschaft.

Da empfand auch Wittekind's unbeugsames Herz gar schmerzlich die Noth seines Volkes und begann an der Macht seiner Götter zu verzweifeln, die den Kampf für sie nicht mit Sieg krönen wollten, ob sie gleich mit Menschenopfern übersättigt worden waren. Eine geheime unwiderstehliche Gewalt zog ihn fort, den furchtbaren Karl auch außer der Schlacht zu sehen; und ob er dessen Einladung gleich öffentlich mit Verachtung zurückgewiesen, so beschloß er doch, nebst seinem Freunde Albion sich in Bettlerkleidung gehüllt unerkannt in Karl's Nähe zu begeben. Sie verließen im Geheim das Heer der Sachsen, traten ihre Wanderung an und erreichten gerade an einem Festtage die Stadt, in welcher Karl sein Hoflager hielt. Ein großes, erhabenes Gebäude, das sie für die Wohnung hielten, zog ihre Blicke auf sich, und da sie die Pforten desselben weit geöffnet und viele Menschen hineingehen sahen, zögerten auch sie nicht und folgten. Aber sie traten nicht in das Haus des Königs, sondern in das Gottes, in die Kirche, und erblickten hier den gewaltigen Karl, den sie sonst nur in Kampfeswuth mit dem rauchenden Schwert in der Hand gesehen, in tiefer Andacht und Demuth und in einfach schmuckloser Kleidung mit vielen fränkischen Edlen vor dem Altar knieend, wo eben das Abendmahl ausgetheilt wurde. Da ahnten sie bald, wo sie waren. Doch hier stand kein blutiger Opferaltar; hier tönte nicht das Beschwörungsgeschrei wüthender Priester; jede Leidenschaft schien daheim geblieben und der heilige Frieden unzerstörbar, der hier in seiner Wohnung Alle umfieng. — Wittekind und Albion wurden tief erschüttert: ihre starkfühlenden Herzen ahneten, daß der unsichtbare Gott der Christen ihnen näher stehe, als ihre Götzen; und als die Andächtigen alle auf die Kniee sanken, zog auch sie der wahren Andacht stille Allgewalt in den Staub nieder.

Als der Gottesdienst beendigt war, verließen sie schweigend die Kirche und gesellten sich zu einer Anzahl von Bettlern, die an der

Thür den König erwarteten, der ihnen Almosen zu spenden pflegte. Wittekind saß auf den Stufen, hielt sein Auge fest auf den aus der Kirche tretenden Karl geheftet, in dessen ernsten, schönen Zügen noch Andacht und Begeisterung ruhten, und streckte, um unerkannt zu bleiben, auch seine Hand nach Almosen aus. Aber Karl's durchdringender Blick erkannte in dem kräftigen, ausdrucksvollen Antlitz gar bald den Helden, der ihm den Kopf so oft heiß gemacht hatte.

„Ich habe hier kein Almosen für dich; aber ich will dir ein Köstlicheres gewähren, wenn du mir folgst!“ sprach Karl und reichte ihm sanft die Hand und führte ihn in sein Gemach. Nach einer langen, ernsten Unterredung lagen sich die frühern Glaubensfeinde endlich in den Armen, und Wittekind, der dem grausamen Beherrscher der Franken nimmer weichen wollte, beugte sich jetzt in stiller Demuth vor dem christlichen Könige.

Wittekind und Albion bekannten sich alsbald öffentlich zum christlichen Glauben und wurden im Beisein Karl's des Großen auf das feierlichste getauft. Dem Beispiele seiner Fürsten folgte willig das ganze Volk der Sachsen, und was in 32 Jahren dem Schwerte nicht möglich gewesen war, errang in kurzer Zeit der Glaube und die Liebe.

E. v. Houwald.

36.

Die Ungarschlacht auf dem Lechfeld.

(10. August 955.)

Von Augsburg aufwärts breitet sich eine unübersehbare Ebene aus, zehn Stunden Wegs lang, zwischen den Strömen Lech und Wertach, ohne Baum und Strauch nur mit kurzem Gras bewachsen. Dieß ist das Lechfeld, wie eine Wasserfläche gleich, vielleicht einst See; rings von einem Hügelrain umufert, auf welchem Dorfschaften ruhen. Dieß ungeheure Blachfeld, für Bewegungen reisiger Schaaren bequem, machten die Ungarn zum Wahlplatz.

Als der König (Otto der Große) in die weite Blache hinabtrat, gab er seinem Heere die Schlachtordnung. Den Vortrab mit dem Rennfähnlein sollte Konrad der Rothenburger, Herzog von Franken, machen mit vielem reisigen Zeug, ein tapferer Kriegsmann.

Als ihn die Krieger erblickten, war große Freude, und schon jeder des Sieges getrost. In drei Schlachthaufen bildeten die Bayern das Vordertreffen. Sie führte Graf Eberhard von Ebersberg. Jederzeit sind ihre Banner bei den Reichsheeren im Vorzuge gegen den Feind gestanden. Dann folgten die Sachsen, ein zierlicher, kriegerischer Menschenschlag, mit langen Speeren, kurzen Schilden, großen Messern an den Hüften. Bei ihren Schlachthaufen der König selbst: vor ihm hergetragen der Engel im Reichsbanner, umgeben vom Speerwald des Heeres. Dann kam Herzog Burkard, der kühne Held, mit zwei Schlachthaufen der Schwaben. Eine Schaar von tausend Böhmen hütete im Nachzug Feldgeräth und Troß. Sie befehligte Herzog Boleslav.

Als so das Heer dahinzog, stieß zu demselben auch von Augsburg Graf Theobald, des Bischofs Bruder, und Bischof Udalrich selbst mit vielem Adel und Stadtvolk, zu Roß und Fuß unter dem Banner der Stadt.

Die Ungarn frohlockend, sieggewohnt, säumten nicht; setzten über den Lech zum linken Ufer; umschwärmten lange mit beweglichen Schaaren die deutschen Haufen und stürzten dann jählings, beutelüstern, mit gräßlichem Geschrei, auf die Böhmen und deren Gepäck im Nachtrab. Diese alle wurden von ihnen nach wilder Gegenwehr niedergeschossen, zersprengt; dann warf sich der Ungarn gesammte Macht auf die Schlachthaufen der Schwaben. Nach männlichem Streit erlagen auch diese der ungestümen Uebermacht. Da ihre Fähnlein wankten, änderte der König schnell seine Ordnung, beschied Herzog Konraden mit dem fränkischen Haufen und ließ ihn zur Unterstützung der Schwaben rennen. Er selbst, nachdem er sein Gebet und dem heiligen Laurentius das Gelübde gethan, ein Bisthum zu gründen, wenn die Schlacht siegreich ende, schwang sich auf's Roß mit Schild und heiliger Lanze und führte die wohlversuchten Sachsen in's Getümmel. Im Sturmlauf rückten die Bayern nach.

Fest hielten die Deutschen Mann an Mann. Die Ordnung der Madjaren war getrennt; ihre Menge immer enger gegen den Lech zusammengedrückt, daß ihnen die Schnelligkeit der Rosse nicht mehr half, der Speer der Deutschen sicher traf. Siegreich schwebte der Reichsengel über dem ungeheuern Kampf, der das Schicksal zweier großer Völker entschied.

Viele deutsche Helden sanken; auch Theobald, der edle Graf von Kyburg und Dillingen, und Reginald, sein Vetter. Und als Konrad von Franken, der wackere Degen, im Kampf des heißen Sommertages frische Luft zu schöpfen, die Bänder des Panzerhemdes lösete, durchbohrte seinen Hals ein Pfeil. Mit schweren Wunden gieng Herr Starchand, der muthige Bischof von Eichstädt, aus dem Streit; desgleichen von Regensburg der Bischof Michael. Dieser war schon unter den Todten gelegen; neben ihm ein blutender Ungar, der sich noch im Sterben am Bischof des Plünderns freuen wollte. Dadurch genas Herr Michael von der dumpfen Betäubung, tödtete den Heiden und kam glücklich zu den Seinen.

Des Ungarvolkes Niederlage war unbeschreiblich groß. Wer nicht durchbohrt war, stürzt' in die Fluten des Lechs; wer nicht ertrank, ward vom bayrischen Volk erschlagen. Mehrere der ungarischen Häuptlinge, gefangen nach Regensburg geschleppt, ließ Herzog Heinrich dort vor dem Osterthor aufhenken; andere wurden verstümmelt, gekreuzigt, mit langsamer Qual getödtet, andere haufenweise in große Löcher gethan und lebendig begraben. Die große Beute von goldenen und silbernen Schmuckketten, Gefäßen und Münzen war unschätzbar. Reich beschenkte davon der König den tapfern Bischof Udalrich, welcher zu Augsburg ein Stift baute, wo der Erschlagenen von Adel Kinder und Wittwen Aufnahme fanden. Auch der Bayern Kriegsfürst, Graf Eberhard, brachte seinem Kirchlein zu Ebersberg die Erstlinge vom Ungarnraube, viele goldene und silberne Ketten und goldene Glöcklein, welche die vornehmen Madjaren zuunterst an ihren ausgezackten Kleidern zu tragen pflegten.

Seit diesem Tage lief großer Schrecken und Wehklage durch's ganze Ungarland. Das Volk daselbst verschanzte sich voll Furcht und zitterte vor dem deutschen Namen. H. Zschokke.

37.

Die Brücken bei Regensburg und Passau. Baukunst im Mittelalter.

Weit und groß, mit kostbaren Gebäuden, hohen Kirchen, Klöstern, Ringmauern und Seitenthürmen, lag Regensburg an der Donau

ausgebreitet, des bayrischen Herzogthumes und des süddeutschen Waarenverkehrs erste Stadt, aber noch immer, gleichwie zu der Agilolfinger Zeit, ohne Brücke über den Strom.

Es begab sich, daß im Sommer des eintausend einhundert fünf- und dreißigsten Jahres, da von großer Hitze ganze Wälder entbrannten, auch die Wasser der Donau gar seicht wurden. Dieß bewog den Herzog Heinrich X., seinem Namen ein Denkmal auf die spätesten Zeiten zu stiften. Er ließ, vereint mit der Bürgerschaft, eine steinerne Brücke erbauen. Es wurden im Bette des Flusses unter dem Wasser große Steinlagen mit Eichen, Eisen und Blei befestigt; über dieselben dann fünfzehn Schwibbogen von Marmor gewölbt; darüber die offene Brücke, dreißig Werkschuhe breit, eilfhundert einundneunzig lang, von einem Ufer zum andern. Im eilften Jahre, seit Anhebung des Werkes, stand es vollendet; von Allen gepriesen als Wunder der Kunst im deutschen Lande. Vorher wurden Waaren, Menschen und Vieh nur auf bleibenden Fähren übergeschifft, dergleichen auch hin und wieder in andern Gegenden des Flusses zur Bequemlichkeit der Reisenden zu liegen pflegten. Dem Beispiel des Herzogs ahmte löblich Bischof Reginbert in Passau nach. Auch er, sobald jener Bau zu Regensburg vollbracht war, legte bei Passau eine steinerne Brücke über den Inn, dessen Tiefe und reißende Flut seit Jahrhunderten schon der Menschen und Waaren viel verschlungen hatte. Dafür nahm er keinen Zoll vom Reisenden; fügte vielmehr noch für Arme und Pilgerleute eine Herberg' hinzu mit unentgeltlicher Pflege.

Unter allen Künsten edler Art, welche mit Freiheit und Tugend der Griechen und Römer untergegangen waren, hatte sich bei den deutschen Völkern die Baukunst wieder mit Kraft aufgerichtet. Dazu mochten, neben dem Reichthum der Klöster oder mit der Prachtliebe ihrer Bewohner, jene erhabenen Trümmer des Alterthums als Vorbilder gewirkt haben, die noch in welschen Städten prangten. Spätere Eroberervölker aus Norden, welche nach dem Untergang der Gothen ihren Sinn an den Prachtwerken Italiens weideten, nannten dieselben gothischen Bau. Denn ihnen war der längstverschwundenen Römer Größe so fremd oder deren Namen so verächtlich geblieben, daß sie auch keinen Scipio oder Cäsar mehr kannten, sondern nur einen Attila oder Theodorich von Verona oder Albion zu preisen wußten. Dennoch hatten die Gothen und Lombarden mehr

zerstört als gebaut. Nur im Schooß des üppigen Konstantinopels war ein Schatten alter Kunst geblieben, noch Fertigkeit im Behauen und Fügen des Gesteins, aber ohne erfinderischen Geist, ohne Erkenntniß des Ebenmaßes und der alten reinen Verhältnisse. Baumeister von daher an die fränkischen, deutschen und welschen Höfe berufen, hatten die ärmliche und geschmacklose Kunst der jüngern Griechen im abendländischen Europa gemein gemacht; Kirchen meist rund und wie die Pfalzen hoch und einfach, aber mit den kahlen Wänden schmuckleer; die Decken der Prachtsäle und Tempel hölzern, flach und bemalt, oder im Tonnengewölbe gesprengt.

Als nach diesem Wallfahrten und Kreuzzüge zu den Morgenländern Sitte geworden, brachten zahlreiche Pilger von dort Vorstellungen von der arabischen oder maurischen Bauart mit; kühn in der Anlage, gefällig in der Gestaltung, mannigfaltig und sinnvoll im Zierat. Nun strebten bald die Tempel höher zu den Lüften; mehrere Pfeiler mit Knaufen von verschlungenem Blätterwerk, welches nie dasselbe, doch immer ähnlich blieb, trugen ein hohes Gewölbe des Innern; dämmerndes Licht sank durch weichgebogene Schwingungen der Fenster auf die glatten Wände, deren Nacktheit hin und wieder ein sinniges Schnitzwerk oder eine hervorragende Gestalt unterbrach. Wie alle Bogen und Gewölbe, hufeisenartig geschweift, rundete sich auch der Obertheil von der Hauptpforte des Eingangs, an welcher der Baumeister alle Pracht in bunter Mannigfaltigkeit von Blumen, Thürmen, Heiligen, Ungeheuern, Palmen, Löwen und Krokodilen verschwendete; neben hochstrebenden Hauptthürmen der Kirchen schossen, gleich schwächern Stengeln aus gleicher Wurzel, mehrere schlanke Thürmlein wuchernd auf, das Ganze zu verschönern. So war die Bauart dieser Zeit.

Als Denkmal derselben steht seit dem eilfhundert eilften Jahr, eine Zierde Regensburgs, das Kloster zum heil. Jakob. Es ward den Schotten erbaut, da ihnen das Petersklösterlein vor der Stadt zu eng geworden und sie erbaulichen Wandel führten. Burggraf Ott von Reittenburg, Graf Friedrich von Frontenhausen, viel andere Herren und Frauen steuerten dazu mit voller Hand.

H. Zschokke.

38.

Die köstliche Mauer.

Als Kaiser Friedrich I. im Jahre 1170 den Herzog von Polen, Boleslav, zum Gehorsam zurückgebracht und wieder heimzog, kam er mit Landgraf Ludwig dem Eisernen auf dessen Schloß Freiburg, wo die Landgräfin Judith, seine Base, ihn herrlich bewirthete. Der Kaiser gieng nun einsmals des Morgens auf dem Schloß spazieren, besah die Gebäude und sprach zum Landgrafen: „Diese Burg behaget mir sehr wohl, nur daß sie nicht Mauern hat, allhie vor der Kemnate, die sollte auch stark und fest sein.“ Der Landgraf antwortete: „Für die Mauer sorge ich nicht, die kann ich, mit Gottes Hilfe, gar schnell zu Wege bringen, wenn ich ihrer bedarf.“ Der Kaiser sprach: „Wenn man erst Mauern bauen will, wenn man ihrer bedarf, so ist zu lange geharrt. Doch wie bald meinet Ihr eine Mauer herum zu machen?“ „Näher, sprach der Landgraf, denn in drei Tagen will ich eine solche Mauer um mein Schloß machen, dergleichen im Thüringer Lande nicht ist.“ Der Kaiser lachet und spricht: „Und wenn alle Steinmetzen in Deutschland beisammen wären, halt' ich's doch für unmöglich.“

Als aber der Kaiser mit den Seinen zu Tische war, bestellte der Landgraf mit seinen Schreibern und Dienern heimlich, daß man von Stund an Boten zu Roß aussendete zu allen Grafen und Herren in Thüringen und sie entbieten lasse, daß sie in der Nacht mit wenig Leuten und in bester Rüstung, Harnisch und Schmuck auf die Burg kämen. Das geschah. Des Morgens frühe, da der Tag anbrach, richtete Landgraf Ludwig das Volk so an, daß ein jeglicher auf dem Graben an seinem Ort sich finden ließ gewappnet, als ob's zum Streit gehen sollte. Also standen sie um das ganze Schloß auf dem Graben einer an dem andern, und wo ein Thurm an der Mauer stehen sollte, da stand ein Graf oder Freiherr mit seinem Panier.

Als nun solches stillschweigend geschehen war, da gieng Ludwig zum Kaiser und sprach: „Gnädiger Herr, die Mauer, die ich Euch gestern berühmte, ist fertig. Darum, wenn's Ew. Majestät nicht zuwider wäre, wollet solche, ehe Ihr in die Messe gehet, beschauen.“

Der Kaiser wußte nicht, wie er's verstehen sollte, sintemal er keinen Steinmetzen gehört noch gesehen hatte. Als er aber zum Graben auswendig trat, und so viele edle, geschmückte Herren, Ritter und Knechte sah, wie sie mit den Seiten an einander rührten, welche alle dem Landgrafen mit Lehnrecht und Huld verbunden waren, verwundert er sich und spricht: „Fürwahr, ich habe köstlichere, edlere und festere Mauer noch nie gesehen, und habet Dank, lieber Schwager, daß Ihr als Werkmeister solche Mauer mir zu Ehren gemacht und gezeigt habt." Thüringer Chronik.

39.

Herzog Alba bei einem Frühstück auf dem Schlosse zu Rudolstadt.

Als Kaiser Karl V. im Jahr 1547 nach der Schlacht bei Mühlberg auf seinem Zuge nach Franken und Schwaben auch durch Thüringen kam, wirkte die verwittwete Gräfin Katharina von Schwarzburg, eine geborne Fürstin von Henneberg, einen Sauvegarde-Brief bei ihm aus, daß ihre Unterthanen von der durchziehenden spanischen Armee nichts zu leiden haben sollten. Dagegen verband sie sich, Brod, Bier und andere Lebensmittel gegen billige Bezahlung aus Rudolstadt an die Saalbrücke schaffen zu lassen, um die spanischen Truppen, die dort übersetzen würden, zu versorgen. Doch gebrauchte sie dabei die Vorsicht, die Brücke, welche dicht bei der Stadt war, in der Geschwindigkeit abbrechen und in einer größern Entfernung über das Wasser schlagen zu lassen, damit die allzugroße Nähe der Stadt ihre raublustigen Gäste nicht in Versuchung führte. Zugleich wurde den Einwohnern aller Ortschaften, durch welche der Zug gieng, vergönnt, ihre besten Habseligkeiten auf das Rudolstädter Schloß zu flüchten.

Mittlerweile näherte sich der spanische General, vom Herzog Heinrich von Braunschweig und dessen Söhnen begleitet, der Stadt und bat sich durch einen Boten, den er voranschickte, bei der Gräfin von Schwarzburg auf ein Morgenbrod zu Gaste. Eine so bescheidene Bitte, an der Spitze eines Kriegsheeres gethan, konnte nicht wohl abgeschlagen werden. Man würde geben, was das Haus vermöchte,

war die Antwort: seine Excellenz möchte kommen und vorlieb nehmen; zugleich unterließ man nicht, der Sauvegarde noch einmal zu gedenken und dem spanischen General die gewissenhafte Beobachtung derselben an's Herz zu legen.

Ein freundlicher Empfang und eine gutbesetzte Tafel erwartete den Herzog auf dem Schlosse. Er muß gestehen, daß die thüringischen Damen eine sehr gute Küche führen und auf die Ehre des Gastrechts halten. Noch hat man sich kaum niedergesetzt, als ein Eilbote die Gräfin aus dem Saale ruft. Es wird ihr gemeldet, daß in einigen Dörfern unterwegs die spanischen Soldaten Gewalt gebraucht und den Bauern das Vieh weggetrieben hätten. Katharina war eine Mutter ihres Volkes; was den ärmsten ihrer Unterthanen widerfuhr, war ihr selbst zugestoßen. Auf's äußerste über diese Wortbrüchigkeit entrüstet, doch von ihrer Geistesgegenwart nicht verlassen, befiehlt sie ihrer ganzen Dienerschaft, sich in aller Geschwindigkeit und Stille zu bewaffnen und die Schloßpforten wohl zu verriegeln; sie selbst begibt sich wieder nach dem Saale, wo die Fürsten noch bei Tische sitzen. Hier klagt sie ihnen in den beweglichsten Ausdrücken, was ihr eben hinterbracht worden, und wie schlecht man das gegebene Kaiserwort gehalten. Man erwidert ihr mit Lachen, daß dieß nun einmal Kriegsgebrauch sei, und daß bei einem Durchmarsche von Soldaten dergleichen kleine Unfälle nicht zu verhüten stünden. „Das wollen wir doch sehen! antwortete sie aufgebracht; meinen armen Unterthanen muß das Ihrige werden, oder — bei Gott! indem sie, drohend, ihre Stimme anstrengte — F ü r s t e n b l u t f ü r O c h s e n b l u t!" Mit dieser bündigen Erklärung verließ sie das Zimmer, das in wenigen Augenblicken von Bewaffneten erfüllt war, die sich, das Schwert in der Hand, doch mit vieler Ehrerbietigkeit hinter die Stühle der Fürsten pflanzten und das Frühstück bedienten. Bei'm Eintritt dieser kampflustigen Schaar veränderte Herzog Alba die Farbe; stumm und betreten sah man einander an. Abgeschnitten von der Armee, von einer überlegenen handfesten Menge umgeben, was blieb ihm übrig, als sich in Geduld zu fassen und, auf welche Bedingung es auch sei, die beleidigte Dame zu versöhnen? Heinrich von Braunschweig half sich zuerst und brach in ein lautes Gelächter aus. Er ergriff den vernünftigen Ausweg, den ganzen Vorgang in's Lustige zu kehren, und hielt

der Gräfin eine Lobrede über ihre landesmütterliche Sorgfalt und den entschlossenen Muth, den sie bewiesen. Er bat sie, sich ruhig zu verhalten und nahm es auf sich, den Herzog von Alba zu Allem, was billig sei, zu vermögen. Auch brachte er es bei dem Letztern wirklich dahin, daß er auf der Stelle einen Befehl an die Armee ausfertigte, das geraubte Vieh den Eigenthümern ohne Verzug wieder auszuliefern. Sobald die Gräfin von Schwarzburg der Zurückgabe gewiß war, bedankte sie sich auf's schönste bei ihren Gästen, die sehr höflich Abschied nahmen. Schiller.

40.

Deutsches Schauspiel in Venedig.

Auf einer Reise, die im 17. Jahrhundert Alexander, Erbprinz von W., in Gesellschaft eines sehr einsichtsvollen und gebildeten Deutschen, des Kammerherrn von C., unternahm, blieb auch Venedig nicht unbesucht; und diese prächtige, in mancherlei Betracht einzige Stadt gefiel dem Prinzen so wohl, daß er weit über die bestimmte Zeit in ihr verweilte. Freigebigkeit und Sanftmuth machten ihn überall beliebt, und bald befand er sich in den vornehmsten Familien in einem gesellschaftlichen Zirkel, der von mancher Annehmlichkeit begleitet ward.

Nur etwas war kränkend für ihn! So oft er sich zu einem der ersten Nobili eingeladen sah, so oft ward auch das Fest durch ein kleines italienisches Schauspiel beschlossen, und in solchem dieser oder jener deutschen Sitte gespottet. — Der Prinz, der sich hier nicht der Gewalt wie in seinem Vaterlande erfreute, ertrug es stillschweigend, und alle seine Begleiter, bis auf den einzigen Kammerherrn von C., folgten dem Beispiele.

Dieser hingegen, bewußt seiner innern Würde und der Verdienste seines Volkes, betheuerte oft gegen seine Freunde, daß er diesen Schimpf zu rächen gedenke, und daß bloß der Gedanke an die rachsüchtige Gemüthsart der Landesbewohner ihn bis jetzt zurückgehalten habe, einen Plan auszuführen, der schon zur Reife gediehen.

Indeß nahte sich der Augenblick des Abschiedes, und der Prinz lud noch den Tag vor seiner Abreise all' die bisherigen Gesellschaf-

ten zu sich, um ihnen den Dank für ihre Gastfreundschaft abzustatten. Sie fanden sich zahlreich ein; der ganze Tag floß in Freuden dahin; die Abendtafel war schon geendigt, und man war eben im Begriff, sich an die Spieltische zu setzen, als der Kammerherr von C. die ganze Gesellschaft auf's höflichste anredete.

„Sie haben, sagte er, so oft das Auge und Ohr des Prinzen, meines Herrn, durch Schauspiele ergötzt, die nicht anders als gut ausfallen konnten, da es italienische Stücke waren. Zwar ist es ihm unmöglich, mit gleicher guter Münze Zahlung zu leisten; doch würde es ihm schmeicheln, wenn Sie heute ein deutsches Stück, so gut es hier möglich zu machen, auf einige Augenblicke Ihrer Aufmerksamkeit würdigten."

Alle, selbst der Prinz, staunten. Zwar errieth dieser etwas von dem, was gespielt werden sollte; aber doch folgte er mit nicht minderer Neugier seinem Kammerherren nach, der die Gesellschaft in den Hof des Hauses hinabführte. Ganz in der Vertiefung desselben sahen sie eine Art von elender Bretterbude, vor welcher rings umher Stühle standen. Man ließ sich höhnisch lächelnd nieder, der Vorhang gieng auf, und das spöttische Flüstern mehrte sich; denn der Schauplatz stellte eine ziemlich enge Straße vor, in welcher einige hin und wieder zerstreute Lampen das Düster der Nacht schier mehr zeigten als erleuchteten.

Endlich erschien ein deutscher Reisender, einfach, doch gut gekleidet, mit einem Gurt umschnallt, in welchem zwei Pistolen steckten; er sah sich überall neugiervoll, als ein Mann, der sich an einem fremden Orte befindet, um, und ein kleiner Monolog bewies es bald unumstößlich.

Er komme, sagte er, in tiefer Nacht hier zu Siena an, und sei ungewiß, ob er noch irgendwo Einlaß finden werde. Müde von der weiten Reise sehne er sich nach Ruh', aber kaum werde sie ihm dießmal zu Theil werden; doch ein kleines Uebel lasse sich leicht erdulden, zumal wenn man ein Deutscher sei. — Denn was kann dieses Volk nicht alles ertragen!

„Ha! geirrt! strafte er sich selbst. Es ist wahr, wir ertragen ziemlich viel: Hunger und Durst, Hitz' und Kälte, Gefährlichkeiten des Kriegs und der Reise, nur etwas nicht, was doch sonst die Wonne mancher weichlichen Völkerschaft ausmacht,

ein Leben ohne Beschäftigung! — Möchte doch diese Nacht noch einmal so lang sein! Möchte doch der Schlaf mein Auge noch einmal so schwer drücken! Beschäftigung her! und ich wache gerne. — Aber hätt' ich denn gar keine? Ist hier nicht Licht? Hab' ich nicht ein Buch? Freilich ist der Ort nicht der bequemste; doch was thut der zur Sache!"

Sogleich zog er ein Buch aus der Tasche, trat unter die nächste Laterne und las. Er hatte kaum angefangen, so zog ein anderes, aus einem Quergäßchen herkommendes Wesen die Aufmerksamkeit der Zuschauer auf sich. Es war eine lange, weiße, gleichsam schwebende Figur, die den Deutschen sorgfältig von allen Seiten betrachtete, aber noch sorgfältiger vermied, von ihm gesehen zu werden. Endlich, da sie ihn emsig im Lesen vertieft sah, wagte sich dieses Wesen so nah als möglich zu ihm, schaute über seine Achseln in's Buch und legte ihr Erstaunen durch Mienen deutlich an den Tag.

Der Deutsche seinerseits fand bald, daß Lesen eine Beschäftigung sei, die unter freiem Himmel, besonders nach so weiter Reise, nur noch mehr ermüde; seine Augen wurden immer schlaftrunkener, und er steckte mißvergnügt sein Buch wieder ein.

„Ist es denn aber wirklich so spät, daß Niemand mehr wach sein sollte!" brach er etwas ungeduldig heraus, zog seine Repetiruhr hervor und ließ sie schlagen. Es schlug zwölf Uhr.

Mit jedem Schlage wuchs das Erstaunen des dahinter stehenden Geschöpfes, und aus seinem Blicke sprach die lebhafteste Neugier.

„Zwölf Uhr erst, murmelte der Deutsche; das ist so spät eben nicht in einem Lande, wo man nur allzu gern die Nacht zum Tage macht. — Vielleicht erweck' ich noch irgendwo eine mitleidige oder eigennützige Seele!"

Er schlug an alle Hausthüren; aber vergebens.

„Nun dann, rief er zornig, weckt euch Klopfen nicht, vielleicht thut's dieß!" — Hier zog er eine Pistole heraus und drückte sie ab. Die Todtenstille der Nacht verstärkte den Schall; das arme weiße Ding bebte zurück, und sein lauter Schrei machte, daß der Reisende sich umsah.

Zwar zeigte seine ernste Miene, daß eine Figur, wie diese, ihm kein ganz alltäglicher Anblick sei; aber doch faßte er sich bald, winkte ihr, näher zu kommen, und fragte: wer sie sei.

„Laß das jetzt noch! erwiderte sie und nahte sich; du sollst es bald hören; genug, daß ich dir nichts zu Leide thun werde.“

„Und wer befürchtet das? antwortete der Deutsche lächelnd. Dein Ausruf hat deine Zaghaftigkeit deutlich genug charakterisirt, und ich wette, du bist nicht weit von hier zu Hause.“

„Getroffen, wenn du von ehemals, und gefehlt, wenn du von jetzt sprichst! — Aber wenn du anders mit mir reden und erfahren willst, wer ich sei, so beantworte mir zuvor einige Fragen.“

„Warum das nicht! Sag' an!“

„Du lasest vorhin ein Heft voll sonderbarer Figuren, wie ich deren noch nie sah; geschrieben konnte das doch nicht sein!“

„Das war's auch nicht. — Du wirst doch Gedrucktes kennen?“

„Gedrucktes? — Gedrucktes? — Nein! die Sache ist mir ganz fremd. Sag' mir doch, wodurch unterscheidet es sich denn vom Geschriebenen?“

„Dadurch, daß 150 Menschen kaum die Hälfte von dem schreiben, was ein einziger in gleicher Zeit druckt; daß es netter, gleicher und dauerhafter ist, als jenes, und doch der Preis von ihm kaum den sechsten Theil des ersteren beträgt.“

„Wichtige Vortheile! in der That sehr wichtige!“ rief das fragende Ding, und legte bedächtig den Zeigefinger der linken Hand über die gebogene Nase. — „Eine Erfindung, durch welche Wissenschaft und Kunst sehr an Mittheilbarkeit gewonnen haben müssen!“

„Allerdings!“

„Und der Erfinder dieser nützlichen Kunst — ich hab' die größte Hochachtung für ihn — wer war er?“

„Ein Landsmann von mir, ein Deutscher.“

„Du ein Deutscher, und er dein Landsmann? Fürwahr! er macht dir Ehre; es muß ein trefflicher Kopf gewesen sein! Ich wollt' viel darum geben, daß er der meinige gewesen. — Doch hiemit ist meine Neugier noch nicht gestillt. — Du hattest da auch ein anderes Ding, das zum Erstaunen richtig die Stunde angab; was ist denn das!“

„Was sonst, als eine Taschenuhr?“

„Taschenuhr? Hm! zu meiner Zeit kannte man nur Sonnen-, Sand- und Wasseruhren; aber trotz ihrer Größe, Unbequemlichkeit und Kostbarkeit waren sie noch höchst wandelbar und unsicher. —

Ich dächte, der Vorzug, ein solches Ding, das so genau in seiner Anzeige ist, in der Tasche bei sich zu führen, müßt' ein herrliches Hilfsmittel auf weiten Reisen abgeben und Wanderern und Handelsleuten gleich nützlich sein."

„Es freut mich, daß du so schnell den Nutzen von Dingen erräthst, die dir zu meinem Erstaunen ganz fremd sind. — Wer bist du denn? Du sagtest vorhin: zu deiner Zeit; was ist denn das für eine Zeit?"

„Ei was! Neugier steht einem Manne übel an! — Sag' mir lieber, wer erfand dieses?"

„Auch ein Deutscher."

„Das brave Volk! Es verdient mein Lob. — Wer sollte dieß von diesen blauäugigen Barbaren erwartet haben! — Doch es sei! — Nun, da ich einmal nachzuforschen begonnen, besinn' ich mich auf meinen alten Wahlspruch: nie auf halbem Wege wieder umzukehren. — Beantworte mir daher noch eine Frage, und ich geb' dir mein Wort, es ist die letzte für jetzt. Du hattest da auch noch ein drittes Ding, das den Donner und Blitz im Kleinen nachmachte, und, der Himmel weiß wie, sogar in jene Thür, trotz der weiten Entfernung, eingeschlagen hat; wie nennt ihr denn das?"

„Eine Pistole."

„Und seine Natur? die Art, wie es so heftige Wirkungen hervorbringt?"

Der Deutsche, der einmal in's Reden gekommen, nahm hier das zweite Pistol hervor, wies es ihm, drückte es wie das erste ab, erklärte dessen Struktur, die Bestandtheile des Pulvers, seine Macht im Großen und Kleinen, kurz, er verschaffte ihm, so viel sich's mit wenigen Worten thun ließ, einen hinlänglichen Begriff davon.

Das Erstaunen der forschenden Person stieg hier auf's höchste.

„Wie nützlich, rief sie aus, dieß im Kriege und zur Eroberung fester Städte sein muß! Wie schnell entscheidend in Schlachten! — O, ich beschwöre dich, wer erfand das?"

„Wer sonst, als der Deutsche?"

Der Geist — denn was verschweigen wir es länger, daß es ein Geist war? — bebte hier drei Schritte zurück.

„Immer Deutscher und wieder Deutscher! Woher in aller Welt ist euch die Weisheit zu Theil worden? — Wisse, so wie ich hier vor

dir stehe, war ich einst, ohne Eigenliebe gesprochen, der Geist des Cicero, des weisesten Mannes seiner Zeit, des Vaters seines Vaterlandes, des Besiegers der Parthen, des Beredtesten unter den Sterblichen, des — doch wer kennte mich nicht? Erlaube lieber, daß ich auch als Geist noch die Bescheidenheit behalte, die mich im Leben zierte. — Aber zu meiner Zeit waren, aufrichtig zu reden, deine Landsleute eines der dümmsten Völker, das je die Sonne beschienen: rauh, wild, ohn' Ackerbau und Handel, ganz den Wissenschaften und Künsten fremd, ewige Jäger, ewige Krieger, in Thierhäute eingenäht und selbst beinahe unzähmbare Thiere. Doch allem Ansehen nach müßt ihr euch indeß trefflich geändert haben. Wenn ich mir vollends meine damaligen Mitbürger denke, nach dem großen Vorsprunge, den sie vor euch hatten, im Kriege und Frieden unerreichbar, Redner, Dichter, Geschichtschreiber, Herren der halben Welt, das erste Volk unter der Sonne, — o gewiß! sie müssen jetzt nahe an die Gottheit grenzen! — Daß ich sie sehen könnte! Wenig Minuten noch, und das Dasein der ersten Stunde ruft mich wieder zur Unterwelt hinab, von der ich vielleicht in den nächsten 1800 Jahren mich nicht entfernen und nur in weiten Einöden mit mir selbst schwatzen darf, weil's dem Murrkopf Minos scheint, als hätt' ich hier oben ehemals dann und wann zu viel gesprochen."

Der Deutsche lächelte. „So, sagte er, wie ich bin, sind alle meine Landsleute, oder könnten's wenigstens sein; gefallen wir doch dir also, wie du mich hier siehst?"

„Allerdings."

„Und du möchtest gern sehen, wie die deinigen, oder wenigstens deren größter Theil zu uns kommt?"

„O, für mein Leben gern!"

Nun, so wart' einige Augenblicke! Ich versteh' ein wenig Magie; dir zu gefallen, will ich sie nützen."

Er winkte, und sogleich erschien auf jeder Seite der Gasse ein Savoyard.

„Kauft Hecheln, kauft! — Wer will ein Schattenspiel sehen! — Wer schaut!" — so schallt's aus beider Munde.

„Sieh, fuhr der Deutsche fort, sieh, Cicero, so kommen deine Nachkommen, die ehemaligen Herrscher der Welt, die ersten unter

den Menschen, das Volk mit dem mächtigen Vorsprunge, so kommen sie größtentheils zu uns. — Gefallen sie dir?"

Der Geist verstummte. Denn eben schlug es ein Uhr, und er schien mit Unwillen von dannen zu fliehen.

Aber noch entrüsteter standen die edlen Venetianer auf, beurlaubten sich mit kaltem Lächeln und hätten vielleicht bald sich thätlich gerächt, wären nicht Prinz und Kammerherr schon des nächsten Tages verschwunden. A. G. Meißner.

41.

Napoleon's Feldzug gegen Rußland 1812.

Es ward immer sichtbarer, daß Napoleon keine unabhängige Macht in Europa neben sich dulden wollte. Jetzt sollte der Schlag Rußland treffen. Der Kaiser Alexander war lange ein treuer Freund und Anhänger Napoleon's; allein nun mußte er aus mehreren Vorgängen schließen, daß Napoleon ihm mit verrätherischer Liebe zugethan sei, daß er ihn zum letzten, aber größten Opfer ausersehen habe. Darum söhnte er sich mit England, der Seele aller Verbindungen gegen Frankreich, aus und zog auch Schweden, dem er in Norwegen einen Ersatz für Finnland versprach, in sein Interesse. Als Napoleon die kriegerischen Vorkehrungen des russischen Kaisers vernahm, rief er voll Zuversicht aus: „Rußland wird von seinem Verhängnisse ergriffen; wohlan, es soll erfüllt werden!" und ließ von den Pyrenäen bis an die Küsten der Ostsee, von dem Niemen bis an das adriatische Meer das ganze Jahr 1811 hindurch unausgesetzt rüsten. Selbst Oesterreich und Preußen mußten Truppen stellen. Vom Frühjahr bis zum Herbst war Alles in Bewegung; nie sah Europa größere und schönere Heere vorüberziehen; der Zug glich einer Völkerwanderung. Ueber 500,000 Mann Franzosen, Oesterreicher, Preußen, Sachsen, Bayern, Württemberger, Badener, Westfalen, Holländer, Italiener, Polen, selbst Spanier und Portugiesen, mit Allem reichlich versehen, traten den Zug an und rückten am 25. Juni 1812 über den Grenzfluß Niemen. Der Untergang Rußlands schien um so gewisser und näher, da es gerade mit den Türken in einen Krieg verwickelt war. Aber unter Englands Vermittlung schloß Alexander mit den Türken einen Frieden, in wel-

chem der Pruth die Grenze seines Reiches wurde, und wendete nun seine ganze Macht gegen den neuen Feind, mit der feierlichen Betheurung, den Krieg nicht zu enden, solange ein feindlicher Streiter auf Rußlands Boden stehe. Napoleon hatte eine Abtheilung seines Heeres unter Oudinot und Macdonald auf die Straße nach Petersburg gegen den russischen Fürsten Wittgenstein geschickt; mit der Hauptmacht gieng er selbst gerade auf Moskau los. Die russischen Anführer Barclay de Tolly und Bagration zogen sich kämpfend vor ihm zurück. Nach zweitägigem mörderischen Kampfe bei Smolensk, am 17. und 18. August, erstürmten die Franzosen diese Stadt, nachdem sie größtentheils eine Brandstätte geworden war. Jetzt übernahm der alte Kutusow, der eben siegreich aus dem Türkenkriege zurückgekehrt war, den Oberbefehl über das russische Heer. Auch er zog sich zurück und brannte hinter sich alle Städte und Dörfer nieder, um dem Feinde nur eine Wüste zurückzulassen. An der Moskwa, fünfzehn Meilen von der alten Hauptstadt, machte er endlich Halt. Die Ehre des Reiches schien eine Schlacht zu fordern zu ihrer Rettung. Da rief Napoleon frohlockend: „Soldaten, hier ist die Schlacht, die ihr ersehnt habt. Sie ist nothwendig, denn sie bringt uns Ueberfluß, gute Winterquartiere und sichere Rückkehr nach Frankreich. Benehmt euch so, daß die Nachwelt von Jedem unter euch sagen kann: Auch er war in der großen Schlacht unter den Mauern Moskau's!" Zugleich ließ er das Bildniß seines Sohnes an der Außenseite seines Zeltes aufhängen, und Offiziere und Soldaten eilten begeistert herbei, die Gestalt ihres künftigen Herrschers zu betrachten.

Ein anderes Schauspiel bot sich im russischen Lager dar. Die griechische Geistlichkeit erschien in ihren priesterlichen Gewändern und zog in feierlicher Prozession durch das Lager. Die Bilder der gefeiertsten Heiligen wurden dem verehrenden Blicke der Truppen vorübergetragen. „Erde und Himmel — sprachen die Priester — sind durch die Fremdlinge verletzt und zur Rache aufgefordert, und der Tapfere in der Schlacht wird sich unfehlbar die Seligkeit erringen." Die Russen antworteten mit einem begeisterten Hurrah!

Am 7. September wurde die große Schlacht an der Moskwa, bei dem Dorfe Borodino, geliefert. An fünfundzwanzigtausend Menschen auf jeder Seite bluteten an diesem Schreckenstage. Vom

frühen Morgen bis in die Nacht wurde mit beispielloser Erbitterung gestritten. Ganze Regimenter russischer Bauern schlossen sich mit der Festigkeit alter Soldaten an, machten das Zeichen des heiligen Kreuzes und stürzten mit dem Rufe: „Gott sei uns gnädig!“ in das dichteste Handgemenge. Endlich trat Kutusow den Rückzug an und wollte lieber Moskau preisgeben, als eine neue Schlacht liefern: Moskau sei ja nicht das Vaterland. Mit niedergeschlagenen Blicken, zusammengerollten Fahnen und ohne Trommelschlag zogen die russischen Truppen durch die stille Hauptstadt. Der größte Theil der noch übrigen Bevölkerung schloß sich mit dem Befehlshaber der Stadt, Grafen Rostopschin, dem düsteren Zuge an.

Am 14. September erblickten die Franzosen von der Höhe eines Berges die ehrwürdige Stadt, das Jerusalem des Nordens, und der Freuderuf: „Moskau! Moskau!“ durchlief die Reihen. Moskau erschien so glänzend und gebietend wie sonst. Die Thürme seiner dreihundert Kirchen und deren goldene Kuppeln funkelten im Scheine der Sonne; seine zauberischen Paläste ruheten in Baumpflanzungen und Gärten, und majestätisch stieg der Kreml, die Burg der Czaren, mitten aus diesem Walde von Gebäuden und Pflanzungen empor. „Da ist denn endlich die berühmte Stadt!“ rief Napoleon voll Entzücken und setzte seine Heeresmassen in Bewegung.

Am 15. September langte er vor den Thoren an; sie standen offen. Erstaunt harrte er mit seinen Marschällen, ob nicht die Behörden zu einem feierlichen Empfang, ob nicht eine schaulustige Volksmenge herauskommen würde; — Niemand erschien! Eine schauerliche Grabesstille lag über der ganzen, ungeheuren Stadt. Endlich, nachdem er zwei Stunden vergebens gewartet hatte, zog er ein. Die Straßen waren öde, alle Thüren verrammt, alle Fenster durch Läden dicht geschlossen, alle Gewölbe und Buden gesperrt und verriegelt. Schon in der folgenden Nacht stiegen an mehreren Stellen der Stadt lichte Flammen auf. Alle Löschwerke hatte Rostopschin fortgeführt, überall brennbare Stoffe vertheilt, auch die Gefangenen zu diesem Zwecke losgelassen. Anfangs achteten die Franzosen dieses Brandes wenig; manche schürten noch die Glut in zerstörendem Unwillen. Am 16. September erhob sich ein wüthender Sturm, und an hundert und hundert Stellen schlug die Flamme prasselnd himmelan, so daß innerhalb weniger Stunden ganz Moskau einem

unabsehbaren, wogenden Feuermeere glich. Fürchterlich war das Getöse und Gedränge der Menschen und Thiere, das Wuthgeschrei der Sieger, die Angst der Fliehenden, das Geächze der Sterbenden; während in den prasselnden Flammen die Dachgiebel krachend zusammenstürzten und das Blei von den Thürmen zischend herunterfloß. Selbst nach dem Kreml, in welchem sich der Kaiser befand, wälzte sich die vom Sturm getragene Flamme. Da rief er vor Entsetzen aus: „Das sind wahre Scythen!“ und floh nicht ohne Gefahr nach einem benachbarten kaiserlichen Lustschlosse. Als endlich die Flammen ausgetobt hatten, gebot er, seine Heerschaaren zur Plünderung loszulassen, die Garden zuerst, dann die übrigen Truppen; die Nachlese sollte den Hilfsvölkern bleiben. Vierzehn Tage hinter einander wurde geplündert, und außerordentliche Schätze, besonders in den Kellern gefunden. — So lag nun die unermeßliche Stadt, in welcher der Sieger während des Winters in vollem Ueberflusse auszuruhen gedachte, um mit wohlgenährten Truppen im Anfange des Frühlings weiter vorzudringen, größtentheils in Schutt und Asche.

Moskau's Brand war gleichsam die Morgenröthe der wiederkehrenden Freiheit Europa's. Während die Sieger Gold und Silber und andere Kostbarkeiten in Fülle hatten, fehlte es ihnen bald am Nöthigen, an Brod, und Napoleon sah sich genöthigt, jetzt selbst den Besiegten den Frieden anzutragen. Der Kaiser Alexander hielt den Feind listig hin, verwarf dann alle seine Anträge mit den Worten: „Erst jetzt werde der Krieg für die Russen eigentlich anfangen!“ Durch die äußerste Noth gedrungen, trat Napoleon am 18. October den Rückzug an, und zwar auf demselben Wege, den er gekommen war. Aber welch ein Rückzug! Kein Beispiel gleicher Gräßlichkeit hat die Geschichte aufzuweisen. Der Himmel schien selbst mit den Russen in einen Bund getreten zu sein; denn ein ungewöhnlich früher und strenger Winter trat ein und überraschte die Feinde auf ihrem kläglichen Rückzuge. Menschen und Pferde sanken vor Kälte und Hunger erschöpft dahin, und wie mit einem Leichentuche bedeckte der Schnee die gefallenen Opfer. Der Weg durch die unwirthbare Wüste war bald mit todten Menschen und Pferden, mit Trümmern von Geschütz und Gepäck bedeckt. Jeder Tag lieferte Tausende von Gefangenen in die Hände der nachsetzenden Russen;

Tausende von Nachzüglern fielen unter den Lanzen der Kosaken, unter den Keulen der ergrimmten Bauern. Am gräßlichsten war das Unglück an der Beresina, über welche Napoleon eine Brücke hatte schlagen lassen. Kaum war die Hälfte hinüber gerückt, als plötzlich das fürchterliche Hurrahgeschrei der Kosaken und das Donnern der russischen Kanonen gehört wurde. Und auf einmal stürzte sich der ganze Haufe der Franzosen, Menschen, Pferde, Wagen und Kanonen, in rath- und thatloser Flucht durch- und übereinander auf die Brücke. Jeder wollte der Erste sein; hier galt kein Befehl, kein Rang mehr, Jeder kämpfte um sein Leben. Viele wurden in dem Gedränge erdrückt, viele von den Rädern der Kanonen und Wagen zerquetscht, viele von der Brücke hinunter in den Strom gestürzt. In diese wilde Menschenflut hinein donnerten die Kanonen der Russen und richteten eine entsetzliche Verwüstung an. Zuletzt brach die Brücke ein; Tausende fanden ihren Tod in den Wellen, und Alle, welche noch am jenseitigen Ufer waren, wurden gefangen. Ueber 30,000 Mann verloren die Franzosen bei diesem Uebergange am 27. November. Napoleon selbst, einsehend die Hoffnungslosigkeit seiner Lage, verließ am 5. Dezember das Heer. Wie Xerxes einst, der Führer von Millionen, aus Griechenland fliehend, in einem Kahne in seinem Asien wieder anlangte, so durchjagte Napoleon in einem elenden Schlitten, den Trümmern seines Heeres voraus, die öden Schnee- und Eisfelder Rußlands, nach Wilna, und von da über Warschau, Dresden und Mainz nach Paris, um schnell die Bildung eines neuen Heeres zu veranstalten. Den Oberbefehl über die zurückgebliebenen Trümmer überließ er dem Könige von Neapel. Seitdem wich alle Zucht und Ordnung, und das Elend der Franzosen überstieg jedes Maß. Soldaten von allen Regimentern liefen wild durcheinander. Die wenigsten Reiter hatten noch Pferde, vielen fehlte es sogar an Schuhen, und sie umwickelten kläglich die Füße mit abgerissenem Tuche. Dazu wüthete der Hunger so entsetzlich, daß selbst Pferde mit Gier verzehrt wurden. Wie Todesgestalten wanderten die Soldaten über die Schnee- und Eisfelder; ganze Wolken von Kosaken zogen hinter ihnen her. Nirgends Ruhe! nirgends Rast! Kaum hatten sie ein Feuer angemacht und sich um dasselbe gelagert: augenblicklich stöberte sie wieder das Hurrah der Kosaken auf. Der bloße Ruf: „Kosaken!“ setzte ganze

Haufen in schnellen Trab; wen die Kraft zum Fliehen verließ, streckte vergebens die Hand nach den athemlos Vorübereilenden aus. Betäubt vor Kälte wanderten viele wie Wahnsinnige mitten in das Feuer. Die Russen fanden oft des Morgens um die erloschenen Wachtfeuer schauerliche Todtenversammlungen. So endete das große, in so stolzen Hoffnungen hinausgezogene Heer, und nur Wenige sahen ihre Heimat wieder. Moskau war der Scheiterhaufen der Macht und Größe Napoleon's. Jene sechs verhängnißvollen Monate hatten über 300,000 Menschen und 150,000 Pferde gekostet. Im Jahre 1813 verbrannte man noch in Rußland über 200,000 erstarrte Leichen.

Welter.

42.

Große Kälte.

Der Winter von 1708 auf 1709 war der härteste, den man aus dem Verlauf des ganzen vorigen Jahrhunderts kennt. Die Kälte, welche nach dem h. Dreikönigstage ihren höchsten Grad erreichte, war so furchtbar, daß Niemand ohne die höchste Noth sich aus den Wohnungen und aus der Nähe des Feuerherdes hinauswagte in's Freie; denn man hörte täglich von Menschen, die man an den Wegen, zum Theil aber auch selbst in ihren Häusern erfroren gefunden hatte. Alle Orte der öffentlichen Versammlungen, auch die Gerichtshöfe und selbst die Kirchen waren verlassen; man konnte nicht einmal den Wein und das Wasser zum Dienst des Altars flüssig erhalten. Der Wein in den Kellern erstarrte zu Eis, das Vieh in den Ställen erlag zum Theil dem Frost, die Thiere des Waldes, vierfüßige wie Geflügel, nahten sich den Wohnungen und selbst dem Herde der Menschen, um da Schutz gegen die grausenhafte Kälte und Futter zu suchen, das ihnen draußen im Freien der hohe Schnee verdeckte. Viele Vögel fielen gelähmt aus der Luft, die Fische starben in den bis zu ihrem tiefsten Grund ausgefrorenen Weihern, die Saat auf den Feldern, wie die Reben der Weinstöcke wurden von der Kälte zerstört, die Bäume in den Gärten und selbst die Stämme des Laubholzes in den Wäldern zerborsten, Felsenstücke wurden zersprengt und stürzten herab. Es dauerte mehrere Jahre, bis die Spuren der Verheerungen, welche jener Winter durch seine

Kälte und später durch den Eisgang der Flüsse angerichtet hatte, nur einigermaßen verlöscht werden konnten; Weinberge wie Oelbaumpflanzungen mußten neu angelegt werden, länger als ein Menschenalter hindurch sah man verstümmelte Leute an Krücken gehen, welche ihre Glieder nicht im Krieg, sondern in Folge des Erfrierens unter den Messern und Sägen der Wundärzte verloren hatten.

G. H. v. Schubert.

43.

Das Unentbehrliche.

Wenn man unter uns Menschen eine Umfrage darüber halten wollte, was jeder zu seines Lebens Unterhalt bedürfe, dann würde die Antwort darauf sehr verschieden ausfallen. Der reiche, an hunderterlei Bequemlichkeiten und Genüsse gewöhnte Bewohner der Städte würde meinen, er könne nicht leben ohne mehrere Gerichte von Fleisch und Zuspeise, Wein und Bier; nicht aushalten ohne, für die Zeit der Ruhe seine Matratzen und Polster, zu seiner Bedeckung Pelzwerk oder seidenes Gewand, zu seinem gewöhnlichen Aufenthalt ein schön verziertes Zimmer zu haben Der arme Bewohner unserer Gebirgsdörfer gibt es freilich viel kleiner zu; er ist zufrieden, wenn er nur Brod und Kartoffel, an den Werktagen Wasser und etwa an Feiertagen einen Trunk Bier zur Stillung seines Hungers und Durstes hat. Auf seinem Strohpolster schläft er fester als der Reiche; unter dem leinenen Kittel schlägt ihm sein Herz eben so fröhlich, ja oftmals fröhlicher, als dem vornehmen Manne unter Sammt und Seide.

Wenn aber nun diese beiden, der arme Gebirgsbauer und der verwöhnte Städter, mit einander auf Einem Schiffe führen und das Schiff scheiterte, sie jedoch retteten sich auf einen Felsen im Meere, wo es nichts zu essen und zu trinken gäbe, so würden sie dennoch in Hoffnung auf das rettende Boot, das ihnen, wenn auch erst nach etlichen Tagen, vom Lande her zu Hilfe kommen sollte, vergnügt und froh sein; denn sie hätten doch da, auf dem frei über das Wasser hervorragenden Felsen etwas, das zur Erhaltung des Lebens nothwendiger ist als Speisen und Getränke, Betten und Kleider:

die Luft, welche kein Mensch, er sei reich oder arm, jung oder alt, auch nur zehn Minuten lang entbehren kann.

Bei den Thieren fällt die Verschiedenheit der Dinge, an welchen jede Art ihr Belieben hat, noch viel mehr in die Augen. Der Adler wie der Löwe würden in einem Garten, voll der köstlichsten Früchte und Gemüse, auf einer Wiese voll Klee und Gras verhungern; sie begehren frisches Fleisch und Blut zu ihrer Nahrung und müssen die Sättigung oft weit umher und mit Mühe suchen, welche das Lamm in seinem Grasgarten ganz nah und ohne Mühe findet; der Storch zieht das Fleisch der Frösche, der Eidechsen und Schlangen, der Feldmäuse und Heuschrecken jeder andern Kost vor; sein Vetter, der Kranich, lobt sich dagegen den Genuß der grünen Saat wie der Saatkörner, junger Erbsen und nebenbei der Insekten. Die stachlichten Gewächse, an denen das Kameel in seiner armen Wüste sich vergnügt, würde, wenn sie bei uns wüchsen, weder Roß noch Hirsch anrühren; der mächtige Wallfisch sättigt sich an den Weichthieren und Gallertthieren des Meeres, an denen der gefräßige Haifisch und mancher viel kleinere Raubfisch vornehm, ohne anzubeißen, vorüber schwimmt. Und so ist der Geschmack an diesen oder jenen genießbaren Dingen bei den Thieren fast so verschieden, als ihre Art und Gestalt, ihr Wohnort und Vaterland es sind; Ein Element des Unterhaltes aber gibt es, welches sie ohne Ausnahme alle begehren, ohne welches der Löwe eben so wenig als die Maus, der Hirsch eben so wenig als die Schnecke leben kann, das ist die Luft, welche nicht wie Speise und Trank erst in den Magen und in die Eingeweide eingeführt und hier zum Nahrungssaft werden muß, um dann weiter in's Blut zu gehen, sondern auf geradem Wege unmittelbar zu diesem Quell des thierischen Lebens sich herabsenkt. Alle Thiere, sie mögen den Namen haben wie sie wollen, sie mögen bei den Kräutern des Feldes und Waldes, oder bei der Fülle des thierischen Fleisches, im Meere oder auf dem Lande in Kost gehen, müssen athmen, wenn sie zum Bewegen, zum Essen und Trinken kräftig bleiben, wenn sie leben sollen.

Aber gerade von jenem unentbehrlichen Element, das die Thiere wie die Menschen zu ihrem Leben und Bestehen haben müssen, nicht nur etwa gern haben möchten, gilt am meisten, was das alte Sprichwort besagt: Wo unsre Kraft ist viel zu klein, stellt Hilfe sich von selber ein.

Müßten die Leute in Neapel, welche meinen, sie könnten im Sommer keinen Tag hinbringen und vergnügt sein, wenn ihnen nicht über die Meeresbucht herüber, aus den Schneegruben des Gebirges, frisches Eis zugeführt würde, so lange auf die frische Luft, die mit jedem Athemzug in ihre Lungen dringt, warten, als auf das frische Eis, da würde es bei ihnen mit dem Vergnügtsein wie mit dem Leben bald ein Ende haben. Ja, wenn der schnellste Vogel so weit darnach fliegen müßte, um einen frischen Athemzug zu thun, als nach einem Trunk aus dem Bache, der am Walde vorbei fließt, da würde er schon auf halbem Wege erstickt sein. Aber eben für diese, nicht nur tägliche oder stündliche, sondern in jedem Augenblick sich erneuernde Noth ist draußen, im großen Haushalt der Natur, gründlich und ausreichend gesorgt. Denn Luft ist überall, wo lebende Wesen wohnen, auf den Höhen und in den Tiefen; sie drängt sich dem neugebornen Kinde von selber in den Mund und in die Lungen; sie findet durch die kleinen Oeffnungen, am dicken Ende der Schale, den Zugang schon zu dem Küchelchen im Ei; sie senkt sich hinab in's Wasser, bis zum tiefsten Grund des Meeres, und wird da von den Wasserthieren eingeathmet; in alle Höhlen und offene Gruben der Erde, ja selbst in das Innere der Pflanzen- und Thierkörper dringt die Luft hinein und erfüllt dieselben.

So erinnert uns die Luft, welche alle Lebenden umfaßt und durchdringt, wie ein Bild im Spiegel, an eine allerhaltende Fürsorge, in und durch deren Walten alles Geschaffene bestehet, in deren schöpferischem Vermögen wir alle leben, weben und sind.

G. H. v. Schubert.

44.

Die Gemsenjagd.

Die Rüstung des Gemsenjägers besteht in einer leichten Kleidung und starkgenagelten Schuhen, woran Fußeisen geschnallt werden, welche 6 bis 8 Griffe haben, und mit denen der kühne Jäger bedächtlich und mühsam, aber furchtlos, über die steilsten Klippen, neben den tiefsten Abgründen und über hart gefrorne Schnee- und Eismassen hinweggeht. Die Jäger aus dem Gasterlande und dem Kanton Schwytz besteigen auch die kahlen Gebirge häufig mit ent-

blößten Füßen, nachdem sie die Fußsohlen mit Tannenharz klebrig gemacht haben, was sie von Zeit zu Zeit wiederholen. Der Jäger ist überdieß mit einem starken, langen, unten mit Eisen beschlagenen Alpenstock, mit einer guten Flinte, mit Pulver und Kugeln, und bisweilen mit einem Perspectivchen versehen, und endlich hängt eine kleine Jägertasche an seinen Schultern, worin ein geringer Vorrath von Käse und Brod, selten ein Fläschchen mit Wein oder Kirschengeist aufbewahrt ist. Noch ehe die Sonne aufgeht, sucht er schon in den höheren und höchsten Bergesregionen zu sein. Hat er nun in irgend einer Gegend eine Gemse auf der Weide, oder an der Fährte, die der Fährte der zahmen Ziege ähnlich ist, verspürt, so erwartet er entweder ruhig, ob sie sich von der Weide in das Gebirge zurückzieht, wo er ihr den Weg abschneidet, bei ihrer Herannäherung die Flinte auf einen Stein legt, diese mit kaltem Blute nach der Gemse richtet, und sie aus seinem verborgenen Hinterhalte wegschießt; oder er sucht sich ihr, und zwar stets mit Beobachtung des Windes, oft große Strecken weit auf dem Bauche kriechend, schußweit zu nähern, und sie mit seiner Flinte in dieser Lage zu erlegen. Ist eine Mutter von ihrem Jungen weggeschossen worden, so wird dieses ängstlich um die getödtete herumspringen, sie beriechen und öfters so lange bei ihr verbleiben, bis ein zweiter Schuß geladen und auf dasselbe losgedrückt wird. Weiden die Gemsen in Gesellschaft, oder ruhen sie, so stellen sie eine Wacht aus; aber nicht nur die Wache, sondern jedes einzelne Thier für sich ist äußerst wachsam. Kaum hat es ein paar Minuten geweidet, so hält es den Kopf schon wieder in die Höhe und durchschaut die Gegend oder durchwittert die Luft, und die erste, welche etwas Verdächtiges sieht oder hört, stampft mit den Füßen auf den Boden und warnt die andern mit einem die Luft durchdringenden Pfiff, der so lange anhält, als es dem Thiere das Athemholen gestattet, worauf plötzlich die ganze Gesellschaft zusammenspringt und, als flöge sie davon, über die steilsten Felsen hinwegsetzt. Hat der Jäger eine Gemse erlegt, so freut er sich der gemachten Beute, weidet sie aus, schwingt sie auf seinen Rücken und kehrt damit nach Hause. Doch um uns den Aufzug eines solchen beladenen Jägers recht deutlich zu vergegenwärtigen, muß ich noch einige Erläuterungen hinzufügen: Der getödteten Gemse werden, indem sie auf den Rücken gelegt wird,

alle vier Füße in die Quere gegen einander gestreckt und bei den Knieen mit einem dünnen Seile zusammengebunden, worauf der Jäger die Gemse mit den Füßen an die Stirne hängt, so daß der Körper hinten auf seinem Rücken aufliegt. Damit der Kopf von ihr nicht hin und her wanke, so wird derselbe mit einem oder beiden Hörnern an einen Fuß angehängt. Die Flinte wird, vermittelst des Riemens, an die Füße gehängt, und liegt hinten in die Quere auf der Gemse. So geht der Schwerbeladene, sich mit beiden Händen an seinem Stocke haltend, über die gefährlichsten Alpenwege hinunter in's Thal, wo er von seinen Freunden bewillkommt wird, und voll von Freude mit ihnen über die überstandenen Gefahren und Eroberungen schwatzt. Ist die Gemse an keiner tödtlichen Stelle getroffen, so wird sie mit heraushängenden Eingeweiden oder nur auf drei Füßen gleich schnell, als ob sie nicht verwundet wäre, mit den übrigen unverletzten Thieren die Flucht ergreifen und ihrem Verfolger nichts als das leere Nachschauen hinterlassen. Es ist unbegreiflich, was für ein zähes Leben diese Thiere haben und wie schnell sie, wenn sie nicht tödtlich verwundet sind, wieder heil werden. Im letzteren Falle verbergen sie sich gern in Höhlen und Löchern, oder unter Felsen und im Gesträuche. Eine Gemse, deren beide Hinterfüße ganz lahm geschossen sind, kann auf den vordern unbegreiflich schnell über kahle Gebirge oder Eisfelder hinunter, oft halbe oder ganze Stunden lange Strecken, fortrücken. Vor ungefähr 40 Jahren ward auf dem Murtschenstock im Glarnerlande eine Gemse in einen Fuß verwundet, der ihr nachher wegen dieser Wunde beim Knie völlig aufwärts wuchs. Drei Jahre hinter einander sah sie der gleiche Jäger, der sie verwundet hatte, ohne sie schießen zu können, und erst im vierten wurde sie seine Beute. Bisweilen springt auch eine angeschossene Gemse nur noch eine Strecke weit; blutet sie, so gehet der Jäger der Blutspur nach und findet sie alsdann nicht selten verblutet und entkräftet auf der Erde liegen; hat er aber keine Blutspuren, so ist sein Suchen gewöhnlich umsonst. Oefters geschieht es auch, daß, wenn eine Gemse von einer steilen Felsenwand herab geschossen wird, sie in die sich darunter öffnenden Abgründe stürzt, so daß sie der Jäger entweder nicht mehr finden kann, oder daß sie in Stücke zerfällt, oder aber, daß bei dem heftigen Auffallen ihre Eingeweide im Leibe zerplatzen, so daß dem Jäger

fast nichts übrig bleibt, als die bloße, oft noch zerfetzte Haut. Bisweilen gehen auch zwei oder drei Jäger gemeinschaftlich auf die Gemsen los; die Schützen stellen sich oben in der Höhe dem Winde entgegen, und besetzen diejenigen Pässe, wo sie vermuthen, daß die Gemsen vorbeikommen, indem ein Treiber dieselben von unten aufwärts zu jagen sucht. In tiefer liegenden Hochgebirgs-Waldungen läßt man sie auch von Hunden ausspähen und bergauf treiben. In allen Fällen, wo man sie im Lauf schießen muß, ladet man drei bis vier kleine Kugeln. Hat der Jäger eine oder mehrere Gemsen auf eine schroffe Felsenwand getrieben, wo kein Entrinnen mehr ist, so suchen sie nicht dadurch, daß sie ihn in den Abgrund stürzen, sich den Rückweg zu bahnen, sondern sie erwarten rath- und thatlos, daß er sie niederschießt. Es gibt an verschiedenen Orten der Alpen gewisse sandige Felsen und Moräste, die man Sulzen nennt, und an welchen die Gemsen gerne lecken. Hiebei kann man sie auch schießen, wenn man sich vor Tages Anbruch anstellt. Am gefährlichsten wird die Jagd für den Jäger, wenn sich diese Thiere über steile Felsenmassen, ihrer Gewohnheit gemäß, hinaufflüchten, und so den sie hitzig verfolgenden Jäger auf schlüpfrige und gefährliche Stellen hinlocken, wo er ohne augenscheinliche Lebensgefahr keinen Schritt mehr weiter, weder vorwärts noch rückwärts, wagen darf, so daß er sich glücklich schätzen muß, wenn er nach stundenlangen Versuchen sich gerettet sieht. Die Verfolgung der Gemsen auf den Schnee- und Eisfeldern kann ebenfalls sehr gefährlich werden; dennoch bemühen sich die Jäger, sie auf die glänzenden Gletscherfirnen hinzutreiben und ihnen den Rückweg abzuschneiden, wo sie dann ihrer Beute sicher sind, indem sie sich lieber todtschießen lassen, ehe sie die Flucht über das blendende Eis nehmen.

Wenn es irgend möglich ist, so übernachtet der Jäger nicht im Freien, sondern in einer Sennhütte. Die Gefahren, denen er übrigens ausgesetzt ist, sind sehr mannigfaltig, und er nimmt gewöhnlich ein unglückliches Ende. Er kann erfrieren, wenn plötzlich Kälte eintritt und er sich ermattet niedersetzt und einschläft; er kann von herabrollenden Felsblöcken oder Schneelawinen erschlagen werden; er kann durch wüthende Orkane hinabgeschleudert werden; es treten ferner auf den Alpen oft plötzlich so starke Nebel ein, daß man keinen Schritt weit sehen kann. Es ereignete sich auch schon der

Fall, daß sich zwei Jäger im Gebirg verstiegen hatten, wegen einbrechender Nacht nicht mehr wegkommen konnten und deßwegen die Nacht auf einem schmalen Felsenabsatz zubringen mußten, und zwar in der höchst mißlichen Stellung, daß einer den andern um den Leib hielt, um wach zu bleiben und sich vor dem Hinunterstürzen zu sichern. Das sind Umstände, von denen derjenige, der nicht selbst die Felsen und Gebirge der Schweiz bestiegen hat, kaum einen Begriff erlangen kann. Wenn sich der Jäger durch seine Leidenschaft so verblenden läßt, daß er es wagt, über solche Gletscherfelder zu gehen, welche in der verflossenen Nacht mit einer Schneerinde bedeckt wurden, so ist er alle Augenblicke nicht sicher, in eine Gletscherspalte, die durch den frischgefallenen Schnee unsichtbar gemacht wurde, zu treten und hinunterzustürzen, um auf immer da vergraben zu bleiben. Ueberhaupt ist die Tollkühnheit des Jägers im Klettern für ihn das Allergefährlichste: wie leicht kann er ausgleiten; wie leicht tritt er auf einen Stein, der ihn nicht hält; wie leicht versteigt er sich so in die Höhe, daß er auf dem Rückwege, oft mit einer oder zwei Gemsen beladen, verunglückt! Bricht er durch den Fall ein Glied, so ist sein Hilferuf in der Einöde vergeblich, und er muß, von Hunger, Durst, Kälte und Schmerz gefoltert, langsam sein Leben endigen, oder aber er stürzt über Abhänge und Felsenwände in die tiefsten Abgründe hinunter, und sein Körper wird in Stücken zerschmettert. Die Gemsenjagd wird trotz alle dem zu einer unbezwinglichen Leidenschaft. Oft stellen vermögende Bauers- oder Handwerksleute Knechte zum großen Nachtheil ihres Hauswesens an, um nur immer nach Herzenslust den Gemsen nachstellen zu können, und häufig sind die Beispiele, wo beinahe tödtlich im Gebirg verwundete Jäger dennoch, sobald sie genesen, wieder an den Felsenwänden herumklettern, von denen sie vor Kurzem erst gestürzt waren.

Steinmüller (in der Naturgeschichte von Lenz).

45.

Der Storch.

Auf der höchsten Stufe der Vögel steht der Storch.

Der Storch, der im Süden überwintert, im Sommer bei uns ist, kennt sein Land, sein Dorf, seinen Kirchthurm und sein altes

Nest wohl. Er kommt zuerst allein, visitirt das alte Nest, dann reist er wieder ab und kommt mit seinem Weibchen. Sie bessern das Nest, das von den Winterstürmen gelitten, wieder aus und leben nun in treuer Liebe ihrer Ehe und deren Rechten und Pflichten. Das Nest ist nur eine rohe Lage von Reisern u. s. w., seine Stimme nur ein Klappern mit dem Schnabel, sein Kopf ist sonderbar geformt, und seine Stirne hoch, sein Auge nicht ganz ohne Schlauheit, sein Gang ernst, gravitätisch, sein ganzes Thun still, feierlich, abgemessen, steif. Sein Flug ist schön, nicht minder feierlich, doch rasch. Es ist, als ob er durch die Luft schwimme. Schön entschwebt er dem Nest, schön kehrt er zurück. Er liebt den Kreisflug, denn der Kreis ist die schönste Linie. Immer putzen sie sich als große Freunde der Reinlichkeit, was um so nöthiger ist, weil sich an ihrem weißen Kleide alle Unreinlichkeit um so widriger herausstellt. Mann und Weib brüten gemeinschaftlich. Immer bleibt eins zu Hause, Vater oder Mutter, entweder bei den Kindern, oder wenn sie noch keine haben, das Haus zu bewahren. Ihr scharfes Auge beherrscht die ganze Gegend. Keiner erlaubt einem andern, sich in derselben ebenfalls haushäblich niederzulassen. Würmer, Schnecken, Blindschleichen, Mäuse, Fische, frißt er sehr gerne, Heuschrecken und Bienen sind ihm nicht unangenehm, aber am liebsten sind ihm doch die Frösche. Die Frösche sticht er zuerst mit seinem Schnabel durch, wenigstens macht er sie durch Hineinstoßen in sie zur Flucht untüchtig; durch ihre Pergamenthaut zu stechen, ist ihm fast unmöglich. Oft klappern Mann und Weib und Junge, plaudern und unterhalten sich miteinander, besonders klappern letztere, wenn ihnen Nahrung gebracht wird.

Drei Dinge sind von ihnen mehr oder minder wunderbar: ihre Kriege, ihre Gerichte, ihre menschliche Art.

Alle Störche einer großen weiten Gegend, z. B. des Rheinthals im Kanton St. Gallen und die über dem Rhein oder in dem gegenüber liegenden Liechtenstein und Vorarlberg, erheben sich etwa einmal gegen einander zu einem blutigen Kriege, der sich nur mit dem Tode oder mit dem Abzug der einen oder der andern aus der Gegend endigt. Eine Partei muß das Feld räumen. Wahrscheinlich entsteht der Krieg wegen der Nahrung, die sie einander verkümmern. Dann wird die ganze Gegend unruhig, und Alles ge-

räth in Aufruhr. Sie halten auf beiden Seiten des Rheins auf Feldern großen Rath. Es muß ein Aufgebot ergangen sein. Sie plaudern viel mit einander und verstehen einander. Einige reden besonders viel. Es sind dieß die Senioren. Die Jungen schweigen. Der Krieg wird beschlossen. Die Vorarlberger und Liechtensteiner in größerer Zahl erheben sich, fahren über den Rhein durch die Luft einher, und wollen die diesseitigen angreifen. Diese haben den Angriff erwartet, erheben sich nun auch und fliegen ihnen entgegen. Der Kampf wird in hoher Luft geführt. Die Waffe ist der Schnabel. Sie stechen fürchterlich auf einander los. Blutig und zerstochen ergreifen die Schweizer die Flucht. Die Vorarlberger sind vollkommen Sieger und zerstören die Nester der Geflohenen. Allmählich kehren sie jedoch wieder zurück. Später entsteht wieder ein Krieg, worin der Schweizer siegt.

Es ist auch wahrgenommen worden, daß die Störche bisweilen vor ihrer Abreise gen Süden eine große Versammlung halten, einen Kreis bilden, einer in der Mitte steht, viel geklappert und räsonnirt wird, und endlich alle auf den in der Mitte losstürzen und ihn durchbohren. Einige sind der Meinung, daß sie nach dem Gesetze Lykurg's handeln und sich über einen Schwächling berathen, und diesen, weil er die weite Reise nicht mitmachen könne, zu seinem eigenen Besten, und um unterwegs nicht aufgehalten zu werden, tödten. Die Sache ist aber noch nicht aufgeklärt. Daß sie aber etwas Außerordentliches thun, ist außer Zweifel. Das dritte Auffallende ist ihre menschliche Weise. Z. B.: geräth ein Haus, auf dem sie wohnen, in Brand, so tragen sie die Jungen, wenn sie noch nicht fliegen können, auf dem Rücken fort. In Seestädten ziehen sie gerade so wie Menschen zwischen den Leuten auf der Straße herum, stolziren hin und her und fordern von Jedem, der ihnen in den Weg tritt, das Ausweichen. Sie ziehen von Markt zu Markt, von Brunnen zu Brunnen, von Miststätten zu Miststätten, und suchen Fische, Austern u. s. w.

Wir haben selbst gesehen, daß sie in der Gefangenschaft ihren Schnabel gegen ihren Herrn mißbrauchen, sich von ihm an den Flügeln ausgebreitet darstellen lassen, große Angst selbst vor ausgestopften Katzen haben, und gezwungen nur mit der ärgsten Furcht bei einer solchen vorbeigetrieben werden können und wild klappern,

also sich völlig täuschen und bei'm Kerzenlicht an einer weißen Wand noch ärger getäuscht, nach dem Schatten eines hingehaltenen Frosches oder Fisches picken. Daß sie sich sehr leicht, besonders mit Kindern befreunden, und selbst als wie Kinder mit ihnen spielen, so daß sie den laufenden mit ausgebreiteten Flügeln nachfahren, und irgend eins mit dem Schnabel am Rock, am Aermel packen, sich sogleich umwenden, auf und davon laufen, nachschauen, ob auch ihnen die Kinder nachlaufen, und sich dann von diesen ebenfalls am Rock, am Aermel, am Flügel fassen lassen, sogleich stillstehen und dann wieder den Kindern nachlaufen und so recht eigentlich wie die Kinder „Fangi's" machen, müssen wir, wegen eigener mehrfach wiederholter Anschauung, ebenfalls Niemanden entlehnen.

Ja der Storch, dieses Menschenthier, wacht! Er hat schon eine große Welt um sich, viel Erkenntniß des Sinnlichen und der Verhältnisse, viel Denk-, Gefühls- und Willenskraft. Er ist wie ein Menschenkind, er ist eine meisterhafte Vorbereitung auf die noch vollkommnern Thiere, die den Vögeln aber darin vollkommen gleich sind, daß auch sie mehr und minder wachen und Bewußtsein in ihrer und von ihrer kleinern und größern Welt haben. Man nennt den Storch wegen seiner Ruhe und Besonnenheit den Philosophen, den Plato und Leibnitz unter den Vögeln, wie man den Elephanten unter den Säugethieren den größten Weisen nennt. Wenigstens steht kein Vogel über ihm. P. Scheitlin.

46.

Die Seidenraupe.

Welch ein zarter und feiner, weicher und mild wärmender Stoff ist doch die Seide! Mit der größten Feinheit und Weichheit verbindet sie den größten Gehalt, die größte Stärke. Von allen in der Weberei verarbeiteten Stoffen ist die Seide bei weitem der zäheste und festeste; ein Seidenfaden erfordert zum Zerreißen eine nahe dreimal so große Kraft, als ein gleich dicker Flachsfaden, und eine zweimal so große, als ein gleich dicker Faden von Hanf. Die Seide ist schwerer als Wasser; sie ist unter den Webstoffen, was das Gold unter den Metallen, der glänzendste, schwerste und gediegenste Stoff. Auch war sie noch in dem dritten Jahrhundert unserer Zeitrechnung

so kostbar, daß für ein Pfund Seide ein Pfund Gold gegeben wurde, und fast alle seidenen Zeuge, die man bei Griechen, Römern und Hebräern erwähnt findet, waren nur halb seidene und halb leinene. Wie die Chinesen lange die Seidenbereitung so geheim hielten, daß die Seidenraupe heimlich aus China herausgebracht werden mußte, so verführten sie auch die Seide niemals roh, sondern zubereitet und zu Zeugen verwebt, welche in den übrigen Ländern erst wieder aufgezupft werden mußten, um dann auf's Neue gewebt zu werden, wenn man Schleier oder sonst feine und durchsichtige Stoffe gewinnen wollte, wie sie der Geschmack oder das Bedürfniß des Landes verlangte. Darum war der Stoff so theuer, und Sammt und Seide das vornehmste und prächtigste Gewand, das nur die Großen sich anlegen konnten. Lange Zeit hindurch, bis tief in's Mittelalter hinein, war auch Seide bloß eine Kleidung der Fürsten und Herren. Karl der Große, der mächtige Kaiser, trug noch als besondere Zierde blos eine seidene Leibbinde über seinem leinenen Wamms und Unterkleide. Und noch sieben Jahrhunderte später nahm der Kaiser Karl V. bei einer Musterung seines Heeres seinen kleinen Hut ab, der mit Sammt überzogen war, damit der kostbare Stoff vom Regen nicht benetzt würde. —

Das Vaterland der Seide ist China; im nördlichen Theile dieses großes Reiches wachsen schon seit Jahrtausenden die üppigsten Wälder des weißen Maulbeerbaumes, und auf den Blättern dieses Baumes haust der wunderbare Spinner in unscheinbarer Gestalt einer Raupe, welche mit ihrem Gespinnst dem Menschen ein so kostbares Geschenk macht. Auch in Indien lebt die Seidenraupe im Freien, und die Leute brauchen ihre Kokons nur von den Bäumen zu nehmen und die Fäden derselben auseinander zu wickeln. Lange Zeit hindurch mag man so die wilde Seide benützt haben; als aber die Nachfrage sich vermehrte, fieng man an, die Seidenraupe künstlich zu pflegen, und entdeckte nun, daß die Hausseidenzucht eine viel feinere und schönere Seide lieferte. Besonders nahmen sich die Frauen der Sache an, und die Chinesen erzählen, die Kaiserin Si-ling-chi, Gemahlin des großen Kaisers Hoang-ti, der 2700 Jahre vor Chr. lebte, habe die Kunst erfunden, die Seidenwürmer im Hause zu ziehen; sie habe mit ihren Frauen und Mädchen die Seidenwürmer in den kaiserlichen Gemächern selber mit Maulbeer-

blättern gespeist, habe zum öffentlichen Beispiele die Kokons dann abgehaspelt und die Seide gewoben. Wie die chinesischen Kaiser den Feld= und Gartenbau auf die höchste Stufe der Vollkommenheit zu bringen suchten, so bemühten sich die Kaiserinnen um Hebung der Seidenzucht, die sich nach und nach in alle Theile des Landes verbreitete und bald die Quelle des Wohlstandes für viele Familien wurde. Aus China, dem Lande der unerschöpflichen Seide, war lange Zeit allein der kostbare Stoff zu holen; die Griechen und Römer bekamen ihre seidenen Zeuge aus Indien über Persien durch Karawanen, wußten aber so wenig von der Entstehung der Seide, daß sie meinten, sie wachse wie die Baumwolle auf Bäumen.

Viele Jahrhunderte hindurch war für Europa die Seidenzucht ein Geheimniß, und so viel Mühe man auch sich gab, dasselbe zu ergründen, so blieb doch alle Anstrengung vergeblich. Am oströmischen Kaiserhofe zu Konstantinopel, wo besonders viel Luxus getrieben wurde, fiengen die Vornehmen des Reiches an, sich mit seidenen Kleidern zu zieren, und bald wurde das Verlangen nach diesen Stoffen allgemein. Da aber Justinian, wie seine Vorgänger, mit den Persern fast unaufhörlich Krieg führte, und die persischen Karawanen keine Seide mehr brachten, so befahl der Kaiser, den arabischen Meerbusen hinunter nach Indien zu schiffen und die Seide unmittelbar aus ihrem Vaterlande zu holen. Während man noch über dieses Unternehmen sann, welches für die damalige Zeit ein großes Wagestück war, erschienen am Hofe zwei Mönche, die als christliche Sendboten Persien und Indien durchwandert hatten. Sie brachten die ersten Kokons nach Europa und erzählten, wie die Seidenwürmer gezogen, genährt und gepflegt werden müßten, zeigten auch, wie leicht der Seidenbau in den kaiserlichen Staaten in Flor gebracht werden könnte. Sie hatten auch Samen des Maulbeerbaumes bei sich, aber die Eier der Seidenraupe hatten sie vergessen. Da bewog sie der Kaiser, noch einmal nach Indien und China zu reisen und die Wurmeier zu holen. Aber in China hatte man die Todesstrafe gesetzt auf die Ausfuhr der Raupeneier; doch die Mönche wußten guten Rath, sie verbargen die verbotene Waare in ihren ausgehöhlten Wanderstäben, und kamen im Jahr 555 glücklich wieder nach Konstantinopel zurück. Auch in Griechenland nahmen sich die edlen Frauen zuerst der Seidenzucht an; auf Befehl des Kaisers

wurden in der Hauptstadt, dann in Athen, Korinth und Theben die ersten Seidenmanufakturen angelegt, und nun war Griechenland in Besitz der edlen Kunst Seide zu spinnen und zu weben, die es bis in's zwölfte Jahrhundert hinein sich bewahrte. Erst unter Roger II., König von Sicilien und Neapel, im Jahre 1146, wurde den Griechen das Geheimniß entrissen; jener König eroberte mehrere Städte Griechenlands und führte die Einwohner als Gefangene mit sich fort. Neapel bewahrte wiederum sorgfältig das Geheimniß der Seidenzucht, durch welche es bald zu großem Reichthum gelangt war, und erst im 16. Jahrhundert wurden auch in Oberitalien Maulbeerbäume gepflanzt, und vorzüglich nahm sich der Herzog Philibert von Savoyen der Seidenzucht an; er war ein rechter Friedensfürst, der zugleich den Oelbaum und den Maulbeerbaum in Piemont pflegte. Seitdem ist Italien ein Hauptland der Seide geworden und blüht noch immer durch seine Manufakturen, welche die besten Seidenstoffe erzeugen.

Unter Heinrich IV. wurde zu Anfang des 17. Jahrhunderts der Seidenbau in Frankreich eingeführt. Von der Wichtigkeit desselben für sein Land überzeugt, ließ der große König Millionen von Maulbeerbäumen anpflanzen, wodurch die Seidenzucht bald so bedeutend wurde, daß Frankreich nicht blos die vier Millionen Franken, die man damals für Seide an das Ausland zahlte, behalten konnte, sondern sogar mehrere Millionen aus der Fremde bezog, also gewann. Unter dem prachtliebenden Ludwig XIV. wurden, besonders durch die Bemühungen seines Ministers Colbert, die Seidenfabriken so zahlreich, daß sie bis auf diesen Tag die reichste Quelle des Wohlstandes für Frankreich bilden. Daß Lyon die zweitgrößte Stadt des Landes und zugleich die bedeutendste nach Paris geworden ist, verdankt es seiner Seidenmanufaktur.

Als Ludwig sich von üblen Rathgebern verleiten ließ, das zum Schutz der Protestanten gegebene Edikt von Nantes zu widerrufen, flohen viele Hugenotten, und zwar die gewerbfleißigsten Unterthanen, aus dem Lande; in Deutschland waren sie willkommen, und namentlich Friedrich Wilhelm, der große Kurfürst, nahm die Flüchtlinge aus Frankreich mit offenen Armen auf. So entstanden in Berlin und Potsdam Seidenfabriken, und auch in Bayern und am Rhein wurden nun Tausende von Maulbeerbäumen gepflanzt. Besonders

kräftig wirkte Friedrich der Große für Hebung eines so wichtigen Industriezweiges; er vermehrte nicht nur die Maulbeerpflanzungen, sondern ließ auch große Fabrikgebäude errichten, Belehrungen über die Behandlung der Maulbeerbäume und die Pflege der Seidenraupe unentgeltlich unter dem Volke austheilen, und setzte für die, welche sich mit der Seidenzucht beschäftigten, ansehnliche Belohnungen aus. In gleichem Sinne wirkte der Kurfürst Karl Theodor in der Rheinpfalz und in Bayern. Auch in der neuesten Zeit haben mehrere weise Fürsten Deutschlands der Seidenzucht ihre Aufmerksamkeit zugewendet, so daß zu hoffen ist, sie werde in unserem Vaterlande ein immer weiteres Feld gewinnen. Denn der Maulbeerbaum, obschon ein Kind wärmerer Länder, wie China, Japan und Persien sind, gedeiht doch auch in unserem Klima, und wo der Maulbeerbaum gedeiht, da kann auch die Seidenraupe leben; denn das Blatt dieses Baumes ist ihre liebste Nahrung.

Es ist merkwürdig, daß keine andere Raupe vom Laube des Maulbeerbaumes frißt; denn den gummiartigen Schleim desselben verträgt nur die Seidenraupe. Es ist aber nicht der Baum mit den schwarzen Früchten, sondern die weiße Maulbeere, die sie liebt. Diese weißen Beeren besitzen sehr viel Zuckerstoff, und derselbe harzige und gummiartige Schleim steckt auch in den Blättern. Dieser Schleim ist nun der Urstoff der Seide, der von der kleinen Raupe ausgesponnen wird. Die Seidenraupe hat nämlich längs dem Rücken zwei besondere Kanäle, in welchen sich der harzige Stoff sammelt, der an der Luft schnell erhärtet. Wenn sie nun spinnen will, so treten durch zwei Oeffnungen unter dem Munde kleine Tröpfchen dieser Materie hervor, die sie an irgend ein Blatt anklebt. Dann bewegt sie den Kopf hin und her und zieht so die nachquellende Feuchtigkeit zu zwei höchst zarten Fädchen heraus, die sie aber in demselben Augenblicke mit Hilfe der beiden Vorderfüße zu Einem Faden zusammendreht. Die Länge eines solchen Fadens beträgt oft mehr als eine halbe Meile! Die Larven der übrigen Nachtschmetterlinge sind gegen sie rohe Handwerker, die sich mit einem filzartigen Gespinnste begnügen, aus dem kein Faden zu wickeln ist; die Seidenraupe allein ist der bewundernswürdige Künstler.

Die Eier oder Grains, woraus sie entstehen, sind kleine runde Körnchen von gelblicher Farbe, oben mit einem grauen Pünktchen

bezeichnet. Ein einziges Loth Grains enthält 20,000 Eier, worunter freilich viele todte oder taube sind, aus denen keine Räupchen schlüpfen. Bei einer Wärme von 18° R. werden die Eier in vier bis acht Tagen ausgebrütet, und sogleich nach ihrer Geburt fangen die kleinen Würmer zu fressen an. Wie alle übrigen Raupen verstehen sie sich auf dieses Geschäft vortrefflich; denn sie verzehren an einem Tage mehr als zweimal so viel Futter, als ihr ganzes Gewicht beträgt. Da ihr Vaterland ein mildes, heiteres Klima hat, wo es während der kurzen Zeit ihres Lebens gar nicht regnet, so lieben sie auch eine gemäßigte Wärme, reine Luft und Trockenheit — drei zu ihrem Gedeihen höchst nothwendige Stücke. Von ihrer Geburt an bis zu ihrer Verpuppung häuten sie sich in einem Zwischenraum von vier bis sechs Tagen viermal; wenn es aber an Futter und Wärme fehlt, verzögert sich die Häutung wohl auf zehn Tage; denn sie brauchen, um ihr altes Kleid abzuwerfen und in einem neueren, schöneren zu prangen, ihre vollste Kraft. Die Häutungsperioden sind gefährlich, und manches Räupchen büßt sein Leben darüber ein. Sobald der Tag der Häutung sich nähert, liegen sie ganz steif und unbeweglich da und bleiben 24 Stunden lang ohne Nahrung. Ist aber die aufgeborstene Haut glücklich abgestreift, dann fressen sie wieder, und den folgenden Tag weit gieriger als zuvor, gleich als müßten sie das Versäumte nachholen. Mit jeder Häutung werden sie weißer, glatter und größer, und zwischen der vierten Häutung und ihrer Verpuppung fressen sie dreimal so viel als in der ganzen Zeit vorher. Etwa acht Tage nach der vierten Häutung bemerkt man unter dem Halse eine starke Röthe; sie hören auf zu fressen, laufen unruhig umher und suchen einen bequemen Ort zum Einspinnen. Der Körper ist jetzt, gegen das Licht gehalten, so durchsichtig, wie eine reife weiße Weinbeere, und so weich wie Teig anzufühlen; die Ringe am Leibe ziehen sich ein, und die Haut am Halse schrumpft zusammen. Haben sie den Ort zum Einspinnen gefunden, so bringen sie den ersten Tag damit zu, ein äußeres gröberes Gewebe zu machen (die sogenannte Flockseide), und am folgenden Tag kommt dann in dieses Obergewand ein feineres Gespinnst, das aus einem zusammenhängenden Faden besteht von 1000 bis 1200 Fuß Länge. Hierauf wird noch ganz inwendig vermittelst einer klebrigen Feuchtigkeit ein filzartiges Gewölbe gebaut, worin nach vier bis fünf Tagen die

Raupe zur Puppe wird. Schon nach dem ersten Tage hat sich die Raupe so eingehüllt, daß man ihre Thätigkeit nicht mehr beobachten kann.

Die segensreiche Arbeit der Raupe ist beendet, aber der Mensch tritt nun herzu und macht die Wiege der Puppe zu ihrem Grabe. Um das seidene Haus nach Herzenslust ausbeuten zu können, muß der Einwohner desselben getödtet werden. Zu diesem Zwecke bedient man sich der heißen Wasserdämpfe. Es wird ein Kessel mit Wasser aufgesetzt, über diesen, sobald das Wasser siedet, wird ein Sieb voll Kokons gebracht, und diese belegt man dann so mit Decken, daß keine Dünste ausströmen können. Nach einer Viertelstunde, wenn man kein Knistern mehr hört, ist der Zweck erreicht; man bringt dann wieder neue Kokons über das Feuer und fährt damit fort, bis alle getödtet sind. Sie werden hierauf zum Abtrocknen auf Tücher gelegt, und entweder sogleich abgehaspelt oder an die Seidenarbeiter verkauft. Zu 1 Pfund Seide gehören 10 Pfund Kokons, und auf ein Loth Seidenraupeneier kann man 45 Pfund Kokons rechnen. Es leuchtet also ein, wie lohnend das Geschäft der Seidenzucht ist. Ein Pächter in der Lombardei hatte vor einigen Jahren durch die Seidenzucht gegen 2200 Thaler gewonnen, wovon er etwas über die Hälfte seinem Gutsherrn abtrug für Ueberlassung des Landes, der Eier und der Räumlichkeit, so daß ihm noch 1000 Thaler als reiner Gewinn zufielen.

Es versteht sich, daß man von den Kokons immer eine Anzahl guter zurück behält, um den Schmetterling auskriechen zu lassen und frische Grains zu bekommen. Will man nur weiße Seide erzeugen, muß man nur weiße Kokons auswählen; will man gelbe, so wählt man nur gelbe Kokons. Diejenigen, welche einen weiblichen Schmetterling enthalten, sind größer und in der Mitte etwas eingedrückt, an beiden Seiten aber abgerundet; diejenigen mit einem männlichen Schmetterlinge sind in der Mitte stärker eingedrückt, an den Seiten zugespitzter und im Ganzen kleiner. Schon nach vierzehn Tagen kriecht der Falter aus, meist drei Stunden nach Sonnenaufgang. Er ist aber ein lichtscheuer Nachtvogel, der das Dunkle sucht. Seine Flügel sind kurz, zum Fliegen ungeschickt, von Farbe schmutzig-weiß, mit gelben und braunen Strichen gezeichnet. Wenn der Schmetterling ausschlüpfen will, gibt er einen ätzenden Saft von sich, um

die Stelle seines Durchbruches zu erweichen. Noch an demselben Tage paaren sich die Geschlechter, worauf das Männchen stirbt, das Weibchen aber in der Zeit von zwei Tagen etliche hundert Eier legt und dann gleichfalls sein Leben beschließt, das im Ganzen kaum zwei Monate währte. Dieß kurze Leben kommt dem Menschen, der überall die Natur ausbeutet für seinen Nutzen und seinen Genuß, vortrefflich zu statten. Dem Chinesen ist die Seidenraupe so nützlich, ja so unentbehrlich geworden für seinen Lebensunterhalt, daß er auch das künftige Leben sich nicht denken kann ohne den Seidenbau. Riesengroße Maulbeerbäume — so glaubt er — wachsen im Himmel, und ellenlange Seidenraupen sitzen auf den Blättern, und die Kokons geben hundertfachen Ertrag. Grube.

47.

Der Flachs.

Wir kennen alle die Flachspflanze; wir wissen, daß, wenn wir im April oder Mai ihre kleinen, glänzenden Samen säen, schnell aus denselben schlanke, dünne, am Gipfel sich verzweigende Stengel emporwachsen, welche dicht mit lanzettförmigen Blättern besetzt sind, und ganz oben himmelblaue, kurzdauernde Blumen tragen, nach deren Abfall sich bald braune Kapseln zeigen, welche darauf hindeuten, daß die Pflanze, schon 3—4 Monate, nachdem sie emporgekeimt ist, ausgerissen werden kann, um die Fasern zu liefern, welche uns einen wichtigen Bekleidungsstoff geben.

Diese Fasern sind von demselben Bau wie der Bast in den Bäumen (Lindenbast u. s. w.), wie die Fasern beim Hanf und vielen andern Pflanzen, welche Bekleidungsstoffe geben. Unter dem Mikroskop zeigen sich diese Fasern als sehr verlängerte, röhrenförmige Zellen, mit sehr dicken Wänden, von mehreren Häutchen gebildet, welche sich innen an das ursprüngliche Häutchen legen. Bei der Verarbeitung des Flachses werden die Bastzellen von dem loseren eigentlichen Zellgewebe getrennt. Von geringerer Bedeutung, obgleich dennoch wichtig, ist die Anwendung der Samen, deren Oel (Leinöl) in vielen Gewerbszweigen und in der Arzneikunst gebraucht wird.

Der Flachs gehört zum Erbtheil der gemäßigten Klimate. Flachsbau findet man in Europa, Nordafrika, dem gemäßigten Asien (insoweit Berge nicht die Wärme des Klima's vermindern), und an der Ostseite Nordamerika's, in der südlichen Halbkugel bis jetzt nur spärlich, in der heißen Zone nur wenig, und theils nur des Oels wegen, z. B. in dem Dekhan-Plateau. Die Nordgrenze seiner Kultur in Europa ist in Norwegen 65°, in Schweden und Rußland 64°. In den Alpen steigt der Flachsbau bis zu 5500 Fuß über dem Meer hinauf.

Aber es gibt innerhalb dieses Verbreitungsbezirks gewisse Strecken, wo der Flachsbau sehr bedeutend, während er in andern zurückgedrängt ist. Der wichtigste Flachsdistrikt sind die Länder südöstlich der Ostsee (Rußland und Preußen); von hier aus ist über Riga, Reval, Libau, Pernau und Petersburg eine außerordentlich starke Ausfuhr; ein großer Theil Nordeuropa's, namentlich England, bekommt aus dieser Vorrathskammer den Flachs im rohen oder verarbeiteten Zustande. Ein anderer Flachsdistrikt wird von Belgien, Holland und einem Theil Frankreichs gebildet. Ein dritter ist Aegypten, welches größtentheils die Länder des Mittelmeers mit diesem wichtigen Produkt versorgt. Man wird es vielleicht sonderbar finden, daß der Flachs sowohl in dem heißen Aegypten, wie in den kälteren Gegenden Rußlands bis zu 64° Breite gedeiht; aber dieser Umstand wird erklärlich, wenn man bedenkt, daß der Flachs ein Gewächs ist, welches schnell seinen Lebenskreis beendigt, und daß es im Norden Gegenstand der Sommer-, in Aegypten Gegenstand der Winter-Kultur ist. In dem letztgenannten Lande wird der Flachs auf den von dem Wasser des Nils zuletzt verlassenen Aeckern im Dezember oder Januar gesäet und im April oder Mai geerntet; im Norden wird er im April oder Mai gesäet, und im August oder September geerntet. Die Temperaturverhältnisse sind deßhalb an diesen beiden Orten während der Wachsthumsperiode des Flachses nicht sehr verschieden.

In der heißen Zone, theils schon in den angrenzenden Ländern, wird der Flachs besonders von der Baumwolle als Bekleidungspflanze abgelöst, in gewissen Distrikten auch von andern, z. B. in dem tropischen Amerika von Ananas-Arten und der Agave, deren Blätter Fasern enthalten, in China, Japan und auf den Südseein-

seln vom Bast des Papiermaulbeerbaums, in Neu-Seeland von dem sogenannten neuseeländischen Flachs. In der gemäßigten Zone ist außer dem Flachs auch der Hanf Bekleidungspflanze.

Die Nachrichten über den Bau und die Benutzung des Flachses verlieren sich in das graue Alterthum. Im zweiten Buch Moses heißt es: daß der Hagel den Flachs und die Gerste vernichtete, als Moses sich vergeblich bei Pharao bemühte, daß er den Israeliten die Auswanderung gestatten möge. Die ägyptischen Mumien sind in Linnen eingehüllt und legen also ein entscheidendes Zeugniß von dem Gebrauch des Flachses in der fernsten Vorzeit ab. Es wird berichtet, daß Isis-Priester sich in Linnen kleideten, weil die Wolle, welche auf dem Körper eines Thieres wuchs, nicht ein so reiner Stoff als der Flachs sei, welcher ein Ertrag der Erde und deßhalb des Heiligen würdiger wäre.

Der Gebrauch des Flachses bei den Römern zu Linnen und Schiffssegeln ist ohne allen Zweifel; der Anbau desselben in Italien ist nicht zu bestreiten. In ältern Zeiten waren wollene Kleider, namentlich zur unmittelbaren Bedeckung des Körpers, bei den Römern gewöhnlicher als das Linnen, aber der Gebrauch des letzteren war zur Zeit der Kaiser ganz allgemein. „Warum gebraucht man im täglichen Leben nicht das Produkt des Flachses?“ sagt Plinius im ersten Jahrhundert nach Christi Geburt. Merkwürdig ist es, daß der Flachs und das Linnen auch nördlich der Alpen allgemein waren; Plinius spricht von dem Gebrauch des Linnens bei den Galliern und Germanen und sagt, daß die Feinde der Römer jenseits des Rheins, die Bataver, es hatten, und daß ihre Weiber keine schönern Kleider als die leinenen kannten.

Ob man in der Vorzeit den Flachs im höheren Norden gebaut hat, ist zweifelhaft. Freilich wird von dem Sohne Knud des Großen, von Sven, welcher eine kurze Zeit in Norwegen regierte, berichtet, daß er im 11. Jahrhundert den Bauern eine Steuer, in ungesponnenem Flachs bestehend, auferlegte; aber anderseits findet man den Flachs in Waldemar's Grundbuch nicht angegeben (im Anfang des 13. Jahrhunderts), worin die verschiedenen Naturalabgaben aufgezählt werden. Dagegen hat man Beweise von einer bedeutenden Einfuhr von Flachs und Linnen nach Norwegen, welche aus England kamen, und nach Dänemark und Schweden von den

Hansestädten, wahrscheinlich flanderisches Linnen. Es scheint also, daß der Flachsbau in älteren Zeiten jedenfalls im Norden geringe gewesen ist. Erst im Jahre 1651 wird dort des Flachses unter den Naturalabgaben erwähnt. Mit dem Steigen der Kultur nahm der Gebrauch des Linnen stets im Norden zu, obgleich der Anbau des Flachses nicht in demselben Verhältniß stieg. Ungeachtet ganz Dänemark südlich der Flachsgrenze liegt, so ist dieses Land doch weit davon entfernt, daß es sich selbst mit diesem wichtigen Artikel versorgt.

In dem 17. Jahrhundert hat ein anderer Bekleidungsstoff aus dem Pflanzenreiche, die Baumwolle, eine außerordentliche Verbreitung gewonnen und dazu beigetragen, den Gebrauch des Flachses zu beschränken. Wir haben die merkwürdige Erscheinung, daß Fabrikate eines Stoffes, welcher aus so entfernten Ländern, wie Indien, Brasilien und Nordamerika, geholt wird, billiger geliefert werden können, als diejenigen eines Stoffes, der in Europa hervorgebracht wird, dem Maschinenwesen zu verdanken, das im hohen Grade Arbeitskraft sparend, die Fabrikate so ungleich billiger macht. Der Flachs läßt sich wegen der Steifheit der Fasern nicht so leicht wie die Baumwolle oder Wolle mit Maschinen behandeln, deren kurze, weiche Fasern sehr leicht zusammengefügt werden; es glückte deßhalb erst spät und nach vielen Versuchen, den Flachs mit Maschinen zu spinnen. Diese wichtige Entdeckung hat schon die Herabsetzung der Linnenpreise bewirkt, und vielleicht wird deßhalb der Flachs wieder den Gebrauch der Baumwolle vermindern.

Wenn Plinius in seiner Naturgeschichte von dem Flachse spricht, so macht er auf das Wunderbare aufmerksam, welches darin liegt, daß aus einem so kleinen Samen so große Kräfte entwickelt werden können, daß es eine Pflanze gibt, welche Aegypten so nahe an Italien bringen kann (insofern auf dem Produkt dieser Pflanze hauptsächlich Schifffahrt und Handel beruhen); aber in demselben Augenblick ärgert er sich, daß der Mensch durch Hinzusetzen mehrerer Segel an die Fahrzeuge der Natur zu trotzen wagt, er verwünscht den, welcher die Schifffahrt erfand, so wie denjenigen, welcher bewirkte, daß der Mensch nicht allein auf der Erde, sondern auch auf dem Meere, ohne begraben zu werden, umkam; er findet in dem schnellen Wachsen des Flachses und dem Eifer, mit welchem derselbe

gebaut wird, einen Beweis, daß der Mensch sein eigenes Unglück befördere, ja er betrachtet den Umstand, daß der Flachs die Erde ausmergelt, und daß er, um benutzt zu werden, ausgerissen werden muß, als Beweise, daß der Anbau dieser Pflanze gegen die Natur streite.

Wenn Plinius in unserer Zeit gelebt hätte, so würde er das Wunder noch größer gefunden haben, weil er alsdann gewußt hätte, daß aus diesem kleinen Samen nicht nur ein Produkt hervorkeimt, das die Völker bekleidet und die Schiffe über das Weltmeer bringt, sondern daß dieses Produkt, nachdem es abgenutzt ist, eine noch größere Rolle spielt; daß es nicht allein den Gedanken von Mann zu Mann bringt, sondern von dem Einzelnen an Tausende und Millionen, daß es Kenntnisse und Aufklärung unter den verschiedenen zahlreichen Völkerschaften der Erde verbreitet und unsern Antipoden das Evangelium überliefert. J. F. Schouw.

30.

Die Kokospalme.

Ueberall in der Südsee und in den indischen Gewässern, wo die Kokospalme vorkommt, da begrüßt sie in mehr oder weniger großen Massen schon in weiter Ferne die nahenden Reisenden, und in ihrem Schatten sieht man die ersten zerstreut liegenden Hütten der Insulaner; in Ostindien aber liegen ganze Städte inmitten ausgedehnter Kokoswaldungen. Ja, im südlichen Ceylon kennt man einen Wald von solchen Palmen, der, am Meeresufer hin, 26 englische Meilen lang und mehrere Stunden breit ist. Noch zur Zeit der Holländer wurden jährlich aus diesem Walde 6000 Fässer Arak, 3 Millionen Pfund Tauwerk aus den Fasern und eine ungeheure Menge Oel gewonnen. Unübersehbar ist der Segen, der in diesem einzigen Baume niedergelegt ist, dessen Wuchs einer stattlichen hohen Säule verglichen werden kann, deren grünes Capitäl mit schattigen Schirmblättern, Blüthen und Nußtrauben, Jahr aus Jahr ein wohl das schönste Zierwerk der Baukunst abgeben würde, wenn es sich nachahmen ließe. In der Natur ist diese schlanke, 40 bis 50 Fuß hohe Säule mit dem wiegenden grünen Blätterge=

wölbe, einzelnstehend sowohl als in Gruppen, der reizendste Schmuck der Landschaft, indem sie derselben, wie die königlichen Formen der Palmen überhaupt, überall, wo sie vorherrschen, einen gewissen Adel, einen höheren Stil verleihen. Nach der Volkssage dient dieser Baum zu 99 Dingen; das Hundert seiner Nutzanwendung voll zu machen, will dem Menschen nicht gelingen. Der Stamm, der bisweilen an 100 Fuß hoch wird und 1 bis 2 Fuß im Durchmesser hat, ist zwar porös und schlank, aber dennoch fest und brauchbar zu Balken, Latten und Masten für Häuser und Schiffe. Die hohlen Palmstämme dienen zu Wasserrinnen; aus den Wurzeln flicht man Körbe und Wannen; das Netzgewebe an jeder Blattwurzel wird zu Kinderwiegen und Packleinwand verbraucht. Die Fasern der Rinde wie der äußern Nußschale geben Stricke und Tauwerk. Das Laub ist das Hauptfutter der zahmen Elephanten von Ceylon bis Ava. Das Herz der Blattkrone wiegt an 20—30 Pfund, ist eine Delicatesse für jede Tafel, der zarte Palmkohl oder das Palmhirn, mit dessen Ausschneiden freilich der Baum abstirbt. Die Krone selbst besteht aus einem Dutzend mächtiger Blätter; jedes einzelne Blatt 2 — 3 Fuß breit, 12 — 14 Fuß lang, einer großen Feder gleich, dient zum Dachdecken, zu Sonnenschirmen, zu Flechtwerk, zu Körben, zu Papier, zum Schreiben mit Griffeln, gedreht zu leuchtenden Fackeln, verbrannt zur Bereitung von Asche und trefflicher Seife. Jung sind die Blätter durchscheinend und geben den Ceylonesen Laternen; die starken Blattrippen werden zu Fischreusen, Stöcken und Besen verbraucht. Die gleichzeitigen Blüthen und Früchte haben die mannigfaltigste Anwendung gefunden und sind als Nahrung und Trank unschätzbar. Die kopfgroßen Nüsse, von eirunder und von dreikantiger Form, werden, wenn auch grün und unreif, zu den mannigfaltigsten Lieblingsspeisen in der indischen Küche zugerichtet, und die gute Hausfrau, sagt das Sprichwort, weiß dem Manne den ganzen Monat hindurch jeden Tag ein neues Lieblingsgericht daraus zu bereiten. Die milchwasserähnliche Feuchtigkeit (Kokosmilch) ist als Labsal für die Eingebornen bekannt. Selbst noch ranzig, was sie leicht wird, dient die Nuß zu allerlei Gebrauch, zumal mit Kalk gemengt ist sie ein gutes Mittel, um den Wurm vom Schiffsboden abzuhalten. Das vielfach benutzte Oel wird leicht ranzig und für den Europäer widerlich riechend; in der neuern Zeit

hat man jedoch gelernt, es besser zu behandeln und für Kunst und Gewerbe nutzbar zu machen. Der ausgepreßte Kern aber gibt noch das beste Viehfutter und düngt den Acker. Die harte Kokosschale ist bei den roheren Stämmen fast das einzige Trinkgefäß; polirt wird sie zu vielfachen Zwecken gebraucht. Die sehr zähe, braunrothe Faser der äußern Nußschale wird zu den feinsten und kostbarsten Teppichen und Flechtwerken verarbeitet; in der Regel aber dient diese ungemein harte, elastische Faser zu Schnüren, Stricken, Tauen, welche besonders für die Anker in dem stürmischen indischen Meere von unvergleichlichem Werthe bleiben, da sie dem Hanfe an Festigkeit und Dauer gleich, aber weit elastischer sind; daher in den plötzlichen Stürmen diese Kabeltaue weniger reißen, weil sie mehr als andere nachgeben und doch an den Klippen weniger brechen. — Der unentfalteten Blüthe zapft man durch Einschnitt den Saft ab, welchen man Palmwein (Toddy) nennt, und den wiederum die Kokospalme am besten liefert. Frisch abgezogen ist er kühlend, labend, heilsam; nach kurzer Zeit gährt er und wird berauschend, später wird er sauer und gibt den besten Weinessig, destillirt den besten indischen Arak, eingekocht Zucker (Dschaggeri). Selbst das Holz des alten Kokosbaumes, zu Pulver gerieben und mit dem Safte der Hülle der unreifen Nuß zu einem Teige gemengt, in Kokosschalen gekocht oder geröstet, wird auf den Radack-Inseln, nach Chamisso's Erzählung, zu einer Speise bereitet. — Um so vieler und großer Segnungen willen steht der Baum namentlich bei den indischen Völkern in größter Verehrung: bei der Geburt eines Kindes in Ceylon wird ein Kokos gepflanzt, und die Ringe, die der Baum bei seinem Wachsen um den Stamm bildet, dienen zur Auszeichnung der wiederkehrenden Geburtstage und bilden sonach den Kalender der Eingebornen. Dem frommen Hindu fällt, seiner Einbildung nach wenigstens, auf seinen Schrei die Kokosnuß von selbst zu seinen Füßen, und eine goldene Kokosnuß wird, nach alter Gewohnheit, unstreitig als Symbol reichen Ertrages und günstiger Seefahrt, jährlich im Hafen von Bombay, wenn der günstige Wind (Monsun) anhebt, dem Meere zum Opfer übergeben, und dann erst werden die Schiffe nach der Sturmzeit wieder segelfertig gemacht; denn für den indischen Schiffer schließt vielleicht keine andere Frucht den Keim von Gewinn mehr in sich ein, als die leichtschwimmende

und überall aufsprossende Kokosnuß. — So ist dieser Baum in der Pflanzenwelt für die Küsten und zahlreichen Inseln des großen tropischen Weltmeeres ein eben so lauter Wunderzeuge der göttlichen Güte und Macht, als das Kameel im Bereiche der Thierwelt für die ungemessenen Wüsten und sparsamen Oasen Afrika's und Asiens, und wir können uns nicht mehr wundern, wenn die Reisenden uns erzählen, daß Kokospalmen alle Hütten Indiens und der Südseeinseln beschatten und fast mehr Bewohner jener Gegenden von Palmenfrüchten, als vom Getreide leben. Vogel's Naturbilder.

49.

Das Krokodil.

Zu den gefährlichsten und gefürchtetsten Raubthieren des indischen Archipels, so sagen zwei Naturforscher, welche in neuester Zeit Ostindien bereist haben, gehören ohne Zweifel die Krokodile. Wir halten es für möglich, daß in Indien vielleicht eben so viel Menschen durch Krokodile, als durch den Tiger das Leben verlieren. Erstere bewohnen wenigstens in diesem Theile der Erdkugel ein viel ausgebreiteteres Gebiet, als die genannten großen Katzen. Krokodile werden in jenen Gegenden fast aller Orten angetroffen, die nur einigermaßen für die Lebensweise dieser Thiere geeignet sind. Nirgends haben wir indessen mehr gefunden, als auf Borneo. Es trug sich häufig zu, daß wir auf unsrer Reise durch einen Theil der südlichen Hälfte dieser Insel auf einer Strecke von nicht ganz einer Stunde Weges 10 bis 12 dieser fürchterlichen Thiere antrafen. Inzwischen sind Fische nicht die einzige Nahrung der Krokodile, da Alles, was von thierischen Stoffen in ihren Bereich kommt, es sei frisch oder verfault, gierig von ihnen verschlungen wird. Mit unbeschreiblicher Gräßlichkeit verschlingen sie sogar häufig Steine, wie man auch bei den südamerikanischen wahrgenommen hat. Ihre Beute überfallen sie meist aus dem Hinterhalte. Hirsche, Schweine, Hunde, Ziegen, Affen u. s. w. werden ihnen oft zur Beute, wenn sie sich dem Wasser nähern, um ihren Durst zu löschen. Hunde, die einmal ein solches Ungeheuer in der Nähe gesehen haben, zeigen sich gegen dasselbe so furchtsam, daß sie häufig nur sehr langsam und mit großer Vorsicht sich nach dem Wasser begeben. Am Strande

von Timor haben wir sogar mehr als einmal die Beobachtung gemacht, daß ein solcher Hund plötzlich vor seinem eigenen Schatten zurückwich und eine halbe Stunde lang zitternd und bebend sechs oder acht Schritte weit vom Wasser stehen blieb und unter anhaltend furchtsamem Stieren nach dem Orte, wo ihm das Schreckensbild erschienen war, erst heftig bellte und hernach ein lautes und schwermüthiges Geschrei erhob. So unternehmend und stark übrigens die Krokodile im Wasser sind, so zeigen sie sich dagegen außerhalb desselben ungemein furchtsam und scheu. Beim geringsten Geschrei, das sie vernehmen, oder wenn sie einen Menschen auf 40, 60, ja selbst 100 Schritte und weiter entweder auf dem Lande oder in einem Nachen gewahr werden, so flüchten sie eiligst nach dem Strome, wo sie plötzlich verschwinden. Sie schwimmen vortrefflich, sowohl gegen den Strom, als stromabwärts. Spuren von Fröhlichkeit oder gegenseitiger Anhänglichkeit haben wir an ihnen nicht bemerkt. Jedes lebt für sich. Wenn dieses raubgierige Thier unter dem Wasser auf Beute lauert, steckt es gemeiniglich blos die Nasenlöcher aus demselben hervor, und in dieser Lage bleibt ein Krokodil nicht selten stundenlang auf einer und derselben Stelle unbeweglich; sobald es jedoch irgend eine Gefahr bemerkt, taucht es unter und kommt an einer entfernten Stelle wieder hervor. Weniger geräuschlos ist seine Flucht vom Lande nach dem Wasser, wenn man es unerwartet durch einen Flintenschuß aus dem Schlafe weckt und stark erschreckt. Mit der möglichsten Eile stürzt es sich alsdann auf eine ungestüme Weise in's Wasser, und es folgen dem dadurch verursachten Getöse häufig einige fürchterliche Schläge, welche es während des Untertauchens mit seinem Schwanze zuwege bringt. Sehr selten trägt es sich zu, daß man ein etwas großes Krokodil so schießt, daß es auf dem Lande liegen bleibt. Wie tödtlich die beigebrachte Wunde auch sein möge, so bleibt ihm doch immer noch so viel Lebenskraft übrig, daß es sich noch einige Male umwälzt, und wenn es dann nicht zufällig am Ufer durch ein dichtes Rohrgebüsch oder durch einen Strauch aufgehalten wird, so geht es jederzeit für den Jäger verloren. Wird es im Wasser geschossen, so ist durchaus keine Aussicht vorhanden, sich desselben zu bemächtigen. Es sinkt sogleich unter, und der Leichnam erscheint erst nach mehreren Tagen wieder an der Oberfläche. Auf dem Lande ist ihr Lauf im Allgemeinen

träge und mühsam; kurze Entfernungen können sie jedoch mit unglaublicher Schnelligkeit zurücklegen. Wanderungen über Land unternehmen sie fast nur des Nachts.

Von allen Organen scheint das Gehör beim Krokodil am meisten bevorzugt zu sein. Die Schärfe desselben setzt das Thier in den Stand, selbst auf eine sehr große Ferne unter dem Wasser Alles zu vernehmen, was außerhalb desselben vorfällt. Sie nähern sich gewöhnlich bei jedem Geräusch sogleich, jedoch in der größten Stille. Sind es Menschen oder Thiere, die das Ufer betreten, so nähern sie sich allmählich und halten sich so lange unter der Oberfläche des Wassers verborgen, bis sich eine passende Gelegenheit darbietet, einen Anfall zu wagen, der ihnen selten mißglückt, da sie meistentheils nicht eher auf den belauerten Gegenstand losschießen, als bis sich derselbe hinlänglich sicher in ihrer Gewalt befindet. Beim Ueberfalle, beim Anbeißen und Fortschleppen des Raubes sind die Bewegungen der Krokodile pfeilschnell und zwar in solchem Grade, daß, wenn Menschen einen solchen gewaltsamen Tod erleiden, nur selten ein Schrei von ihnen vernommen wird. Die Krokodile ziehen ihre Beute immer sogleich unter das Wasser, erscheinen aber kurze Zeit darauf damit wieder an der Oberfläche. Ist die Beute klein, so verschlingen sie dieselbe sogleich schwimmend, wobei sie allein den Kopf über's Wasser halten; größere Thiere oder Menschen verzehren sie dagegen gewöhnlich erst gegen Abend oder in der Nacht, für welchen Zweck sie ihren Raub an eine einsame Stelle des Ufers bringen. Sie scheinen ihre Beute durch starkes Hin- und Herschleudern, und dadurch, daß sie dieselbe gegen den Boden schlagen, theilweise zu zermalmen und ferner mit Hilfe der Vorderfüße in Stücke zu reißen. Stimmlaute haben wir niemals von einem Krokodile gehört, auch nirgends von den Einwohnern vernommen, daß diese Thiere jemals ein Geschrei hören lassen. Die Krokodile sind im Allgemeinen mehr Nacht- als Tagthiere. Sie sind, gleich den großen Katzenarten, am gefährlichsten des Abends und gegen Mitternacht. Ueberfällt die Einwohner auf einer Wasserreise, die sie auf einem kleinen Boote unternehmen, die Nacht, dann wählen sie, sobald es düster zu werden beginnt, mehr den mittelsten Theil des Stromes, wo sich die Krokodile seltener aufhalten, als am Ufer. Der Fall ereignet sich trotzdem in Indien und hauptsächlich auf

Borneo nicht selten, daß Menschen von den Ufern oder aus Fahrzeugen von diesen Thieren weggeholt werden, und dieß häufig so schnell, daß sehr nahe dabei befindliche Personen kaum etwas davon bemerken. Sehr alte Krokodile schlagen auch zuweilen mit ihrem Schwanze die kleinen Kähne in Stücke, wo ihnen dann jederzeit einer der darauf befindlichen Menschen zur Beute wird. Ein solcher trauriger Fall ereignete sich im Oktober 1838 auf Borneo. Ein Malaie, dessen Weib und einziges Söhnchen in der Zeit von 14 Tagen von einem erschrecklich großen Krokodil am Ufer des Duson-Flusses überfallen worden waren, wollte einige Wochen später an derselben Stelle eine Angel legen, um das Thier zu fangen und seine Rache zu kühlen. Als wir diesen Mann sprachen, war er eben beschäftigt, die Angel in Bereitschaft zu bringen. Er hatte das Aas eines jungen Affen zum Köder bestimmt. Den folgenden Tag begab er sich, in Gesellschaft von drei andern Einwohnern, gegen Abend an den gedachten Ort, um die Angel daselbst über dem Wasser an einem Strauch aufzuhängen. Kaum hatte er diesen erreicht und noch nicht einmal die Angel festgebunden, als der Kahn unerwartet einen fürchterlichen Schlag von unten empfieng, so daß er zertrümmert wurde und die vier Leute in's Wasser fielen. Von Schrecken ergriffen, hatte jeder von ihnen genug mit sich selber zu thun und strebte durch Schwimmen so geschwind als möglich das Ufer zu erreichen. Dreien von ihnen gelang dieß auch glücklich; allein der Rächer wurde vermißt und war, gleich seinem Weibe und Kinde, das Opfer des gefräßigen Thieres geworden. Wir verdanken die Erzählung dieses traurigen Ereignisses einem der drei geretteten Einwohner. Ein anderer trauriger Fall war wenige Monate vor unserer Ankunft auf Borneo im Sungej Karau vorgefallen, an welchem Flusse sehr viel Handel getrieben wird, der aber auch zugleich wegen der Menge seiner Krokodile weit und breit bekannt ist. Ein eben verheiratheter Malaie aus dem Dorfe Ketap stattete an einem schönen Tage mit seinem jungen Weibe in einem kleinen Kahn aus Eisenholz einen Besuch bei einigen seiner Verwandten ab. Als er mit dem eintretenden Abend mit seiner Frau nach Hause zurückkehrte, wurde er in der Mündung des Flusses während des Ruderns durch ein ungewöhnlich großes Krokodil von hinten aus dem Fahrzeuge gezogen und fortgeschleppt, und dieß ge-

schah so still und schnell, daß die Frau, die dem Gebrauche zufolge im Vordertheile des Fahrzeuges saß und bei dem Ruck sich umsah, von ihrem sinkenden Manne nichts weiter gewahr wurde, als den einen Arm. Dieser Malaie war der Neffe des inländischen Oberhauptes Bodien. Der alte Bodien, über dieß Ereigniß auf's höchste betrübt, gab sogleich Befehl, Angeln zu legen, um das Raubthier und, wenn es möglich wäre, auch noch andere zu fangen und zu tödten. Diesem Umstande haben wir viele Krokodilschädel zu verdanken. Nach der Versicherung des Bodien war das Krokodil, welches seinen Neffen verschlungen hatte, gegen drei Klafter lang. Seinen großen Schädel, den wir zwischen mehreren anderen am Ufer mit weit gesperrtem Rachen zur Schau aufgestellt fanden, haben wir mitgebracht. Beim Oeffnen dieses Krokodiles hatte man im Magen die Kleider und fast alle Knochen des verschlungenen Mannes gefunden, nur den Kopf nicht, den man schon früher im Gebüsche gefunden hatte.

Wir könnten noch viele ähnliche Ereignisse mittheilen, wir thun dieß jedoch nicht, weil die wichtigsten Umstände immer mit einander übereinstimmen. Ein merkwürdiger Fall verdient jedoch Erwähnung, in welchem ein Eingeborner, welcher von einem Krokodile bereits unter Wasser gezogen war, zufällig wieder aus dessen Gewalt kam. Vier Leute begaben sich eines Nachmittags nach dem See Lampur auf Borneo, um zu fischen. Einer von ihnen, der mit Auswerfen des Netzes beschäftigt war und vorn im Kahne stand, wurde mit einem Male von einem entsetzlich großen Krokodil bei den Beinen ergriffen und in's Wasser geschleppt. Man hielt den Unglücklichen für verloren, als kurz darauf das Raubthier dicht am Kahne wieder zum Vorscheine kam, wobei es seine Beute, die noch lebte und laut um Hilfe schrie, beständig fest im Rachen hielt. Der Bruder des Schlachtopfers, von Mitleiden und Entsetzen ergriffen, zauderte keinen Augenblick, Alles zu wagen, um seinen Bruder aus dem Rachen des Ungeheuers zu befreien. Ohne Zeit zu verlieren, zog er seinen Säbel, sprang in's Wasser, ergriff seinen Bruder bei dem Arme und brachte dem Krokodile gleichzeitig einen so fürchterlichen Hieb in den Nacken bei, daß es den Mann sogleich losließ. Die schweren Wunden jedoch, die dieser bekommen hatte, es war nämlich sein eines Bein ganz zertrümmert, führten nach zweitägigem Leiden seinen Tod herbei.

In Borneo sind die Krokodile in allen wasserreichen ebenen Gegenden in großer Menge anzutreffen, und der Bewohner ist gewissermaßen an diese Gefahr gewöhnt. Gleichwohl wendet er, wie auch in andern Theilen des Archipels, wenigstens die Vorsorge an, sich in der Nähe seiner Wohnung einen sichern Badeplatz vermittelst eingeschlagener Pfähle zu bereiten.

Wir haben uns bemüht, zu erfahren, ob etwas an der Sage sei, daß das Krokodil eine Art Zauber auf seine Beute ausübe, und daß es von den Eingebornen für heilig gehalten werde, haben aber nirgends Beweise dafür auffinden können.

Aus der gemeinnützigen Naturgeschichte von H. O. Lenz.

50.

Das Dromedar.

Das einbuckelige Kameel, welches man Dromedar nennt, hat nur Einen Höcker und ist weniger häßlich, als das mit zwei Buckeln. Es ist häufiger und über Arabien, Nordafrika, von Aegypten bis nach Mauritanien, vom Mittelmeere bis zum Senegal, Abessinien, Persien, der südlichen Tatarei und Indien verbreitet.

Dieses höchst merkwürdige Thier, welchem der Araber mit Recht den Beinamen „Schiff der Wüste" gegeben hat, ist zur Durchreise der heißen afrikanischen Wüste unentbehrlich und dem Araber so nothwendig, wie dem Lappländer das Rennthier. Ohne dieß höchst nützliche Geschöpf, welches der Araber als das kostbarste Geschenk des Himmels ansieht, würde man Sandmeere, wie die Sahara, wo das Auge nur eine endlose Fläche Flugsandes sieht, nicht durchreisen können, und nur mit dem Dromedar, das wenig frißt und viele Tage den Durst bezwingen kann, ist dieses Wagstück möglich. In der frühesten Jugend wird es schon an Entbehrungen aller Art gewöhnt, zum Niederknieen gebracht und gezwungen, in dieser Lage zu verweilen. Später erhält es eine beträchtliche Last aufgebürdet, die bald einer noch schwereren Platz macht.

Die meisten dieser Thiere werden zum Lasttragen gebraucht; einiger andern, die sich zu diesen wie Reitpferde zu Lastpferden verhalten und Maherri genannt werden, bedient man sich nur zum

Reiten. Der Araber sitzt oben auf dem Höcker des Thiers und ist mit einer Flinte, Lanze, Pfeife und anderem Geräthe versehen. Der Maherri läuft gewöhnlich nur zwanzig Stunden; allein angetrieben legt er auch sechzig Stunden zurück. Sonnini erzählt, daß ein Beduinen-Araber die Reise von Kairo in Aegypten bis Mekka in fünf Tagen zurücklegte, einen Weg von vierhundert Stunden, wozu die Pilgrims-Karawanen mehr als dreißig Tage nöthig haben; er machte mithin achtzig Stunden in einem Tage. Die Sättel der Dromedare sind in der Mitte hohl und haben an den beiden Bogen ein Stück rundes, wagrecht gestelltes Holz, an welchem der Reiter sich festhält. Lange an den Seiten herabhängende Beutel mit einiger Nahrung für den Reiter und das Kameel, ein Schlauch Wasser und ein lederner Gurt zur Peitsche ist das ganze Geräth. Der gewöhnliche Gang ist ein weites Traben, wobei sie den Kopf und Schwanz in die Höhe richten. Für jeden Ungeübten ist diese Art zu reisen höchst beschwerlich; die Hände schwellen an und schmerzen, die Schenkel werden wie gebrochen, dabei stellt sich der heftigste Kopfschmerz ein durch die beständige Erschütterung; denn das Thier hat einen schweren Tritt; auch schwebt der Reiter in Furcht, auf dem hohen Sitze das Gleichgewicht zu verlieren und herunter zu stürzen, und die Schnelligkeit des Laufs in der glühenden Luft soll ihm fast den Athem nehmen. Zu den Unbequemlichkeiten sind noch ferner die Wanzen und anderes Ungeziefer zu zählen, welche sich auf dem Höcker aufhalten, und wenn die Dromedare sich beim Eintritt in eine Stadt drängen, wird die Sorge um die Existenz des Reiters noch größer.

Alle Kameele lieben Musik und scheinen an der menschlichen Stimme Wohlgefallen zu haben; der Araber, wenn er einen starken Marsch machen will, feuert sie durch Gesang an, der mehr auf sie wirken soll, als alle Schläge; auch sollen sie nach den Zeugnissen einiger Reisenden langsamer oder rascher gehen, je nach dem langsameren oder schnelleren Takt des Gesanges. Werden sie überladen, so stehen sie nicht eher auf, bis die Bürde erleichtert ist. Sie sind äußerst mäßig, und zur Zeit der Noth ist nach eines Reisenden Versicherung ein alter Weidenkorb ein ganz gutes Essen. Haben sie jedoch reiche Weide, so suchen sie nur die besten Gräser. Auf langen Reisen füttert man sie mit etwas Gerste, Bohnen, Datteln, oder mit Kugeln von Weizenmehl.

Die köstlichste und nothwendigste Eigenschaft dieses Thieres ist die, daß es viele Tage ohne Beschwerde das Wasser entbehren kann, und dieß allein macht es zu dem nützlichen, für den Araber unentbehrlichen Geschöpfe. Hat es lange gedürstet, so wittert es hoch in der Luft, um in weiter Ferne eine Quelle zu entdecken, und verdoppelt seine Schritte, um dahin zu gelangen und den brennenden Durst zu löschen, welcher es jedoch weniger plagt, als seinen Herrn. Hat es zwölf bis zwanzig Tage nicht getrunken, dann ist es im Stande, zwei Tonnen oder 240 Flaschen Wasser zu sich zu nehmen, sonst freilich nicht so viel. Wenn daher eine Karavane von dreihundert Stück Kameelen an eine der dürftigen Quellen der Wüste kommt, wo nur eins nach dem anderen saufen kann, so währt es wohl drei Tage, bis alle ihren Durst gelöscht haben. Ist jedoch eine solche Quelle, welche die Führer der Karavane kennen, versiegt, und sind die Wasserschläuche geleert, so treibt die Noth den Menschen, ein Kameel oder mehrere zu schlachten, um das im Pansen befindliche Wasser zu erhalten und dem verzehrenden grimmigen Durste nicht zu unterliegen. Man weiß nicht, ob sich das Wasser in den Zellen erzeugt, oder von dem getrunkenen zurückbleibt. Dieses Wasser, welches Einige als klar, hell und erquickend beschreiben, schildern Andere als bitter, warm und noch vermischt mit unverdautem Futter; um es trinkbar zu machen, müsse es durch ein Tuch geschlagen werden.

Ehe noch die Wüste endigt, öfters schon zwei Tage vorher, erheben die Thiere ihre Köpfe, wittern die in weiter Ferne gelegenen Weiden und Quellen und verdoppeln ihre Schritte, sie zu erreichen

Das Kameel wird mit den Knie- und Brustschwielen geboren, ist erst im fünften Jahre erwachsen und kann fünfzig Jahre alt werden. Es schläft auf den Knieen und ruht auf diesen und den Brustschwielen. Seine Augen sollen im Schlafe offen bleiben. Es ist wachsam und wird durch das geringste Geräusch erweckt.

Auch zum Krieg wird dasselbe gebraucht; denn die Perser haben abgerichtete Kameele, welche kleine Kanonen auf ihrem Rücken tragen und bei jedem Schusse stille stehen und den Kopf senken.

Die Araber bewahren das Fleisch der jungen Dromedare in Gefäßen auf, indem sie es mit Fett übergießen. Aus der fetten, bläulichen, ohne Zusatz von Wasser nicht genießbaren Milch wird Butter und Käse bereitet. Aus den groben Haaren werden Decken

und Kleider gemacht; selbst der Mist wird in diesen von allem Holz entblößten Gegenden zum einzigen Brennmaterial verwendet.

J. Kaup.

51.

Die Zugvögel.

Immer mehr verbreitet sich eine Stille über die Natur, wenn die zahllosen Schaaren der Zugvögel unsere Gegenden verlassen und sich nach dem Süden hinwenden. Dort hat der Allmächtige für die Millionen dieser gefiederten Ansiedler Nahrung in reicher Fülle bereitet; aber wie wohl sie sich auch bei dieser Fülle in der zweiten Heimat befinden mögen, sie suchen dennoch, von ihrem mächtigen Naturtriebe aufgeregt und geleitet, die erste Heimat und ihr altes Nest wieder auf. Dabei ist es merkwürdig, daß nicht alle gesellig in Schaaren ziehen, sondern einige sich ganz einzeln auf den Weg machen, z. B. die Amseln, Nachtigallen und Wiedehopfe; andere nur familienweise fortziehen, z. B. die Wachteln, Weindrosseln, Haidelerchen und Gimpel. Manche ziehen auch paarweise. Eben so merkwürdig ist die Zeitordnung, welche dabei von den Zugvögeln beobachtet wird, indem sie niemals zu gleicher Zeit aufbrechen, sondern in einer gewissen Aufeinanderfolge. Bei dem Rückzuge kommen auch die fremden Vögel wieder bei uns durch, die im Herbste aus den nördlichen Gegenden bei uns vorüberzogen, aber nicht in unserm Himmelsstriche überwintern, z. B. die wilden Enten und Gänse.

Die europäischen Zugvögel ziehen meistens nach Asien und Afrika; die Ufer des Dniepr, Natolien, Griechenland, Palästina, besonders das reiche Aegypten, sind die Zufluchtsörter dieser Auswanderer. Man sieht sie daher in dichten Schwärmen über den Hellespont und das mittelländische Meer ziehen. Ein ganz eigenthümlicher Ton, wodurch sie sich einander zum Aufbruch zusammenrufen, ist das Zeichen zum Wegziehen. Einige stellen eine Art von Vorübung mit ihren Jungen an, ehe sie abziehen, z. B. die Schwalben. In mondhellen Nächten hört man das laute Geschrei der Wegziehenden während des Septembers und Oktobers hoch in der Luft, und die Mährchen vom wilden Jäger und wüthenden Heere, welche der Aberglaube ersonnen hat, sind hieraus zu erklären. Sehr

verschieden ist die Ordnung, welche sie auf dem Zuge selbst beobachten. Einige bilden eine gerade Linie, andere einen Winkel, dessen Mitte die Luft zuerst durchschneiden muß; wieder andere geben ihrem Heereszuge die Gestalt eines Keils, z. B. die wilden Gänse und Enten, und die voranfliegende, welche die Spitze des Keils bildet, wird nach einiger Zeit abgelöst; noch andere ziehen in unabsehbaren Reihen hinter einander, wie die Meisen, Bachstelzen und Schwalben. Die wunderbarste Ordnung beobachten die Staare. Sie fliegen in einem Wirbel, und indem sie immer gegen den Mittelpunkt des Kreises, den sie dabei beschreiben, zu fliegen scheinen, treibt sie ihr rascher Flug dennoch vorwärts, so daß es aussieht, als wenn sie sich allmählich in der Luft fortwälzen. Auf diese Art scheinen sie sich vor den Raubvögeln schützen zu wollen; denn kein Raubvogel kann es wagen in diesen Wirbel einzudringen, weil er fortgerissen werden würde.

Die Kraniche, welche unter allen Zugvögeln die längste und kühnste Reise unternehmen, ziehen aus den nördlichen Erdstrichen in die gemäßigten und aus diesen tief gegen Süden bis in's Innere von Afrika. Sie fliegen dicht an einander geschlossen, so daß jeder seinen Schnabel auf dem Schwanze des ihm vorfliegenden ruhen läßt. So bilden sie ein gleichschenklichtes Dreieck, indem sie sich immer in einer bedeutenden Höhe der Luft halten. Ist ihnen der Wind entgegen, oder werden sie von einem Raubvogel bedroht, so schließen sie augenblicklich einen Kreis. Dabei läßt der Anführer beständig ein Geschrei hören.

In den ersten Tagen des Herbstmonats ziehen die Nachtigallen fort, und die Fliegenfänger kehren aus den nördlichen Gegenden zurück. Um die Mitte des Monats langen die Sing- und Weindrosseln an, jedoch noch nicht zahlreich, bis der erste Schnee die niedern Berge der Alpen und des Jura bedeckt. Dann fallen die Singdrosseln, die in den Alpenwäldern genistet haben, in großen Schaaren auf die Ebene, und mit ihnen vereinigen sich diejenigen, welche aus den nördlichen Gegenden kommen. Nichts ist regelmäßiger als das tägliche Leben dieser Drosseln. Mit Sonnenaufgang verlassen sie die Wälder, um sich bis Mittag in den Reben aufzuhalten; dann ziehen sie wieder nach dem Gehölz, wo sie zwei Stunden verweilen; hernach kehren sie ebenfalls in die Reben zurück, welche

sie erst nach Sonnenuntergang wieder verlassen. Gegen die Mitte des September kommen auch die Wachteln wieder von den Bergen in die Ebene herab, während diejenigen, die in nördliche Länder gezogen waren, zurückkehren, um sich nach wärmeren Gegenden zu verfügen. Diese reisen immer während der Nacht.

Unterdessen reifen die Beeren im Gesträuch und in den Hecken; die Amseln verlassen das Gehölz und finden sich schaarenweise um die Zäune und Büsche ein, wo es denn auch von Grasmücken und andern Sängern wimmelt, die sich von Brombeeren, Maulbeeren und Kornelkirschen nähren.

Einige Tage nach den Wachteln ziehen die Staare in großen Schaaren nach den Gehölzen, während die Wachtelkönige die niedrigen Gesträuche besuchen. Durch die Erscheinung dieser nordischen Ankömmlinge gleichsam erinnert, schicken sich diejenigen Vögel der gleichen Arten, welche den Sommer über bei uns geblieben sind, an, mit jenen nach Süden zu reisen. Eben so sieht man die Rauch- und Hausschwalben um diese Zeit ihren Rückzug beginnen, vereinigt mit den aus Norden zurückkehrenden Ankömmlingen ihrer Arten. Ihr Zug dauert ungefähr einen Monat. Während dieser Zeit bemerkt man, daß Morgens und Abends die Schwalben sich in Menge um den Wipfel irgend eines hohen Baumes versammeln und unter fortwährendem Geschrei um seine Aeste fliegen. Auch bemerkt man andere beträchtliche Schaaren, die von Norden nach Süden ziehen, ohne sich aufzuhalten. Die kleinen Sänger reisen des Nachts; man möchte sagen, sie schleichen sich fort von Gebüsch zu Gebüsch, um ihren Feinden zu entgehen.

Im Oktober endigen diese Züge. Gegen den zehnten sind alle Haus- und Rauchschwalben und die verschiedenen Sylvien fort. Gegen den fünfzehnten haben uns die letzten Wachteln und die letzten Staare verlassen; einige Tage später erblickt man auch keinen Wachtelkönig mehr. Dann sieht man die Sperber in Truppen von zwölf bis fünfzehn mit einander nach wärmeren Himmelsstrichen ziehen. Auch kommen in der Mitte dieses Monats Flüge der Schlag-, Holz- und Turteltauben aus den Alpenwäldern, wo sie genistet haben, durch den Schnee vertrieben, in die Ebene; aber nach wenigen Tagen verlassen sie dieselbe mit den einzelnen Thieren ihrer Arten, die gleichzeitig von Norden hergekommen sind, um in

südlichere Länder zu ziehen. Zu gleicher Zeit beginnt der Zug der Waldschnepfen nach Süden, der gewöhnlich bis zum fünfundzwanzigsten November dauert. Die Wiesen sind dann mit weidenden Kühen bedeckt, zwischen deren Füßen die gelben Bachstelzen furchtlos herumlaufen.

Die Sing- und Weindrosseln, die nach der Weinlese sich von Wachholder- und anderen Beeren nähren, ziehen nun auch bald ab und werden durch die Wachholder- und Misteldrosseln ersetzt; diese beide Drosselarten sind wilder als jene und bringen den Winter auf dem Lande zu. Im Spätherbste sieht man zuweilen auch ganze Legionen von Krähen von Norden nach Süden ziehen, die oft einen ununterbrochenen Zug von einem Punkte des Horizonts bis zu dem entgegengesetzten bilden. Ein solcher Zug gleicht dem Zuge einer Armee; sie scheinen dabei in besondere Haufen getheilt zu sein, welche sämmtlich der allgemeinen Bewegung folgen, wobei sie die Luft mit ihrem wiederholten Gekrächze erfüllen. Erhebt sich irgendwo auf einer Wiese ein einziger hoher Baum, so nimmt der Vortrab des Zuges seinen Sitz auf den entblätterten Aesten und kündet durch sein Geschrei an, daß er einen Ruheplatz gefunden, worauf die übrige Schaar sich ungesäumt dahin begibt. Da aber der einzige Baum nicht alle die Vögel zu fassen vermag, so setzen sich viele auf die Erde und suchen Schnecken und Würmer für ihre Nahrung. Doch nicht lange, so wird das Zeichen zum Aufbruch gegeben; augenblicklich erhebt sich die ganze Schaar mit lautem Geschrei, und in Kurzem ist sie dem Auge entschwunden.

Die Züge der Zugvögel sind unglaublich zahlreich. Ein Reisender sah einst im April drei Züge von Störchen, die aus Aegypten zurückkehrten. Jeder dieser Züge brauchte drei Stunden zum Vorüberziehen und nahm eine Strecke von einer halben Meile in der Breite ein. Die Schnelligkeit, mit welcher die Zugvögel ihre Reise vollenden, ist erstaunenswürdig. Man hat berechnet, daß sie bei einem Fluge von sechs Stunden 200 Meilen zurücklegen, wobei also viel Zwischenzeit am Tage und die ganze Nacht zum Ausruhen übrig bleibt. Nach dieser Berechnung würden sie in acht bis zehn Tagen sehr gut aus unsern Gegenden bis unter die Linie reisen können.

Es ist nicht unwahrscheinlich, daß vorzüglich das Bedürfniß, in derselben Temperatur der Luft zu leben, das Wegziehen der Vögel

veranlaßt, verbunden mit dem eigenthümlichen Baue ihres Körpers. Vögel, die in unserm Klima Zugvögel sind, ziehen daher im südlichen Frankreich, in Italien und Spanien nicht weg, weil die Temperatur im Süden sich mehr gleich bleibt; dagegen sind im höhern Norden, in Schweden und Norwegen, viele Vögel Zugvögel, die bei uns Standvögel sind und also niemals wegziehen, folglich unsern Winter ertragen können. Kommen diese Fremdlinge aus dem Norden zu uns, so bleiben sie selten und ziehen, nachdem sie einmal ihre Heimat verlassen haben und auf der Wanderung sind, noch weiter südlich, wie z. B. die Dohlen. Diese kommen im Herbste in zahlreichen Schaaren bei uns an, streifen mit unsern Dohlen eine Zeitlang herum und ziehen weiter, wenn der Winter eintritt. Man hat bemerkt, daß sie die bei uns einheimischen Dohlen zum Mitziehen anlocken, doch ohne Erfolg, so daß diese durch eine natürliche Liebe zu ihrer Heimat zurückgehalten werden.

Dieß Wandern der Vögel von Norden nach Süden findet auf beiden Halbkugeln der Erde auf gleiche Weise statt, in Amerika wie auf dem alten Kontinent. Mit Sicherheit haben die Naturkundigen uns noch keinen Aufschluß über die Wanderungen geben können. Daher wissen wir auch nur von wenigen unserer Zugvögel, wo sie überwintern, und eben so wenig, ob sie die Reise ununterbrochen, d. h. so fortsetzen, daß sie unterwegs nur die nöthige Ruhe und Nahrung genießen, oder ob sie lange verweilen und Streif- und Querzüge machen; wie sie dort leben, ob einzeln oder in Gesellschaft; ob sie singen u. s. w. Dürfen wir indeß aus ähnlichen Erscheinungen, die wir vor Augen haben, einen Schluß ziehen, so mögen die von uns nach Süden gezogenen Vögel sich dort wohl eben so benehmen, wie die Ankömmlinge aus Norden bei uns, die sich als Gäste im Winter bei uns aufhalten. Sie leben unstät, streifen aus einer Gegend in die andere, schlafen und fressen da, wo sie es am besten dünkt, gesellen sich auch wohl zu den einheimischen Vögeln, wie z. B. der Bergfink, besuchen mit ihnen als willkommene oder beschwerliche Gäste sehr zudringlich die Bauernhöfe, Landstraßen und Getreidehaufen und ziehen zurück, wenn eine mildere Luft auf eine uns unbegreifliche Weise sie wieder nach Norden hinlockt.

Zur Zeit der Wanderung regt sich selbst bei eingesperrten Vögeln der Wanderungstrieb; sie werden unruhig, flattern, besonders

des Nachts, im Käfig herum und zeigen deutlich, daß die Temperatur der Luft, ob sie gleich in warmen Zimmern und im Ueberflusse leben, dennoch unwiderstehlich auf sie einwirkt.

E. P. Wilmsen.

52.

Der Hohenstaufen.

In der Mitte Schwabens, fast gleichweit vom Rhein, Lech und dem Bodensee entfernt, erhebt sich der Hohenstaufen, ein kegelförmiger Berg, auf dessen Gipfel einst das Stammhaus der schwäbischen Herzoge und vieler deutscher Kaiser gestanden war. Er beherrscht die Gegend und die umliegenden Berge, wie die mächtige Kaiserfamilie, die einst hier wohnte, das Land und seine Bewohner umher beherrscht hat. Der nackte Gipfel des Berges gewährt eine herrliche Aussicht. Gegen Süden erblickt man die rauhe schwäbische Alp mit ihren grünen Bergen und hohen Felsen; hinter ihr zeigen sich in weiter Ferne, wie Wolken am Horizont, die Schneegebirge Tyrols und Helvetiens. Gegen Westen erblickt man die schönen Gegenden, die der Neckar durchströmt, das reiche württembergische Unterland, den Schwarzwald, und dem Auge nur bei dem hellsten Himmel sichtbar, die Berge Lothringens. In einem schönen Halbkreise von Nordwest bis Nordost, von der Mündung des Neckars bis zum Ausfluß des Lechs begrenzen die schwarzen limburgischen und fränkischen Waldungen den Horizont und verhindern die weitere Aussicht. Dieß sind die äußersten Linien des Kreises, von dem dieser Berg der Mittelpunkt ist.

Aber innerhalb dieses Kreises, welch herrliche Landschaft, welch schönes Gemälde! welche Abwechslung von Thälern und Bergen, von Wäldern, Fluren und Flüssen! welche Menge von Höfen, Dörfern und Städten, die überall, bald mehr, bald minder versteckt, mit ihren Thürmen und Dächern einen so freundlichen Anblick gewähren! Ganz nahe, am nördlichen Fuße des Berges liegt die Stadt Gmünd, ehemals ein Eigenthum des Hohenstaufischen Hauses, die aber nach Konradin's unglücklichem Tode eine freie Reichsstadt wurde. Nicht weiter entfernt, aber auf des Berges südlicher Seite breitet sich in einem fruchtbaren Thale das schöne württembergische

Städtchen Göppingen aus, das gleichfalls zu dem Besitzthum der Hohenstaufischen Familie gehörte. Das angenehme Gefühl, in das den Beschauer dieses lebendige Gemälde versetzt, wird getrübt bei dem Anblick so vieler in Trümmern liegenden nahen Schlösser, die sich ringsum über die niedrigen Dörfer erheben und wie Vasallen um den sie alle überragenden Hohenstaufen herumstehen. Noch mehr dringt sich der Gedanke an die Vergänglichkeit aller menschlichen Größe dem Geiste auf, wenn man den Berg selbst betrachtet; denn von dem Stammhause der Hohenstaufen ist selbst die letzte Spur verschwunden.

Einsame Ziegen weiden nun an den steilen Abhängen des Berges, wo einst der mächtige Friedrich seine Jugend verlebte. Im Bauernkrieg 1525 wurde von dem Schlosse verbrannt, was verbrennlich war. Die sieben Fuß dicke Ringmauer, zwei feste Thürme, die Thore und der Brunnen blieben stehen und standen noch im Jahr 1588, wo Crusius, ein berühmter Geschichtsschreiber jener Zeit, sie beschrieb. Nachher wurden die Steine von den benachbarten Bauern geholt, die Thürme niedergerissen und der Brunnen verschüttet. Sie suchten Schätze und fanden Menschenknochen, die sie verschleuderten. Die Natur selbst scheint zu trauern über den Untergang der großen Familie, die hier ihren Wohnsitz hatte.

Auf der südöstlichen Seite des Berges liegt das Dorf Hohenstaufen. In der alten Kirche desselben, die schon stand, als die Hohenstaufen Könige der Deutschen waren, ist eine kleine niedrige Thüre gegen den Berg zu; über derselben befindet sich ein uraltes Gemälde, welches den Kaiser Friedrich Barbarossa in eiserner Rüstung vorstellt; unter dem Bilde sind einige deutsche Verse, welche anzeigen, daß Friedrich oft durch diese Thüre in die Kirche gegangen sei. Tiefer unter dem Dorfe auf der Ebene ist ein dichter großer Wald, in welchem ein Paar alte, ganz mit Moos überzogene Eichen stehen; sie sollen aus den glanzvollen Zeiten des Hohenstaufischen Geschlechts die einzigen Ueberreste sein. Wie dem auch sein mag, nach einem so oft wiederholten Wechsel von Geschlechtern, Zeiten und Reichen schaut man mit wohlthuendem Gefühl eine Creatur, einen Eichbaum an, der alle diese Wechsel überlebt hat, und der dem stolzen Sterblichen die Kürze der ihm zugemessenen Zeit vorrückt und ihm zu sagen scheint: „Dien Leben währet 70 Jahr,

und wenn's hoch kommt, 80 Jahr, und wenn's köstlich gewesen ist, so ist's Mühe und Arbeit gewesen." S. Erhard.

53.

Die Steinbrüche von Solenhofen.

Wenn du einmal, lieber Leser, auf einer Ferienreise gerade nichts Anderes zu thun hast, als Werke von Menschenhand mit den Werken des Schöpfers zu vergleichen, und auf der Heerstraße zwischen Nürnberg und Augsburg an die Brücke gekommen bist, welche in Dietfurth über die Altmühl führt, so rathe ich dir, den Staubweg auf einen Tag zu verlassen, und auf den Wiesen am linken Ufer dieses Flusses ohne Führer, den du nicht brauchst, immer zuzugehen.

So wirst du nach einer halben Stunde, wenn du ein rüstiger Wanderer bist, den Römerthurm sehen, welcher mitten unter den Ruinen des Bergschlosses von Pappenheim allein keine Ruine, und mit einer guten, neuen Stiege versehen ist, so daß du ihn mit leichter Mühe besteigen kannst, was er nicht allein wegen seiner Bauart, sondern auch seines ehrwürdigen Alters halber verdient. Auf seiner mit einer Brustwehr umgebenen Zinne stehen festgewurzelte Föhren und Fichten, in deren Schatten sich dein Auge, wie du willst, in den Windungen des Flußthales oder in dem Dunkel der entschwundenen Jahrhunderte verlieren kann. Ja, hätte dieser gewaltige Thurm, durch Römerhände auf seine Grundfelsen gestellt, einen Rückblick in die Jahrhunderte, welche er anbrechen und untergehen sah, und eine Zunge, um zu verkünden, was er erlebte, er würde ein größeres Auditorium haben als unser erster Historiker. Denn er stand schon, als nicht fern davon der Sohn des kleinen Pipin in seiner Fossa den ersten mißlungenen, aber noch immer sehr sichtbaren Versuch machte, die Donau mit dem Rhein zu vermählen, und ihnen die Altmühl, die Rednitz und den Main zur Brautsteuer zu geben; — er blieb stehen, während allmählich die Burg und die Stadt um ihn her entstanden, wie Krystalle an einem festen Gegenstand nach und nach anschießen; er überlebte alle die Pappenheimischen Reichserbmarschälle, welche volle achthundert Jahre Germaniens Banner zu tragen die Ehre hatten und mit Ehren getragen haben; er — al=

lein spottete der Schwedischen Kugeln, während von ihnen die Ringmauern der Burg zum Theil niedergelegt wurden; — er blieb stehen, als das Gebäude des Deutschen Reiches zusammenstürzte, das er von Karl dem Großen bis zu Franz dem Zweiten in seiner Jugendkraft und in seiner Altersschwäche gekannt hat.

In östlicher Richtung von dem Thurme dehnt sich eine weite Bergebene aus, auf der hin und wieder große Begräbnißplätze sind. Der Wanderer sieht zwar dort keine Kirche, welche mit Grabhügeln umgeben ist, kein Kreuz, das nach Golgotha hinweist, sondern nur Waldwiesen, niedere und vom Wild benagte Haselstauden, alte, einzelne Eichen mit Riesenarmen, und zwischen ihnen da und dort nur wenig sich erhebende und mit Gras und Moos überwachsene Steinhaufen, und doch wandelt er über Gottesäcker. Aber die Saat, welche hier liegt, wurde schon vor mehr als tausend Jahren eingelegt. Denn unter diesen Steinhaufen fand der Alterthumsforscher außer halb verwesten Knochen auch andere Dinge, welche Liebe oder Herkommen zu den Schlummernden legten, und die alle auf eine uralte Zeit hinweisen, als Ohrgehänge, Armringe, Agraffen, Werkzeuge, Waffen von Erz und Eisen. Daß man da noch keine Schmucksachen von Silber und Gold, sondern höchstens nur von Bernstein herausgrub, ist eben ein Beweis, daß hier kein reiches Juvavium — Salzburg — sondern nur eine Ansiedelung von armen Deutschen, gewiß nicht von Römern war. Es gewährt ein Vergnügen eigener Art, einen solchen alten Grabhügel zu öffnen, zuerst die obersten großen Steine hinwegzunehmen, und dann eine armlange Nadel von unbekannter Bestimmung, oder einen grün angelaufenen Ring, der seine Armknochen noch fest umschließt, oder deß etwas zu finden.

Doch muß man oft neun leere Hügel mühsam öffnen, bis man in dem zehnten etwas findet, und deßwegen rathe ich dir, lieber Leser, auf Ausgrabungen von so unsicherem Erfolg keinen Tag zu verwenden, sondern die bereits ausgegrabenen Stücke in der Antiken-Sammlung zu Pappenheim zu besehen, und dich dann unverzüglich mit einem Führer auf den Weg nach Solenhofen zu machen. Dieser Weg führt an dem Tochterkirchlein von Uebermatzhofen vorüber, vor deren Pforte ein Stein, ich möchte sagen, ein steinernes Räthsel, steht, welches die Vorzeit dem vorüberziehenden Pilger zum Auflösen hingestellt hat. Wenn es, wie man fast allgemein vermuthet,

wirklich ein Opferstein unserer heidnischen Vorältern gewesen ist, so hätte man ihm, dem ausgedienten Götzenaltare, keine angemessenere Stelle anweisen können, um das Sonst dem Jetzt, die Finsterniß des Heidenthums dem Lichte des Evangeliums recht anschaulich und abstechend gegenüberzustellen.

Eine Viertelstunde hinter diesem Denksteine, der auf der einen Seite mit einem seichten Kreuze und auf der andern mit einem halbverwischten Dreieck versehen ist, liegt der Hermannstein, ein schmales, enges Felsenthal, das ich Jedem empfehle, welcher zuweilen das Bedürfniß fühlt, sich dem lauten Markte des Lebens zu entwinden und allein zu sein. Denn der Einsiedler auf dem Pilatus der Schweiz, der Eremit unter den Cedern des Libanon, der Anachoret auf einer Oase der weitausgedehnten Sahara hat kein stilleres, heimlicheres und dem Nachdenken günstigeres Plätzchen gefunden, als diese windstille Bucht ist. Hierherein blickt kein Thurm und keine Menschenwohnung, hoch über sie weg schweben die Töne der Kirchenglocken, durch sie führt kein betretener Weg. Hier steht der Wachholderbusch des Propheten, und der Rabe auf der hohen Föhre erinnert an seinen Speisemeister, ja, wie die Casa Santa nach Loreto, so scheint dieses kleine, tiefe und abgeschiedene Thal aus der Umgebung von Nazareth hierher versetzt worden zu sein.

Doch kaum haben wir einige hundert Schritte jenseits dieses Thales zurückgelegt, so hallt uns schon ein seltsames Tönen und Klingen entgegen. Der vorausschreitende Führer ermuntert uns zu größerer Schnelligkeit, und wir stehen auf einmal, unter überhangenden Buchen und aus einem Hohlwege hervortretend, an den Steinbrüchen von Solenhofen, welche denen von Syrakus an Berühmtheit nicht nachstehen. Vor uns liegen Steinwälle, wie sie vielleicht keine Festung der Erde aufzuweisen hat, die ungeheure Schütt, an deren äußerstem Rande von Augenblick zu Augenblick Arbeiter erscheinen und unbrauchbare Schiefertrümmer aus ihren Schiebkarren in die Tiefe hinabgleiten und hinabrollen lassen, so daß ein wundersames, vom Echo vervielfältigtes Dröhnen und Klingen entsteht. Wir aber klimmen den schmalen Pfad hinan, der sich an einem altergrauen und verwitterten Theile des Riesenwalles hinaufwindet, und meinen, oben angekommen, plötzlich in eine Winterlandschaft versetzt zu sein, so blendend ist der Kalkschiefer, und so

wenig gestattet hier der Mensch, daß die Natur ihr grünes Gewand über die nackten Trümmer werfe. Ein kleines Dorf von niederen aber freundlichen Hütten, die nicht undeutlich an die Alpenwelt erinnern, nimmt uns in seine breite Gasse auf. Und da wimmelt und schafft es wie in einem Ameisen- und Bienen-Staat. Der Eine schleift Platten, welche vielleicht in einem Jahre schon in London oder Algier, in Petersburg oder New-York unter der Presse des Steindruckers liegen, — der Andere gibt Pflastersteinen, welche einmal in Wien oder Constantinopel gelegt werden sollen, die bestellte Form, — ein Dritter meiselt mit geübter Hand hebräische Buchstaben in den Grabstein eines Israeliten, — ein Vierter ladet einen Lastwagen, der seine Last bis zur Donau oder zum Ludwigskanal tragen soll. Niemand steht müßig, weder Mann noch Weib, weder Knabe noch Mägdlein. Nur in den Ruhestunden stellt oder setzt sich Alles in Gruppen, wie in den welschen Dörfern am Sonntage, und beschäftigt die ausgeruhten Kinnladen mit Essen und Plaudern. Abends aber, wann tief unten im Dorfe bald die Vesperglocke geläutet wird, schließen sich alle Thüren der Werkhütten, und Alles zieht den schmalen Fußsteig hinab, es den tausend und aber tausend Steinen überlassend, durch ihre Schwere ihre Hüter zu sein.

Doch nicht in, sondern hinter den Hütten, dort wo es wieder so seltsam klingt und tönt, ist das eigentliche Ziel unserer Tagfahrt. Denn was in den Hütten in's Feinere gearbeitet wird, gräbt und hebt man hinter denselben aus dem Schooße des Berges; dort liegen noch die Denktafeln der großen Revolution übereinander, wie sie des Schöpfers Hand für die späteren Geschlechter aufgeschichtet hat. Ausgegrabene Abgründe und schmale, wankende Stege darüber liegen zwar vor uns, aber nur muthig hinüber! sehr steile Absätze, aber nur unerschrocken hinauf! denn mit nichts zu vergleichen ist die Aussicht über das Ganze; — über das Gehen und Kommen, das Heben und Hämmern der Arbeiter, über die schmalen Brücken, die tiefen Gruben, die rollenden Steine der obersten Schicht, über die einzeln stehen gebliebenen Reste, welche den Ruinen verfallener Burgen gleichen. Was für eine reiche Quelle fließt hier der Betriebsamkeit und dem Fleiße, welche Schätze entdeckt hier der Naturforscher, wie laut sprechen hier Steine zum Lobe des Allmächtigen! Zwischen den Platten, die sich durch die Hebel der Bergleute von

einander thun, erscheinen Thiere, die vor Jahrtausenden lebten und dann aus der trüben Flut in den noch weichen Niederschlag versanken, — Libellen mit ausgespannten und unverkrüppelten Netzflügeln, als wären sie von der geübten Hand eines Sammlers gelegt worden, — Fische, von einem Zoll bis zu sechs Fuß in der Länge, mit glänzenden Schuppen und ruderfertigen Flossen, — Krebse mancherlei Art, — Schalthiere, ganz und auseinander geschoben, — Exemplare, die nicht klar zu deuten sind, und über welche die Gelehrten sich streiten. Menschen konnten nicht Zeugen sein von jener gewaltigen Ueberschwemmung, darum hat ihr der Ewige außer seinem Worte auch steinerne Denkmale gesetzt. Diese bringen nun die Postdiluvianer nach und nach an den Tag, staunen sie an und suchen nachsinnend die Räthsel der Urzeit zu lösen.

So oft ich aber auch noch diesen Steinbruch sonder Gleichen im ausgedehntesten Sinne des Wortes besuchte, vermißte ich, was auch du, lieber Leser, vielleicht noch vergebens suchen wirst, wenn du nach Solenhofen kommst, nämlich ein Denkmal gesetzt dem Gedächtniß des Aloys Sennefelder, dem die Welt die so unschätzbare Erfindung der Steindruckerei, und Solenhofen den so vortheilhaften Absatz seiner schönsten Schiefertafeln verdankt.

Doch genug! Du hast, lieber Leser, eine volle Stunde zurück zum Nachtquartier in Pappenheim, und sollst nicht auf dem nächsten Wege, sondern über Solenhofen zurückkehren. Wir steigen aber nicht sogleich ganz hinab in das Dorf, sondern begeben uns etwas von dem gewöhnlichen Pfade ab, und lassen uns in dem Schatten der überhangenden Felsen nieder, die sich über der Höhle des längst entschlafenen Sola aufthürmen. Von hier aus schauen wir auf die weißen und grauen Dächer des freundlichen Ortes an den beiden Ufern der Altmühl hinab und über eilf Jahrhunderte in die graue Vorzeit zurück. Denn Solenhofen hat auch seine Geschichte, und zwar eine, die auf Urkunden bis zum Jahr 794, also weiter als die von Nürnberg, zurückgeht. Denn in diesem Jahre starb Sola, ein Engländer und Jünger des Apostels der Deutschen, nachdem er unterhalb einer Quelle und hart am Ufer der Altmühl ein Benediktiner-Kloster gegründet hatte, das später von Kaiser Ludwig dem Frommen, von dem Abt Rabanus zu Fulda und einigen Grafen zu Truhendingen bereichert wurde. Der Markgraf Georg von Branden-

burg-Onolzbach säkularisirte aber das Kloster, der letzte Propst desselben, Willibald Zeller, trat in die evangelische Kirche über, und von Sola's Zeit ist außer den Felsen seiner Höhle wahrscheinlich nichts mehr übrig als eine verfallene Halle im byzantinischen Stil.

Doch ja, was ich beinahe vergessen hätte, auch das Propstei-Insiegel existirt noch unversehrt, und dieses führt einen Esel und vor ihm einen von ihm geschlagenen und zu todt gebissenen Wolf. — Lieber Leser, die guten Haselnüsse an den südlichen Abhängen unserer Altmühl-Berge sind noch nicht reif: nimm statt einer derselben dieses Siegel zwischen deine guten Zähne, und wenn du die Nuß aufgeknackt hast, so sage es mir. K. Stöber.

54.

Der Rheinstrom.

Der Deutsche mag wohl auf seinen Rheinstrom stolz sein! Nicht auf seine Größe; viele andere Ströme, selbst europäische, übertreffen ihn weit an Länge, Breite und Wasserfülle, an kolossaler Ausdehnung ihres Gebietes; nicht Einem aber ist ein so edles Ebenmaß beschieden, so richtige Verhältnisse, so vollständige Entwickelung; nicht Einer sieht an seinen Ufern auf gleiche Weise Kunst und Natur, geschichtliche Erinnerung und lebendige Gegenwart vereint. In dem erhabensten und herrlichsten Mittelgebiete des mächtigen Alpengürtels hangen an himmelhohen Felsgipfeln mehr als dreihundert Gletscher, welche dem Rheinstrom ihre vollen, tobenden Gewässer zusenden. Wo sie aus dem Gebirg hervortreten, da beruhigen und läutern sich diese ungestümen Alpensöhne in etwa fünfzehn der größten und schönsten Seen, — unergründlichen, smaragdenen Becken, hier von unerklimmbaren Felsen eingeengt, dort von Rebenhügeln und grünen Matten umkränzt; Einer fast, wie das Meer, unabsehbar. Krystallhelle Fluten entströmen diesen Seen in raschem, doch schon ruhigerem Lauf. Bald in Einem Bette vermischt, wogen sie mächtig und friedlich dahin, durch lachende Fluren, an stattlichen Schlössern, hohen Domen, kunstreichen, belebten Städten vorbei, denen sie reiche Lasten zuführen. Hohe Waldgebirge winken lang aus

blauer Ferne, spiegeln sich dann in dem herrlichen Strome, bis er die weite, schrankenlose Ebene betritt und nun dem Schoße des Meeres zueilt, ihm mächtige Wasserspenden zu bringen und sich dafür in seinem Gebiete ein neues Land zu erbauen. An den Wiegen des Rheins erklingen die Gesänge armer, aber freier und froher Hirten; an seinen Mündungen zimmert ein ebenso freies, dabei reiches, kunstsinniges, gewerbfleißiges, unternehmendes Volk seine schwimmenden Häuser, welche die fernsten Länder und Meere beschiffen und einst beherrscht haben. Wo ist der Strom, der eine Schweiz an seinen Quellen, ein Holland an seinen Mündungen hätte? den seine Bahn so durch lauter fruchtbare, freie, gebildete Landschaften führte? Haben andere weit größere Wasserfülle und Breite, so hat der Rhein klare, immer volle, fast gleichbleibende Fluten, so ist seine Breite gerade die rechte, hinreichend für Floß und Schiff, für allen Verkehr der Völker, und doch nicht so groß, daß sie die beiden Ufer von einander schiede, daß nicht der erkennende Blick, der laute Ruf ungehindert hinüber reichte. Mächtig und ehrfurchtgebietend, erscheint er als ein bewegter Wasserspiegel in den heitersten Rahmen gefaßt, nicht als eine wässerige Oede mit nebligen Ufern. Der Rheinstrom ist recht eigentlich der Strom des mittleren Europa's. An seinen alpinischen Quellen begegnen sich Burgund, Italien, das südliche Deutschland. Seine oceanische Niederung schiebt sich zwischen den Norden Frankreichs und die Ebenen des alten Sachsenlandes ein und führt zu den britischen Inseln hinüber. Aus der schönen Stromebene des mittleren Rheins, einem bergummauerten Central-Gebiet, führen natürliche Wasserstraßen durch lange, enge Felsenthore zu reichen, herrlichen Landschaften, tief in das innerste Deutschland und Frankreich hinein. Die Mosel auf der linken, der Main auf der rechten Seite verbinden Franken und Lothringen. Der Rheinstrom selber aber und seine Ufer sind die große Handels- und Reisestraße zwischen Süden und Norden, zwischen Holland und der Schweiz, England und Italien, die eine immer größere Bedeutung erhält, je inniger und lebendiger die Berührungen aller Art zwischen den verschiedenen Gliedern des europäischen Staatensystems werden.

G. B. Mendelssohn.

55.

Gletscher und Lawinen.

Wenn in den höchsten Thälern der herabfallende Schnee sich gesammelt, durch einzelne Regenschauer und die Einwirkung der Sonnenstrahlen bei nachfolgender Kälte in Eis verwandelt hat, so entstehen die Gletscher daraus. Die Masse des obern Theils derselben ist unten dichter, oben lockerer, und über der lockeren Schneemasse befindet sich eine erhärtete Eiskruste. Weiter herabwärts bestehen sie aus Eis mit unebener, wellenförmig gestalteter Oberfläche, und sehr langen, breiten und tiefen Spalten, welche mit Schnee überdeckt und daher für die Reisenden höchst gefährlich sind. Schon Mancher hat in solchen Spalten seinen Tod und sein Grab gefunden. Auf abhängigen Stellen zerbricht das Eis, glitscht eine Strecke herab, und dann bildet es unordentlich aufgehäufte Eismassen. Auf einzelnen Eisblöcken liegen aber auch nicht selten Felsenstücke, welche diese Blöcke gegen das Schmelzen schützen. Wegen jenes Herabglitschens reichen die untersten Enden der Gletscher bis an die fruchtbaren Wiesenthäler.

Oft entstehen auf den Gletschern unten im Eis große Höhlungen, aus denen Bäche hervorschießen. Alsdann bildet sich oben eine Eisbrücke, die nicht selten 100 und mehr Fuß breit ist. Die von den Bergen herunterstürzenden Bäche bringen oft eine ungeheure Menge Sand und Steine mit, welche bisweilen viele Häuser so bedecken, daß man auf dem über diesen Häusern hingehenden Schutte Fahrwege anlegen kann. Zuweilen entstehen auch ungeheure Seen, die von eben so ungeheuren Eisdämmen umgrenzt sind. Laufen diese Dämme über, oder schmelzen sie durch Wärme, so können daraus sehr gefährliche Ueberschwemmungen entstehen.

Sehr große Gefahr bringen oft die Lawinen oder Schneelähnen, d. h. von den Gletschern herabrollende Schneehaufen, welche zu einer furchtbaren Größe anwachsen können, und oft nicht blos einzelne Menschen, sondern auch Häuser, ja ganze Dörfer bedecken und wegreißen. Besonders werden bisweilen zu der Zeit, wo das ganze Gebirge mit frischem Schnee bedeckt ist, kleine Schneeschollen von dem Winde über den Rand der Gletscher und Schneebänke hinweggetrieben. Diese rollen dann von dem Abhange des Bergs her-

unter und nehmen im Fortwälzen immer an Größe zu. Mit der Vergrößerung derselben wächst auch die Gewalt des Druckes, den sie auf Alles, was ihnen im Wege ist, ausüben; sie reißen es mit sich fort, oder treiben es vor sich her, bis sie endlich selbst auf einer horizontalen Ebene liegen bleiben. Solche Lawinen werden, wegen ihres Hinschlüpfens über die scharfe Kante des Gebirges, Schneeschlupfen, und wegen ihrer Abhängigkeit von dem Winde, der ihrem Falle den ersten Anstoß und die erste Richtung gibt, Windlawinen genannt.

Die Schlaglawinen oder Schneebrüche, welche eine weit schnellere Bewegung haben, sind ungeheure Schneemassen, die sich von dem Gipfel eines hohen Gletschers oder von dem Rande einer Schneebank losreißen, entweder nach langem Ueberhängen durch ihr eigenes Uebergewicht, oder durch heftige Winde. Letztere vollbringen die Ablösung auf einmal mit der größten Gewalt und mit donnerähnlichem Krachen. Die abgesprengte Masse pflegt dann in weitem Bogen hinausgeschleudert und mit schrecklicher Wuth niedergestürzt zu werden. Sie entwurzelt nicht blos Bäume, sondern zerschmettert bisweilen Felsen, stürzt Hügel nieder, verschüttet ganze Dörfer u. dergl. Weil diese und die vorhergehende Art von Lawinen vorzüglich im Winter vorkommen, so nennt man sie auch wohl Winterlawinen.

Die Sommerlawinen, ihrer Zerstäubung wegen auch Staublawinen genannt, haben die größte Aehnlichkeit mit den Schlaglawinen. Auch sie stürzen in Sprüngen nieder, aber nicht so gewaltsam. Man hört ein schmetterndes Krachen, wie von einem abgefeuerten Geschütze, dessen warnender Schall von Thal zu Thal widertönt. Alsdann zeigt sich in der Höhe der Schneefall, der an dem ersten Felsen, worauf er fällt, sich bricht und nun zum Theil zerstäubend wie ein weißer Strom von Stufe zu Stufe weiter geschleudert wird. Dabei umgibt ihn jedesmal eine neue Staubwolke. Ein vor ihm hergehender starker Luftzug streut seinen Schneestaub in beträchtlichen Entfernungen aus; der Kern der stürzenden Masse aber behält bis zur untersten Stufe Kraft genug, die Luft mit ungeheurer Gewalt fortzustoßen. Diese Gewalt wird oft im Thale noch gefährlicher; sie reißt da zuweilen Hütten nieder, stürzt Menschen und Thiere zu Boden 2c. Bei warmen Westwinden sieht

man oft mehrere Staublawinen hinter einander vom Gebirge herabstürzen.

In den Alpen gehören solche Schneefälle zu den furchtbarsten Gefahren, welche dem Menschen drohen. Deßwegen sucht man sich da auf mancherlei Weise vor ihnen zu sichern. So vermeidet man jeden Anlaß zu einer Lufterschütterung, um nicht den Ausbruch schon vorbereiteter Stürze zu beschleunigen, welche vielleicht nur den letzten Anstoß erwarten. Diese Vorsicht wird so weit getrieben, daß die Pferdetreiber soger die Glöckchen oder Schellen der Saumrosse verstopfen, daß sie selbst keine Stimme von sich zu geben wagen, daß sie aber, ehe sie sich der gefährlichen Stelle nähern, eine Pistole abfeuern, um durch den Knall die etwa zum Fall geneigte Schneemasse noch vorher zum Herabstürzen zu bringen. Auch suchen sie, wo möglich, am frühesten Morgen, ehe die Tageshitze wirksam wird, daselbst vorüber zu kommen. An denselben Orten sind Höhlen in das Gebirge hineingearbeitet, welche dem Wanderer eine Zuflucht öffnen, wenn ihn ja die Staublawine überraschen sollte. Der erstickenden Kraft ihrer Luftströme sucht man dadurch auszuweichen, daß man ihnen den Rücken zukehrt.

Man unterhält übrigens in Gegenden, die vornehmlich von Wind- und Schlaglawinen bedroht werden, die Wälder am Gebirge mit größter Sorgfalt, weil sie eine mächtige Vormauer gegen ihre Ueberfälle ausmachen. Auch hat man an einigen Stellen künstliche Mauern angelegt, welche den verdächtigsten Stellen einen Widerstand entgegensetzen, um die herunterstürzeude Schneemasse im Fallen aufzuhalten und zu vertheilen. Für die Wohnungen der Menschen aber sind in der Regel solche Plätze gewählt, denen vorspringende Flächen am Gebirge, Wälder oder ähnliche Schutzwehren, die meiste Sicherheit versprechen.

Die Fluglawinen, welche im Winter den Weg über die Schneegebirge sehr beschwerlich und gefahrvoll machen, pflegen ihre größte Gewalt auf hohen, mit Schneegipfeln umgebenen Bergrücken zu zeigen, von wo aus sie sich auch zuweilen weiter verbreiten. Den frischen Schnee solcher rauhen Höhen raffen heftige Wirbelwinde in ungeheurer Menge zusammen und jagen ihn in wolkenähnlichen Zügen von einer Stelle zur andern, verwandeln Seen und tiefe Schlünde in kurzer Zeit in Hügel, verschütten den Weg

und begraben selbst die hohen Stangen, die in gewissen Abständen zur Bezeichnung der Straßen aufgestellt sind, oder reißen sie auch wohl nieder. Begraben auch die trüben Schneewirbel den Reisenden nicht, so umringen sie ihn doch von allen Seiten, gestatten ihm kaum, auf wenige Schritte vor sich hin zu sehen, und überziehen ihn sogar mit einer Schneerinde, die von Zeit zu Zeit schalenweise abfällt, um sogleich durch eine neue ersetzt zu werden. Der Sturm, der diesem nicht flockigen, sondern körnigen Schnee folgt, gibt seinen härtlichen Körnern eine solche Gewalt, daß sie einen stechenden Schmerz, Röthe und Geschwulst auf der Haut erregen, wenn man sich nicht überall mit einem Ueberzuge versieht. Die kundigsten Wegweiser sind nicht immer gewiß, die Bahn zu treffen und den überschneiten Schlünden auszuweichen, aus denen man nie wieder herauskommt. Die sichersten Führer sind noch die Maulthiere, welche an den gangbarsten Straßen, z. B. an dem Mont Cenis, zum Uebersetzen der Reisenden gehalten werden; sie verrichten ihren täglichen Gang über das Gebirge, beim Sturme und bei ruhiger Luft, in unverrücktem Gleichgewicht.

In den von frischem Schnee entstandenen Windlawinen erhalten die davon ergriffenen Menschen eher und länger das Leben, als in den Schlaglawinen. Denn jene sind lockerer und luftiger; diese hingegen fester und dichter. Unter den letztern erstickt daher der Mensch leichter, während er unter den Windlawinen sich etwas bewegen, wenigstens etwas Schnee vom Munde hinwegbringen kann, um Athem zu schöpfen. So ist es denn wohl möglich, in dem engen und kalten Schneegefängniß über 24 Stunden lang am Leben zu bleiben, und zwar um so eher, weil die Dünste aus dem Körper nicht leicht verfliegen, sondern um den Leib herum sich aufhalten können. In dem Schnee der Schlaglawinen hingegen ist nicht bloß Gefahr der Erstickung, sondern auch der Zerschmetterung, weil zugleich Bäume, Holz, Steine und andere grobe oder harte Körper eingewickelt werden. Freilich können diese bisweilen dem verschütteten Menschen auch wieder das Leben retten. Kommt derselbe etwa nahe bei einem Holzstamme zu liegen, so kann er eher Luft schöpfen; denn in solcher Gegend wird nicht Alles vom Schnee ausgefüllt, vielmehr bleiben hin und wieder noch Höhlungen daselbst. Alsdann kann sich der Verunglückte oft selbst helfen. Uebri=

gends pflegen sich die nächsten Bewohner ungesäumt an solche Stellen hin zu begeben, wo soeben Lawinen gefallen sind, und zwar um so eher, wenn sie wußten, daß um diese Zeit Reisende in jene Gegend gezogen waren. Durch Graben hat man von jeher manche verschüttete Menschen noch lebend wieder gefunden.

J. H. M. v. Poppe.

56.

Ein Bergsturz in der Schweiz.

Es war am zweiten September 1806, als nach den heftigsten Regengüssen mehrerer Tage Abends um 5 Uhr, unter einem noch nie gehörten Donnern und Krachen und einer schwarzen hoch in die Luft emporwirbelnden Dampf- und Staubwolke, die oberste Höhe des Roßberges, Spitzebüel genannt, jählings zusammenstürzte. Tod und Verheerung verbreitend, Häuser und Hütten, Menschen, Herden und Bäume, Lebloses und Lebendiges mit sich fortwälzend, hatte die ungeheure Masse von Felsenschichten, Erde und Waldung sich mit der Schnelligkeit eines wüthenden Waldstromes in zwei Armen in das schöne Thal hinabgestürzt, und, auf zwei Seiten hervorbrechend, die Dörfer Busingen und Goldau, nebst dem größten Theil von Lowerz, in grauenvollen Schutt, die Mehrzahl der Einwohner aber in eine gemeinschaftliche Todesnacht begraben. Zahlreiche Hütten friedlicher Hirten wurden von der fortgeschobenen Kiesmasse zerdrückt, oder von ungeheuern, gleich einem Federballe fortgeschleuderten, Felsenstücken mit unbeschreiblicher Gewalt zermalmt und zerschmettert. Neue Felsenberge sah man in demselben Augenblicke sich aus der Tiefe emporthürmen. Große uralte Tannenwälder rissen sich von dem Abhange des sinkenden Berges los und versanken tief unten im Thal, ohne nur eine Spur übrig zu lassen. Noch andere gewaltige Massen hatten sich durch die ganze Breite des Thales hoch an dem Abhange des gegenüber liegenden Rigi-Berges hinaufgewälzt, oder waren wie Bälle über die Häuser und Bäume hinweggeschleudert worden. In Goldau selbst sahen mehrere Einwohner die Unglück drohende Masse von der Spitze des Roßberges sich losmachen und heranbewegen, als plötzlich von der Kapelle aus die Sturmglocke ertönte. Auf ihren furchtbaren Ruf

drängte sich Alles, was sich in der Nähe befand, in das Heiligthum mit Zittern und Zagen zum Gebete herbei. Ein Augenblick, so stürzte unter den herabrollenden Bergtrümmern die Kirche zusammen, und ein grauenvolles ungeheures Grab verschlang sie alle, Männer und Weiber, Greise und Kinder.

Während nun der eine Arm des Erdstromes Goldau und seine reizenden Umgebungen begrub, hatte der andere sich gegen Lowerz hinauf gewälzt, und bis an das Dorf und den See hinauf Alles, was er auf seinem Wege traf, entweder mit sich fortgerissen, oder unter seinem Schlamm verschüttet. Das helle Blau des Lowerzer Sees verwandelte sich plötzlich in eine widrige Leimfarbe, seine sanften Wellen in tobende Meereswogen, die nun mit reißender Gewalt gegen das Dorf Sewen hinauf sich wälzten, hier Häuser aus ihren Fundamenten hoben und sie weit von ihrer Stelle versetzten. Der See selbst, mit unzähligen Trümmern bedeckt, trieb auf seiner Oberfläche Ruinen von Wohnungen und Ställen, Balken, Geräthschaften, Heuschober und Obstbäume in wilder Unordnung eines allgemeinen Unterganges umher.

In Lowerz stellte sich nach dieser grauenvollen Verwüstuug Leben und Tod, die herrlichste und die ödeste Natur, die Verwirrung eines Weltunterganges und eine ungestörte ländliche Ruhe und Ordnung in einem herzerschütternden Gegensatze dar; denn der verwüstende Erdstrom war zwar bis tief in das Dorf und auf die Höhe der Kirche vorgedrungen, hatte aber hier plötzlich seine Kraft verloren, und durch dieß glückliche: Bis hieher und nicht weiter! wurden die äußersten Häuser des Dorfes wie durch ein Wunder der göttlichen Allmacht dem unvermeidlich scheinenden Untergange entrissen. Diese Wohnungen stehen nun unberührt und unbeschädigt nach wie vor zwischen schattenreichen Fruchtbäumen beisammen, und täuschen Sinn und Auge mit der Vorstellung des alten anmuthigen Lowerz. Aber, so wie man sich umwendet, und kaum drei Schritte von der lebendigen Welt, eröffnet sich der weite Schauplatz einer grauenvollen Verwüstung. Mitten unter den Ruinen, und als in einer Wüste stehend, zeigt sich der Kirchthurm, losgerissen von der eingestürzten, nicht mehr sichtbaren Kirche. Ein tiefes Schweigen ist über diese traurigste aller Einöden verbreitet. An einer Stelle balsamischer Blumenduft der nahen Alpen, und wenige

Schritte weiter der Odem des Todes aus den Gräbern des aufgewühlten Todtenackers. Um das Dach des zusammengestürzten Beinhauses und unter den Trümmern des Kirchengeräthes und der Heiligenbilder liegen die Todtengebeine umher. Einige Stücke des geretteten Venerabile schimmern an einer der übrig gebliebenen Hütten; die herausgeschleuderten Glocken stehen auf der Erde, und der Zeiger der Thurmuhr weist unbeweglich auf eilf hin.

Wunderbar war das Leben zweier Kinder, Anna Marie und Franziska, das eine nur von sechs Jahren, gerettet, die dem Erdstrome, der sich jählings über ihre Wohnung herstürzte, nicht mehr hatten entfliehen können. Indem er das Haus über ihnen zusammendrückte, überdeckte er sie so, daß sie, obgleich bei völligem Bewußtsein, und nur durch einen sehr kleinen Zwischenraum getrennt, dennoch sich weder rühren, noch einander nähern, noch irgend Hilfe leisten konnten. Unter der gewissen Erwartung des nahen Todes schlich die Nacht ihnen langsam dahin. Gemeinschaftlich hatten sie in ihrer Herzensangst gebetet, als der Ton einer benachbarten Sturmglocke, der in ihre Gruft drang, plötzlich einen Schimmer von Hoffnung in ihr Herz senkte und sie muthmaßen ließ, daß doch oben auf der Welt noch Menschen sein möchten. Gegen Morgen antwortete Anna Maria ihrer von Zeit zu Zeit sie ansprechenden Unglücksgefährtin nicht mehr. Ein sanfter Schlummer hatte die Unschuldige umfangen, aus dem sie bald wieder zum neuen Leben erwachen sollte; Franziska aber hielt diesen Schlummer für Maria's Todesschlaf und erwartete mit Ergebung den Augenblick, der auch sie in denselben versenken und eben dahin bringen sollte, wohin ihr die Kleine, wie sie glaubte, schon vorangegangen war. Unterdessen brach der Tag an, und mit ihm erschien den lebendig Begrabenen der Morgenstern des zweiten Lebens. Frühe mit der Dämmerung zeigte sich, nach einer Nacht voll Angst und Schmerzen, Maria's Vater auf den Ruinen, um nachzusehen, ob sich noch irgend eine Spur seines Häuschens entdecken lasse. Glücklicherweise war dieß nur so leicht von dem Schutte bedeckt worden, daß Franziska sogleich die Stimme des, wie sie sagte, oben auf der Welt Sprechenden erkannte. Zum Rufen selbst allzu entkräftet, ermahnte sie die nunmehr wieder wach gewordene Anna Maria, mit möglichster Anstrengung zu rufen und nicht abzulassen; der Vater sei draußen. Das

Mädchen erhob die kindische Stimme, deren geliebte Töne der Vater bald erkannte. Jetzt verlieh die Liebe seinen Armen doppelte Kraft, und die Hoffnung beflügelte seine Eile. Nicht lange, so drang zwischen den aus einander gerissenen Trümmern und dem zertheilten Schutte das Licht des Lebens mit mildem Strahle wieder hinein in die düstere Gruft der lieben Kleinen. Franziska, noch zweifelnd an ihrer Auferstehung, wankte hervor aus dem Dunkel ihres Grabes, und der treue Vater drückte die geliebten und geretteten Kinder mit stummem Entzücken an sein klopfendes Herz. H. Hirzel.

57.

Die St. Gotthardsstraße mit der Teufelsbrücke.

Kaum wird sich in dem ganzen Alpengebirge, geschweige denn in unserem Hügel= und Flachlande ein Weg finden, der so viel Großes und Schönes, so viel Liebliches und Schreckliches vereinigt und gerade durch diese Mannigfaltigkeit und Mischung so anziehend und einzig ist, als die Straße, welche von dem Vierwaldstättersee auf die Höhe des Gotthardspasses führt. Bald sieht man spiegelhelle Bäche, die an sanften Abhängen leise herunter gleiten, und in denen man nicht die geringste Bewegung wahrnehmen könnte, wenn nicht ihre Oberfläche von der Sonne erleuchtet würde; bald wieder schrecklich brausende Bergströme, die mit der Reuß, von welcher sie verschlungen werden, wetteifern, und oft in wenigen Augenblicken ihres Zorns ganze Dörfer und Häuser unwiderstehlich fortreißen. Bald entdeckt man freundliche Dörfer, oder artige Kapellen und Häuser; bald aber auch grausenvolle Wildnisse, wo man nichts als nackte und zertrümmerte Felsen sieht und nur das entsetzliche Toben der unaufhörlich von Felsen auf Felsen sich stürzenden Reuß hört, die man zur beständigen Begleiterin hat. Endlich nimmt man bald fette Wiesen, lachende Alpen, einladende Wäldchen und sorgfältig gebaute Gartenfelder wahr; dann aber auch wieder verdorrte oder verdorrende Bäume, oder frisch zerbrochene Stämme, die von heftigen Windstößen oder Lawinen wie dürre Reiser zerbrochen wurden, oder ausgerissene Tannen, die ihre Wurzeln nach dem Wege zu strecken und mit ihren stolzen Häuptern sich gegen die schäumende Reuß

hinneigen. Solche abgebrochene oder entwurzelte Tannen sind häufig mit Eisklumpen, den Resten verwüstender Lawinen oder mit Felsstücken vermischt, die durch eben diese Lawinen von den hohen Felsen abgerissen worden. Unter den Felsstücken, womit die Abhänge der Berge und das Bett der Reuß bedeckt sind, fanden wir eins, auf welchem man ein kleines Kartoffelfeld angelegt hatte.

Bei dem Dörflein Gestinen fängt der merkwürdigste und furchtbarste Theil des ganzen Weges an, der bis zur Teufelsbrücke geht und die Schöllenen genannt wird. Auf diesem Wege ist man beständig zwischen unersteiglichen Felsen eingeschlossen, deren gräßliche Nacktheit und todte Stille nur von Zeit zu Zeit durch schäumende, an ihren schwarzen Wänden herabfallende Bäche bedeckt und belebt wird. Diese Felsen rücken immer näher zusammen und lassen an manchen Stellen kaum Platz genug für die Reuß, die immer wüthender wird, je höher man kommt, und für den schmalen Weg, der oft aus der Tiefe der Reuß aufgemauert und gestützt ist. Man geht häufig über den Schutt von Bergfällen oder vielmehr Felsenfällen weg, die bisweilen den Weg auf mehrere Tage so sehr bedecken, daß er ganz ungangbar wird. An den Trümmern konnte man es deutlich unterscheiden, daß zween dieser Bergfälle, die dem Wanderer jeden Augenblick den Tod bringen können, sich vor nicht gar langer Zeit ereignet hatten; die übrigen waren viel älter, und unter diesen schien mir derjenige der merkwürdigste, dessen Spuren man diesseits der bangen Brücke sieht, wo zwischen ungeheuren Felsstücken gewaltige Tannen aufgewachsen waren. Gleich jenseits der bangen Brücke stehen nur noch einige zwergmäßige Tannen, die mehr das Ansehen von Gesträuchen als von Bäumen haben; weiter hin findet man weder Bäume, noch Gesträuche, noch Weiden mehr, sondern allein dürres Moos, womit die alten Felstrümmer bewachsen sind. Nahe bei Gestinen begegneten uns einige Kühe, die aber eben so klein und elend als die bald verschwindenden Tannen waren, und vermuthlich aus derselbigen Ursache, weil die zwischen den nackten und kahlen Felsen ersterbende Natur nicht Kraft genug hatte, ihre Geschöpfe zu einer vollkommenen Reife und Größe zu bringen. Jenseits der bangen Brücke hörten wir die Stimme keines Thieres, und sahen lange keinen Menschen mehr. Schon um fünf Uhr wehte zwischen den hohen Felsen ein so durchdringender Wind, dergleichen bei uns nur

im Winter oder spät im Herbste wehet, und ich wurde deßwegen gezwungen, über die Weste, worin ich gewöhnlich gehe, noch meinen Rock anzuziehen und zuzuknöpfen. Je näher man der Teufelsbrücke kommt, und je steiler die Felsen werden, desto gewaltsamer drängt sich die Reuß durch ihr enges und unebnes Bett fort. Nahe bei der bangen Brücke sind die beiden prächtigsten Wasserfälle, die man von Anfang an bis zur Teufelsbrücke sieht. Bei dem ersten schießen die Gewässer des Flusses dreimal hintereinander von schrägen Felswänden in tiefe Abgründe hinein, werden aber gleich wieder von nachstürzenden Wogen herausgepeitscht und zuletzt über ein hohes und gewaltiges Felsenstück hinüber getrieben, daß Staub und Wasserstrahlen nach allen Seiten emporspritzen. Alle Schrecknisse des ganzen Weges aber, die man von Gestinen an einzeln angestaunt hat, finden sich an dem Platze, wo die Teufelsbrücke über die Reuß gebaut ist, in den höchsten Graden vereinigt. Hinter sich hat man furchtbar überhangende Felsen, die in jedem Augenblick den Einfall drohen, und vor sich ungeheure Felsstücke, die Trümmer einer durch den Arm des Allmächtigen zerbrochenen Erde zu sein scheinen, und unter welchen mehrere so groß sind, daß keine menschliche Kraft sie von der Stelle bewegen könnte. Zur Linken erheben sich Felswände bis zu einer so schwindelnden Höhe, daß man nicht hinanzuschauen wagt, aus Furcht, in die unter den Füßen fortbrüllende Reuß hinabzustürzen. Zur Rechten stellt sich dem durch vier bis fünf der prächtigsten Fälle gereizten Strome eine andere Felswand entgegen, an deren Fuß die beständig anschlagenden Wellen schon tiefe Löcher ausgehöhlt haben. Mitten unter diesen großen und schauervollen Gegenständen verschwindet die kleine elende Teufelsbrücke so sehr, daß ich sie nicht eher anzuschauen würdigte, als bis ich alle übrigen Theile dieser majestätischen Scene genug beobachtet hatte. Wenn sie auch nicht an einer Stelle stünde, wo sie von den größten und kühnsten Werken der Natur gleichsam vernichtet wird, so würde sie doch unter den verschiedenen Brücken, die auf der Gotthardsstraße über die Reuß erbaut sind, höchstens die vierte Stelle verdienen, denn sie ist weder so breit, noch so lang, noch so hoch gewölbt und über die Reuß erhaben, als die bange, oder die schöne Brücke und die beim Pfaffensprunge.

Zwischen der Teufelsbrücke und dem Urnerloche, einem durch den härtesten Felsen gehauenen, achtzig Schritt langen Wege, hebt

sich die Straße auf einmal steil und beschwerlich in die Höhe. Wenn man die prächtigen Wasserfälle, welche die Reuß macht, und von denen man auf der Teufelsbrücke nur einen kleinen Theil entdeckt, recht gut sehen will, so muß man dem ersten großen Falle gegenüber an das steile Ufer hinabsteigen, wo man das ganze Schauspiel am besten übersehen kann. Mit welcher furchtbaren Gewalt die Reuß hier mehrmalen hintereinander über Felswände wegstürzt, läßt sich allein daraus abnehmen, daß man selbst auf der Straße, wo man wenigstens einige hundert Schuh über ihr Bett erhaben ist, die Dünste fühlt, in welche ein Theil ihrer Wellen aufgelöst ist. Im Urnerloch, das vier bis fünfhundert Schritte von der Teufelsbrücke entfernt sein mag, empfanden wir eine so durchdringende Kälte, daß, wenn dort auch etwas Wichtiges zu beobachten gewesen wäre, ich mich doch schwerlich daselbst würde aufgehalten haben. Alle Reisende reden mit Entzücken, wenn sie von unten herauf kommen, und mit Entsetzen, wenn sie den Gotthard hinabsteigen, von der erstaunlichen Verwandlung der Naturscenen beim Eintritt in das Urserenthal und beim Ausgang aus demselben. Auch glaube ich kaum, daß es auf der ganzen übrigen Erde eine andere Gegend gebe, wo so viele und auffallende Gegensätze natürlicher Erscheinungen durch einen so kleinen Raum von einander getrennt werden, als hier durch das Urnerloch. Anstatt daß man vorher zwischen engen und himmelhohen Felswänden eingepreßt war, blickt man beim Ausgange aus dem Urnerloche in ein offenes heiteres Thal, das mit schönen Dörfern und Kirchen geschmückt ist und den Wanderer auf eine angenehme Art ahnen läßt, daß er jetzo wieder unter glückliche Menschen komme. Anstatt daß man vorher nichts als kahle Felsen und bemooste Felstrümmer sah, weidet sich das Auge jetzt an dem erquickenden Grün fruchtbarer Wiesen und Alpen, deren Eindruck durch den glänzenden St. Annengletscher und durch die allenthalben herüberschauenden Spitzen von Schneebergen noch verstärkt wird. Anstatt endlich, daß das Ohr noch vor wenigen Augenblicken durch die zerstäubenden Fluten der Reuß betäubt wurde, nimmt man mit Erstaunen wahr, daß sie in einem ebenen von Felsstücken ganz reinen Bett ruhig und fast ohne alles Geräusch fortfließt. Selbst der kleine keilförmige Wald, der hinter dem Dorfe Urseren an dem Abhange eines Berges steht und

als eine Schutzwehr gegen die herabrollenden Lawinen als hochheilig geschont wird, trägt nicht wenig zur Verschönerung des neuen Schauplatzes bei, da man fast eine Stunde vor dem Urnerloche weder Bäume noch Gesträuche gesehen hat. H. Meiners.

58.

Beschreibung eines Seeschiffes und des Lebens auf demselben.

(Mit besonderer Beziehung auf des Entdeckers Cook Schiffseinrichtung.)

Cook hatte bei seiner ersten Weltumschiffung bemerkt, wie nützlich ihm ein kleineres Fahrzeug, als sein Schiff, bei der Untersuchung einer beträchtlichen, mit Untiefen umringten Seeküste gewesen war; ja er war überzeugt, daß, im Fall die großen Schiffe so beschädigt würden, daß die Rückkehr nach Europa in denselben zu mißlich sein möchte, dergleichen kleine Fahrzeuge sogar zur Rettung der gesammten Mannschaft dienen könnten. Demzufolge hatte man ihm auf der zweiten und dritten Reise in jedem Schiffe einen kleinen Schooner mitgegeben, dessen Holzwerk ganz fertig gezimmert war und erforderlichen Falls nur zusammengefügt zu werden brauchte. Die Masten, das Tauwerk und die Segel dieser Fahrzeuge waren ebenfalls in England mit eingeschifft worden; kurz es fehlte nur an Gelegenheit, sich ihrer wirklich zu bedienen.

Wenn man berechnet, welch einen großen Platz diese Fahrzeuge einnehmen müssen; wenn man bedenkt, daß alle Vorrathskammern mit Sachen vollgepfropft sind; daß auf dem Verdeck, zwischen dem großen und Fokmast, fünf große und kleine Boote stehen; daß die Seiten des Vorderkastells mit ungeheuren Noth- und Bugankern und ansehnlichen Strom- und Flußankern gleichsam bedeckt sind; daß der innere Raum voll vieler hundert Fässer ist, wovon allein zuweilen sechzig bis siebenzig mit Wasser, eben so viel mit Sauerkraut und ungleich mehr noch mit gepökeltem Rind- und Schweinefleisch, mit Mehl, Erbsen und Zwieback, auch viele mit Wein und Branntwein angefüllt sind; daß eine Menge Steinkohlen theils als Ballast, um das Schiff gehörig in's Wasser zu senken, theils zum täglichen Gebrauch in der Küche, im Tiefsten liegt; daß

viele Kabeltaue, jedes hundert und mehr Klafter lang, und manches von der Dicke eines Schenkels, oben im Matrosenraume befindlich sind: so erstaunt man wahrlich, wie in einem Behältniß von vierhundert und achtzig Tonnen, deren jede vier und vierzig Quadratfuß hält, noch hundert und zwanzig Menschen Platz finden; oder, wenn dieß begreiflich ist, wie sie drei Jahre lang, bei unverdaulicher Kost, bei steter Anstrengung und allem Druck der härtesten Lebensart, gesund und gutes Muthes bleiben können. Vielleicht läßt sich hier mit wenigen Worten zeigen, wie diese Besatzung in dem schwimmenden Schlosse vertheilt ist.

Drei Masten ruhen unmittelbar auf dem Kiele und streben hinter einander gerade in die Höhe. Der mittelste und vordere (Haupt- und Fokmast), jeder mit seinen zwei Verlängerungen (Mars- und Bramstangen), sind siebenzig bis achtzig Fuß hoch und unten etwa mannsdick. Der hinterste oder Besanmast ist kleiner und hat nur Eine Verlängerung (die Kreuzstange). In schräger Richtung steigt vorn über dem Schiffsschnabel das Bugspriet, gleichsam als ein vierter Mast, hervor, der ebenfalls mit einer Verlängerung (dem Klüverbaum) versehen ist. Die Masten werden durch starke Taue unterstützt, welche theils nach vorn, theils nach den Seiten hin, vom Mastkorbe heruntergehen und im ersten Falle Stage, im letztern aber, wo mehrere beisammen sind, die Wände heißen, an denen man, auf querüber gebundenen Schnüren, welche die Sprossen einer Leiter vorstellen, hinaufsteigen kann. Jede Verlängerung des Mastes trägt ein viereckiges, und jeder Stag ein dreieckiges Segel. Die Seiten des Schiffes steigen nach hinten zu ein wenig in die Höhe. Ueber dem ganzen Hintertheil liegt auf starken Balken ein Boden von Planken, der bis zum Hauptmast geht. Dieser Boden, oder in der Schiffersprache, dieses halbe Verdeck, heißt auf Kriegsschiffen das Quarterdeck oder Verdeck der Officiere. Ein ähnliches halbes Verdeck liegt auf dem Vordertheile des Schiffes zwischen dem Bugspriet und Fokmast und wird das Vorderkastell genannt. Ungefähr sechs Schuh tiefer als diese halben Verdecke geht das eigentliche Verdeck als ein vollkommener Boden durch das ganze Schiff von einem Ende zum andern. Auf dem Theile desselben, der unter das Quarterdeck geht, wohnt der Kapitain, dessen Hauptzimmer, oder die große Kajüte, das Hintertheil

des Schiffs in seiner ganzen Breite von etwa sieben Schritten einnimmt und zu beiden Seiten mit einem kleinen, bedeckten Altan versehen ist. Vor dieser Kajüte hat der Kapitäin sein Schlafgemach, ein Vorzimmer und eine finstere Vorrathskammer. Die große Kajüte ist das einzige helle Zimmer im Schiffe, indem sechs kleine Fenster, jedes ungefähr drei Schuh hoch und zwei Schuh breit, nach hintenhinaus, dicht neben einander stehen. Vor dem Eingange zur Wohnung des Kapitains bleibt der Platz in der Mitte frei, wo man auf's Quarterdeck hinauf und tiefer in's Schiff hinabsteigt; und nur zu beiden Seiten sind bretterne Verschläge für den ersten Lieutenant, den Astronomen, den Equipagenmeister und die Naturforscher angebracht, die auch in dieser Ordnung an Bequemlichkeit abnehmen, so daß die letzten einen Würfel von sechs Fuß vorstellen, wo ein Bett, ein Kasten und ein Schreibtisch nur eben noch Platz für einen Feldstuhl übrig lassen. Das Fenster dieser Kajüte ist eine Glasscheibe von sechs Zoll in's Gevierte, in einem starken Rahmen, den man aber, aus Furcht vor Ueberschwemmungen, nicht eher ausheben darf, als bis man sich den Wendekreisen nähert. Unter dem Halbverdeck des Vorderkastells hat, rechts und links, der Bootsmann und der Zimmermann seine Kajüte, und zwischen ihnen ist die Küche. Parallel mit dem Verdeck, nur etwa fünf Schuh tiefer, geht ein zweiter Boden durch das ganze Schiff, auf dessen Hintertheil zu beiden Seiten die Kajüten des zweiten und dritten Lieutenants, des Lieutenants der Seesoldaten, des Wundarztes und des Malers stehen. Zwischen denselben bleibt ein großer Spielraum für die Barre oder das Heft des Schiffsruders, welches in Seilen geht, die auf dem Quarterdeck vermittelst eines großen Rades regiert werden. Vor dem Besanmast steht, hier unten, die große Tafel, an welcher die vorgedachten Officiere speisen, fest auf's Verdeck genagelt, was zur See mit allen Tischen geschieht. Uebrigens steht man in diesem Theil des Schiffes nie ganz aufrecht und sieht nie anders, als mit brennenden Lichtern, außer wenn das Wetter es erlaubt, zwei große Schießscharten im Hintertheil zu öffnen. Die Officiers-Kajüten haben zwar ganz kleine Fensterchen; doch dürfen sie, so lange das Schiff in See ist, nie geöffnet werden, weil die Wellen fast unaufhörlich darüber gehen. Der Constabel, der Schreiber, die Unterwundärzte, die Steuermannsgehilfen und die See-

kadetten wohnen zu vier oder fünf beisammen auf eben diesem zweiten Verdeck, in Verschlägen von Segeltuch, in den vier Ecken des übrigen Raumes, der außerdem für die Ankertaue und für die gemeinen Leute bestimmt ist und sein Licht nur von oben durch die Lucken erhält, durch welche man ein- und aussteigt. Ganz im Vordertheil des Schiffs, unter der Küche, sind des Bootsmanns Vorrathskammern befindlich. Allein der große Vorrath aller Art liegt unter diesem zweiten Boden durch's ganze Schiff vertheilt; doch finden sich auch hier noch allerlei Abtheilungen und Verschläge, welche theils die Unordnung verhüten, die bei der Menge der Fässer zuweilen doch unvermeidlich ist, theils auch gewisse Vorrathsartikel vor Gefahr und Veruntreuung sicher stellen. So gibt es eine eigene Brodkammer, eine Segelkammer, eine Kleiderkammer, eine Branntweinkammer und eine Pulverkammer. —

Kaum hat die Schiffsglocke geläutet oder vielmehr angeschlagen, so ertönt des Bootsmanns Pfeife durch den Matrosenraum, und seine heisere Stimme ruft die Wache herauf, um ihre Kameraden abzulösen. Beim zweiten Ruf muß Alles auf den Beinen sein, und auf dem Verdeck, auf dem Vorderkastell und am Steuerruder ein Jeder seinen angewiesenen Posten einnehmen. Der Ungestüm zweier Elemente, die fast in unaufhörlicher Bewegung sind, dringt mit vereinten Kräften auf sie ein. Um sich warm zu erhalten, laufen sie beständig auf und ab, bis irgend ein Vorfall sie zur Arbeit ruft. Aendert der Wind seine Richtung, so werden die Segel nur anders gestellt; steigt aber seine Heftigkeit, so müssen sie theils eingerefft, theils völlig eingezogen werden. Der Anblick dieser gefährlichen Verrichtung ist schauderhaft, wenigstens für Jeden, der es nicht gewohnt ist, Menschen ihr Leben auf das Spiel setzen zu sehen. Sobald die untersten Zipfel des Segels vom Verdeck aus gelöset und aufgezogen werden, brausen die Winde darein und schlagen es an Stange und Mast, daß das ganze Schiff davon erbebt. Mit bewundernswürdiger Behendigkeit und nicht geringem Muthe klettern die Matrosen sogleich bis zur zweiten oder dritten Verlängerung der Masten hinan. Dort hängen in starken Tauen die Segelstangen oder Raaen quer über das Schiff; an ihren beiden Enden und in der Mitte befestigt, hängt ein schlotterndes Seil, welches den Füßen des verwegenen Seemannes zum Ruhepunkt dient. Auf diesem Seil

gehen sechs bis acht Matrosen hurtig und mit sicherm Tritt zu beiden Seiten bis an die äußersten Enden der Raa hinaus, trotz dem Winde, der das flatternde Segel gewaltsam hin und her schleudert und das Seil unter ihren Füßen erschüttert; trotz der schwankenden Bewegung des Schiffes, welche in jener Höhe ohne Vergleich stärker gefühlt wird, als auf dem Verdeck. Man hat berechnet und mit dem Sextanten gemessen, daß der Mast zuweilen bei sehr hohler See in einem Winkel von acht und dreißig Graden von der Perpendikularlinie abweicht. Ich habe zu gleicher Zeit das Ende der großen Raa sich in eine thürmende Welle tauchen sehen. Der Matrose am Ende einer Segelstange, die gegen fünfzig Fuß hoch am Maste hängt, wird sogleich mit jeder Welle alsdann durch einen Bogen von fünfzig bis sechzig Fuß geschaukelt. Jetzt scheint er in's Meer hinabgeschleudert zu werden, jetzt wieder die Sterne zu berühren. Doch ohne sich durch diese gewaltsame Bewegung anfechten zu lassen, biegt er sich über die Segelstange, entreißt dem Winde das Segel, rollt es zusammen, bindet es fest und vollendet diese gefahrvolle Arbeit mit seinen Gehilfen in wenig Minuten. Seine einzige Sorge bei diesem wie bei jedem andern Geschäfte ist dahin gerichtet, daß es ihm Keiner an Geschicklichkeit und Muth zuvorthun möge; denn dieser rühmliche Wetteifer liegt tief in seiner Seele und ist Folge eines gewissen gemeinschaftlichen Gefühls, welches diesem Stande eigen ist. Ihm muß es übrigens gleich gelten, ob die Sonne ihm dazu leuchtet, oder ob er sich in der tiefsten Finsterniß der Nacht blos auf das Tasten seiner harten Hände verlassen darf. Selbst wenn der Sturm ein Segel zerrissen hat und mit den Stücken Alles zerpeitscht, scheut kein Matrose die Gefahr, von einem solchen Schlage getroffen zu werden, und rettet, was zu retten ist. Wenn in der Nähe Land vermuthet wird, sitzt er mehrere Stunden lang unbeweglich am höchsten Gipfel der Marsstange und blickt aus dieser einsamen, schwindlich machenden Höhe wachsam umher. Er lächelt, wenn unerfahrene Landleute oder junge Anfänger jeden heftigen Wind einen Sturm nennen, und ist ungern freigebig mit diesem Namen, so lange das Schiff noch mehr, als die unteren großen Segel führt. In offner See hat selbst ein Sturm nichts Schreckliches für ihn; was kann ihm schaden, sobald alle Segel eingezogen sind, und das Schiff, mit dem Schnabel gegen den Wind

beigelegt, mit fest gebundenem Ruder dem Drange der Wellen folgt? oder wenn man es, sicher, daß kein Land in der Nähe sei, mit wenigen Segeln schnell vor dem Sturm hinfliehen läßt? Nur alsdann wird der Sturm in der That furchtbar, wenn er das Schiff auf eine Küste führt, wo kein Hafen dem Seefahrer Sicherheit verspricht, und die einzige Hoffnung dem Schiffbruch zu entgehen auf der Stärke der Segel beruht. Diese Gefahr trifft ihn indessen nur selten; Anstrengungen und Unannehmlichkeiten hingegen sind sein tägliches Loos. Der Posten am Steuerruder ist einer der beschwerlichsten; Keiner hält es länger als eine halbe Stunde dabei aus; und wenn die See in hohen Wogen geht, oder der Wind heftig stürmt, müssen zwei Personen zugleich das Rad regieren, welches sonst für die Kräfte des einzelnen Mannes leicht zu mächtig wird und ihn zuweilen so mit sich fortreißt, daß er in Lebensgefahr ist. Wenn das Schiff nahe am Winde geht und die See etwas ungestüm ist, so schlagen die Wellen oft hinein, und zwar hauptsächlich da, wo die Wache sich aufhält, die zuletzt, bis auf die Haut durchnäßt, sich lachend über ihr Unglück tröstet. Diese Gleichmüthigkeit, die den Sinn für Freude nicht ausschließt, ist ein Hauptzug in dem Charakter des Seemannes; und hat sie gleich oft den Anstrich eines kindischen Leichtsinnes, so grenzt sie doch zuweilen an die wahre Philosophie des Lebens und ist auch, wie diese, das Resultat der Erfahrung und Gesundheit. Die schnellen Veränderungen der Witterung und des Windes, die man zur See so oft erfährt, tragen viel dazu bei, den Matrosen gegen alles Ungemach zu härten. In Sturm und Regen lebt er der frohen Hoffnung, daß bald wieder milder Sonnenschein und guter Wind kommen werde. Allein, auch wenn die Zeit der Prüfung kommt, wo diese Hoffnung fehlschlägt, ist das Beispiel des Befehlshabers und der Officiere hinreichend, um den Muth des getäuschten Seemannes aufrecht zu erhalten. Auf jenen viermonatlichen Fahrten gegen den Südpol, wo das Schiffsvolk fast täglich von Kälte und Nässe litt, wo das Eis an den Segeln und Tauen die Hände verwundete, die es angreifen mußten, wo einmal über das andere die ganze Mannschaft aufgerufen ward, um das Schiff aus einer dringenden Gefahr zu retten, wo das Hin- und Hersegeln zwischen Eismassen, denen man öfters ausweichen mußte, nebst vielem stürmischen Wetter vollends alle Kräfte erschöpfte, wo endlich

der Nebel die Sonne fast immer vor unsern Augen verbarg und wie ein drückendes Gewicht auf unserm Geiste lag: — wenn da der Trübsinn des Engländers endlich überhand genommen hätte, fürwahr! man hätte Unrecht gehabt, sich darüber zu wundern. Doch dazu kam es nie. Ich habe unsere Leute schweigen sehen, wenn Monate lang das Verdeck, ihr Spielplatz und Erholungsort, ein unangenehmer Aufenthalt für sie war; aber unverdrossen und thätig blieben sie immer, denn ihre Vorgesetzten erduldeten bei Tage und bei Nacht mit ihnen die vielfältigen Beschwerden ihres harten Dienstes. Der Officier blieb, durchnäßt und starrend vor Kälte, auf dem Verdeck und verließ es nicht eher, als seine Wache, und Cook selbst genoß keine andere Speise, als der gemeine Seemann. Eine Last wird leicht, und die Gefahr verschwindet, wenn man sie mit Andern theilt. Noch wirksamer war aber das feste Vertrauen des Volks auf die weise Führung seines Befehlshabers, und die Ehrfurcht, die man allgemein an Bord für seine Talente und seinen Charakter hegte. Theils jene freiwillige Enthaltsamkeit von allem ausschließenden Genuß, theils unzählige Beispiele von seiner unermüdeten, väterlichen Sorge für das Wohl seiner Untergebenen stärkten ihr Vertrauen auf ihn bis zu einem Grade von Enthusiasmus. Ein Fest, welches er ihnen zur rechten Zeit erlaubte, ein stärkender Trank, den er austheilen ließ, wenn die Witterung zu schneidend war, oder wenn harte Arbeit die Leute ermattet hatte, ein Zug von Menschlichkeit, wenn er seine Zimmer aufopferte, um den Segelmacher dort bequemer arbeiten zu lassen, und viele kleine Nebensachen dieser Art gewannen ihm das Herz der rauhen, harten Kerle, die selten so behandelt worden waren. Man darf daher mit Recht sagen, daß seine Disciplin musterhaft war, und dieß vielleicht um so viel mehr, da diejenigen Officiere, die aus andern Kriegsschiffen unter Cooks Commando versetzt wurden, sie gemeiniglich nicht strenge genug fanden. Wie rühmlich ist nicht dieser Tadel für Cook! Wie schön ist nicht dieser Contrast eines großen Mannes, der auch im Matrosen die Menschheit ehrt, gegen jene Seedespoten, in deren Schule die Tadler gelernt hatten, ihre Willkür für ihr höchstes Gesetz zu halten! Allein auch nur der konnte am besten für den Matrosen fühlen, der selbst auf den untersten Stufen des Seedienstes das eiserne Scepter solcher kleinen Tyrannen kennen und verabscheuen gelernt hatte.

Cook strafte selten und ungern, nie ohne dringende Ursache und allemal mit Mäßigung. Er störte nie die unschuldige Freude seiner Mannschaft, vielmehr munterte er sie dazu auf und gab ihnen Freiheit zum Spiele. So wie sie die traurige Gegend des Südpols verließen und in der Annäherung zum heißen Erdstrich den belebenden Einfluß einer wärmeren Luft und einer hellleuchtenden Sonne empfanden, kehrte ihre ganze Munterkeit wieder zurück. Der Ueberfluß, der ihrer in OTahaiti und den benachbarten Inseln wartete, und die Aussicht, dort mehr als Einen Sinn, der jetzt so lange gefeiert hatte, zu vergnügen, verbreitete oft einen Grad von Fröhlichkeit, die in abenteuerliche Tänze und ausgelassene Possenspiele ausbrach. Die Nächte, die jetzt mild und warm zu werden anfiengen, wurden im Mondschein oder auch im Finstern angenehm verplaudert, und das noch übrige Ungemach der Reise, welches gegen den Beschluß unseres Sommerzugs an sich immer unerträglicher ward, schien, eben weil es zu Ende gieng, weit weniger als sonst gefühlt zu werden. Man muß mit Cook gereist sein, um recht lebhaft zu empfinden, daß ein schönes Klima wirklich mehr als die Hälfte alles Genusses, dessen der Mensch fähig ist, aufwiegt. Wenn man mit eigenen Augen gesehen hat, wie es gleichsam magisch wirkt, daß Herzen, die vorher in sich gekehrt und gegen Jedermann verschlossen waren, sich für einander öffnen; wie es Heiterkeit und frohen Scherz erweckt; wie es einen ganzen rohen Haufen mit einem gemeinschaftlichen Geiste belebt: so kann man sich des Gedankens kaum erwehren, daß es dem Menschengeschlecht in warmen Ländern zuerst gelingen mußte, den schönen Bund der Geselligkeit zu errichten und zu jenem höchsten Genusse ihres Daseins hinanzusteigen, der nur in der Freude Anderer zu finden ist.

Georg Forster.

59.

Wie ein Schiff vom Stapel gelassen wird.

Wenn der Unterbau und gleichsam der Körper eines Schiffes auf dem Werfte vollendet worden ist, so wird es wie auf einem Schlitten in sein Element, das Wasser, versetzt oder vom Stapel gelassen. Das Ablaufen eines Schiffes ist ein anziehendes Schau-

spiel und gemeiniglich ein Freudenfest für diejenigen, welche dabei betheiligt sind: als die Kommissäre des Admirals, der Baumeister und der Zimmermeister mit seinen Arbeitern, der Kapitän des neuen Schiffes, oder ist es ein Handelsschiff, der Eigenthümer und die, welche mit ihm in Verbindung stehen; theils für die eingeladenen Gäste und für Zuschauer, die aus Liebe zum Seewesen oder aus bloßer Neugierde herbeiströmen. In manchen Seehäfen herrscht der Gebrauch, daß bei solchen Festen die sämmtlichen Schiffbau- und Schiffzimmermeister, wenn auch ungebeten, als Gäste sich einfinden. Sowohl die beim Feste betheiligten, als die eingeladenen Personen, sammt ihren Weibern, Söhnen und Töchtern, alle erscheinen in festlichen Kleidern. Jeden Gast empfängt bei seiner Ankunft der Schall von Trompeten und Pauken. Die Beherzten besteigen das Schiff und nehmen nach Stand und Würden Platz in der Kajüte oder auf dem hintern Theile des Verdecks. Die Furchtsamen begeben sich auf die für sie errichteten Gerüste. Auch viele der Zuschauer steigen auf das Schiff, und müßige Matrosen und besonders Matrosenjungen klettern an allen Seiten hinauf. So füllt sich in Kurzem das Schiff mit Menschen, die sich ein Vergnügen daraus machen, auf demselben mit hinab zu gleiten. Die übrige auf dem Werfte versammelte Volksmenge steht in gedrängten Reihen umher, und Viele sehen dem Schauspiel in der Ferne zu, aus den Fenstern der angrenzenden Häuser, auf den über die Kanäle führenden Brücken, oder zu Wasser, indem sie ein Boot besteigen. Das Schiff selbst, mit Flaggen, bunten Bändern und mit Blumen geschmückt, ist bereit, seinem Elemente zuzueilen. Nur ein paar Keile, einige Stützen vorn und an den Seiten, und hinten das an einem Pfeil befestigte Stopptau, wodurch es bisher in seiner Lage auf dem Werft erhalten wurde, hindern es noch daran. Wenn die bestimmte Stunde zum Ablaufen naht, wird die Bahn, auf der dieß geschehen soll, durch Bestreichung mit Fett oder grüner Seife schlüpfrig gemacht; und schlägt die Stunde, dann erschallen Trompeten und Pauken, das Zeichen für die Zimmerleute, schnell und mit kräftigen Schlägen die Keile herauszutreiben und die Stützen niederzureißen. Einer derselben tritt, das schwere Beil in der Hand, an's Stopptau, welches er, auf ein zweites Zeichen, plötzlich durchhaut. Sogleich springen die auf dem Schiffe befindlichen Leute der ganzen Masse nach von einer

Seite zu der andern, um es durch die Kraft ihrer Schwere in's Schwanken und in eine vorwärts gerichtete Bewegung zu bringen. Jetzt beginnt es, vom lauten Jubelgeschrei der versammelten Menge begleitet, zu rücken. Es geht Anfangs langsam, aber bald immer schneller und schneller. Seine Rippen krachen, sein Kiel und die Bohlen der Bahn erhitzen sich durch das Reiben der ungeheuern Last, so daß Rauch emporsteigt und oft Flammen hervorbrechen; die Arbeiter sind beschäftigt, Wasser darüber zu gießen. Die Blicke der Erbauer und Eigenthümer folgen seinem majestätischen Gange nicht ohne Besorgniß; denn noch ist es ungewiß, ob nicht vielleicht der heftige Stoß bei der ersten Berührung mit dem Wasser es auf die Seite werfen, oder ob es auf eine Bank gerathen — so daß man es mit großer Anstrengung wieder flott machen müßte — kurz, wie es ablaufen werde. Mittlerweile nimmt es eine reißend schnelle Bewegung an und schießt endlich pfeilschnell und mit donnerähnlichem Getöse in das Wasser, das rings schäumend und sprühend emporbraust. Es taucht fast unter, hebt sich aber schnell wieder empor, und geht dann, eine mit Schaum bedeckte Furche ziehend, in den Hafen hinaus, wo es von den Seeleuten mit einem stürmischen Hurrah, und ist es ein Kriegsschiff, mit Kanonenschüssen begrüßt wird. Nachdem es nun mit Ankern oder auf eine andere Weise befestigt worden ist, wünschen die Erbauer und Eigenthümer einander Glück, worauf ein festliches Mahl folgt, indem die gebetenen Gäste sowohl als die Bauleute bewirthet werden; oft fällt dabei auch für diejenigen, welche das Schiff auf seiner Fahrt ungebeten begleitet haben, etwas ab, z. B. Wein, Rum, Kuchen.

Nun erst, nachdem das Schiff vom Stapel gelassen ist, folgen die zur üblichen Herstellung und Ausrüstung erforderlichen Arbeiten: das Anfugen des Steuerruders, das Einsetzen und Auftakeln der Masten, die Anordnung und Einrichtung der verschiedenen Gemächer, das Aufpflanzen des Geschützes. T. F. M. Richter.

60.

Der Aetna.

Bald nach der Reise von Nicolosi kamen wir an die äußerste Grenze der angebauten Region. Der Weg führt nun in krummen

Linien über tiefen schwarzen Sand und über Lavatrümmer. Gegen halb eilf Uhr erreichten wir die Waldregion, wo man jetzt gar kein dichtes Gehölz, aber fortwährend ansehnliche, einzelne oder gruppenweise beisammen stehende Bäume antrifft. Um zwei Uhr Morgens befanden wir uns bei der sogenannten Ziegenhöhle und dem nahe gelegenen Häuschen, das vor geraumer Zeit der Prinz Paterno erbauen ließ, und wo ehedem die Reisenden einzukehren pflegten. Hier ist der Uebergang von der waldigen zur wüsten Region, deren Anblick uns mit Grausen erfüllte, das durch das fortwährende, zwar schon in der Tiefe vernommene, aber immer lauter werdende, dem Donner ähnliche Getöse des Berges noch mehr vermehrt wurde. Hier stehen nur noch Farrenkräuter und Moosbüschel umher. Etwas weiter hinauf gibt es keine Pflanzengewächse mehr, und man kommt eine Viertelstunde lang über tiefe Lavaasche. Sodann nimmt die Schneelinie den Anfang, wo Alles, mit Schnee und Eis bedeckt, aus welchem schwarze Lavablöcke hervorragen, in ewiger Erstarrung liegt. Der Berg beginnt nun steil zu werden, und es kostete unsere Maulthiere viel Anstrengung, sich nach Gemellaro's Hause, das eine Stunde vom Krater entfernt ist, hinaufzuarbeiten. Wir langten dort halb vier Uhr ziemlich erkältet an.

Einige von der Gesellschaft hatten eine Stunde vor der Abreise von Nicolosi ihre Diener hinaufgeschickt, um Vorbereitungen zu unserer Aufnahme zu treffen, daher wir eine warme Stube und auch schon dampfenden Thee, geistige Getränke und mancherlei Eßwaaren auf dem Tische fanden.

Erwärmt und gestärkt begaben wir uns nach einiger Zeit wieder in das Freie, um den Anbruch des Tages und den Aufgang der Sonne zu erwarten. Es dauerte nicht lange, so zeigte sich am östlichen Horizont ein rosenfarbiger Schimmer, der immer glänzender wurde und sich nach und nach über den ganzen Himmelskreis und über Land und Meer verbreitete, die aus der entweichenden Dunkelheit hervortraten. Endlich erschien die Sonne, zerstreute die Nebel am Fuße des Berges und erhellte die umliegenden Landschaften, die nun mit den schönsten und mannigfaltigsten Farben prangten. Keine Feder ist im Stande, das große, reizende Panorama der Natur zu beschreiben, welches vor unsern Augen das Tageslicht entfaltete.

Nachdem die Reisegesellschaft sich an diesem schönen Schauspiel ergötzt hatte, machte sie Anstalt, den Krater in Augenschein zu nehmen. Unterdessen blieb der weibliche Theil, mit Ausnahme meiner Frau und zweier jungen Engländerinnen, zurück und begnügte sich mit der herrlichen Aussicht, die nun nach allen Seiten eröffnet war.

Wir mußten eine Zeit lang durch tiefen Schnee waten und über Eis- und Lavablöcke klettern, bevor der oberste große Aufsatz, oder, wenn ich so sagen darf, die Feueresse des Aetna erreicht wurde, ein gegen 1100 Fuß hoher Kegel, der aus lauter Schlacken und Asche besteht und an vielen Stellen ganz heiß und voll Spalten ist, aus welchen Rauch und Schwefeldampf hervordringt. Der Weg hinauf fiel uns sehr beschwerlich; denn er ist steil, und zuweilen brachen die Füße durch die mürbe Decke.

Aber wie groß war unser Erstaunen, als wir auf dem Gipfel anlangten und den fürchterlichen Krater erblickten, aus welchem ungeheure Rauchsäulen empor stiegen, und ein betäubendes Getöse, bald wie Donner, bald wie Kanonenschüsse, heraufschallte. — Der Krater, welcher wegen der beständigen Anhäufung von Asche seine Gestalt oft verändert und den Rand immer mehr erhöht, war damals mit vier Spitzen oder, wie man zu sagen pflegt, Hörnern umgeben, wovon die beiden größten, welche die ältesten sind, das Bicorno oder Doppelhorn genannt werden. Er bildet einen länglichrunden, trichterförmigen Kessel, dessen Umfang oben am Rande ungefähr eine Stunde betragen mag. Der Boden ist eben und, obschon er aus Asche besteht, ziemlich hart. Hier und da bedeckt ihn eine Kruste von Salzen und mancherlei buntfarbigen Massen, besonders rothgelbem Schwefel. In der Mitte des Kessels, vor dem Schlunde, liegen zwei aus Schlacken und Asche zusammengesetzte Hügel, jeder mit einer weiten Oeffnung auf dem Gipfel und Spalten umher, welche von Zeit zu Zeit dicke Rauchwolken mit einem zischenden und prasselnden Geräusch auswerfen. Diese Hügel verursachen, daß man in den Schlund nicht hinabsehen kann. Dicht an ihn zu kommen, würde vielleicht nicht unmöglich, aber ein sehr gewagter Versuch sein. Denn der ganze Kessel ist mit einem starken, überall aus dem Boden hervordringenden Schwefeldampf angefüllt; auch herrscht darin eine große Hitze.

Beides nimmt, je tiefer man hinab kommt, in einem unerträglichen Grade zu; und treibt unglücklicher Weise die Luft den Dampf und die Glut des Schlundes auf den Beschauer zu, so ist an seine Rettung nicht zu denken. Das Schicksal des Plinius und Anderer ist bekannt; aber auch in neuern Zeiten fanden mehrere bei solchen Versuchen ihren Tod, was selbst während meines Aufenthaltes in Sicilien mit zwei Engländern der Fall war.

Nachdem wir den Krater einige Zeit betrachtet hatten, richteten wir unsere Blicke auch nach den entfernten Gegenständen, und es schien, als ob alle Herrlichkeiten der Welt zu unsern Füßen ausgebreitet lägen. Wir übersahen einen großen Theil des Meeres, den ganzen Halbstiefel von Calabrien, die Insel Malta, die liparischen Inseln und den rauchenden Stromboli; wir sahen unter uns das dreizackig gestaltete Sicilien mit seinen Bergen, Thälern, Flüssen und Städten, und dieß Alles stellte sich, wie durch vergrößernde Gläser, mit der bewundernswürdigsten Deutlichkeit dar — eine Erscheinung, die der überaus reinen Luft und der Brechung des glänzenden Lichtes zuzuschreiben ist.

Während wir im Anschauen dieser Gegenstände vertieft waren, erbebte mit einem Male der ganze Kegel, so daß es schien, als ob er zusammenstürzen würde; zugleich ließ sich ein prasselndes, den stärksten Donner übertreffendes Getöse hören, und aus dem Schlunde des Kraters stiegen schwere, schwarz und gelb gefärbte Rauchmassen auf, die sich über den Rand hinab wälzten, während weißlich gefärbte, leichtere, voll elektrischen Stoffes, der in häufigen Blitzen sich entledigte, in das Blau des Himmels emporwirbelten. Man kann leicht denken, daß uns während dieses Vorgangs, der das ohnehin erregte Gefühl menschlicher Ohnmacht auf das Höchste steigerte, nicht wohl zu Muthe war. Allein nach einer halben Minute war der Berg wieder ruhiger, und die Unerschrockenheit unsers Führers und seine Versicherung, „solcher Teufelsspuk sei hier oben etwas Gewöhnliches", machte, daß sich unsere ängstlichen Besorgnisse legten.

Wir giengen sodann, um keine Ansicht außer Acht zu lassen, auf dem Rande des Kraters nach dem nördlichen der beiden Hörner. Unterwegs stießen wir auf eine Stelle, die so heiß war, daß Jemand von der Gesellschaft, der einen Augenblick darauf stehen blieb, sich die Schuhe verbrannte. Das Horn ist so hoch und von

solchem Umfange, daß es in der Ebene für einen bedeutenden Berg gelten würde. Es besteht aus lauter Asche, hat aber eine verhärtete Decke. Wir stiegen hinauf bis zu einer beträchtlichen Höhe, wo wir aber durch die zunehmende Steilheit und den heftiger werdenden Wind, der uns hinab zu schleudern drohte, zum Haltmachen genöthigt wurden. Wir lagerten uns auf dem warmen Boden und betrachteten auf's Neue sowohl den Krater, als die übrigen unter uns ausgebreiteten, großartigen und wie durch Zauberkraft hervorgebrachten Gegenstände, deren Anblick alle Sinne und Gefühle des Beobachters aufregt und begeistert und ihn gleichsam in eine andere Welt versetzt.

Nachdem wir im Ganzen zwei Stunden auf dem Gipfel des Aetna verweilt hatten, wurden einige von unsern Gesellschaftern wegen der allzudünnen Luft und des eingesogenen Schwefeldampfes von einer Unpäßlichkeit befallen, daher man den Rückweg anzutreten begann. Das Herabsteigen vom Kegel erfordert große Behutsamkeit; doch kamen wir glücklich herunter und zum Philosophenthurm. So nennt man die geringen Ueberreste eines alten, aus Backsteinen gebauten Hauses, wo der Sage nach der sicilische Naturforscher Empedokles seinen Aufenthalt genommen hatte, um die Erscheinungen des Aetna in der Nähe zu beobachten. Mit mehr Wahrscheinlichkeit wird es von Einigen für den Rastort des römischen Kaisers Hadrian und von Andern für eine sarazenische Warte gehalten. Dem sei indessen, wie ihm wolle, so zeugen doch seine Bestandtheile von einem sehr hohen Alter.

Vom Philosophenthurm hat man noch eine gute Viertelstunde zu der seitwärts und etwas tiefer gelegenen Casa di Gemellaro. Auf dem Wege dahin stellte sich uns ein interessantes Schauspiel dar. Es entstanden auf dem Meere, das von der schon hoch stehenden Sonne glänzend erleuchtet war, kleine Nebel, welche sich immer mehr erweiterten und verdichteten und, zu Wolken gebildet, sich nach der Insel her bewegten. Sie zogen dann vor unsern Füßen schnell darüber hin, so daß die Landschaften bald wie mit einem Schleier bedeckt, bald ganz verfinstert, oder blos beschattet waren und plötzlich im Sonnenglanze wieder hervortraten, wodurch ein außerordentlich schöner Farbenwechsel hervorgebracht wurde. Einige leichtere Gewölke erhoben sich bis zum Gipfel des Berges, wo aber ein Sturmwind sie ergriff und seitwärts hinabschleuderte.

Nachdem wir Gemellaro's Haus erreicht und uns mit der dort zurückgelassenen Gesellschaft wieder vereinigt hatten, fand eine förmliche Reinigung statt; denn unsere Gesichter waren wie geräuchert, die Kleider mit Asche bedeckt, die metallenen Knöpfe, die Uhren u. s. w. schwarz angelaufen, und jede Sache roch nach Schwefel. In Kurzem standen alle wieder gesäubert und die Officiere in glänzenden Uniformen da, welche sie vor dem Besteigen des Gipfels abgelegt und mit Hausröcken vertauscht hatten. Wir nahmen sodann gemeinschaftlich ein Frühstück ein. Um eilf Uhr Morgens begaben wir uns auf die Rückreise.

Diese Reise war, da sie bergab gieng, leichter und schneller und auch in jeder Hinsicht angenehmer, als die den Berg hinauf. Die wüste Region mit ihren Schnee- und Eis-, Lava- und Aschenfeldern, wo kein Grashalm aufsprießt, kein lebendiges Geschöpf sich regt, und Alles ein Bild der Zerstörung und des Todes ist, kam uns nicht so traurig vor als in der vergangenen Nacht, und diente nur, die in der Tiefe ausgebreiteten blühenden Landschaften in unsern Augen zu verschönern; und obschon der Donner aus dem Krater dann und wann hörbar war, so machte er doch jetzt nur einen schwachen Eindruck. In der Waldregion und tiefer hinab ergötzte uns Manches, was wir in der Nacht entbehrt hatten. Wir sahen zahllose schöne Kräuter und Blumen, deren würziger Geruch den durch Schwefeldampf angegriffenen Geruchsnerven außerordentlich wohl that; wir hörten das romantische Schalmeienspiel der Hirten, in welches die lieblichen Sänger der Natur einstimmten. Was uns besonders eine angenehme Unterhaltung gewährte, war der Anblick der seltsam und mannigfach gestalteten Lavahaufen, welche die geschäftige Phantasie in Kirchen, Schlösser und ähnliche Bilder umschuf. Um halb fünf Uhr Nachmittags kamen wir in der heitersten Stimmung nach Nicolosi zurück. T. F. M. Richter.

61.

Fata Morgana.

An der Küste von Sicilien findet man zuweilen eine merkwürdige Naturerscheinung, die unter dem Namen Fata Morgana be-

kannt ist. Wenn an heitern Tagen die Strahlen der Sonne mit der Fläche der See einen Winkel von 45 Grad machen, und die Wasserfläche vollkommen ruhig und glatt ist, so bemerkt der Zuschauer, der auf einer Anhöhe der Stadt Reggio mit dem Gesicht gegen die See gekehrt steht und die Sonne im Rücken hat, auf der Oberfläche des Wassers schöne Paläste mit ihren Balkonen und Fenstern, hohe Thürme, Kirchen, Prozessionen, Armeen von Soldaten zu Roß und zu Fuß, Wagen für Spazierenfahrende; man sieht schöne Ebenen mit grasendem Hornvieh und Schafen, Trümmer von Gebäuden mit Säulen, Pfeilern und Bogen, und wer das bemerkt, ruft freudig aus: „Fata Morgana, Fata Morgana!“ Das Volk strömt herzu, betrachtet die Wunderdinge, die sich langsam vorübergehend zeigen, eins nach dem andern auftauchend und verschwindend, bis die Sonne, höher oder niedriger stehend, dem ganzen Schauspiel ein Ende macht.

Kein Italiener läßt sich die Ueberzeugung rauben, daß eine Fee Morgana dort im Meer wohnt, und daß sie bei schönem heiterem Wetter dann und wann auftaucht aus ihrem nassen Elemente, ihre Paläste und Städte mit sich emporhebend über die spiegelblanke Fläche des Meeres sammt den Bewohnern derselben, und wehe dem, der es wagen wollte, die Leute in ihrem süßen Wahne zu stören.

Aehnliche Erscheinungen findet man auch in andern Gegenden. Der Engländer Clarke erzählt, daß in der Gegend von Southerfell ein Herr mit seinem Bedienten an einem schönen Sommerabend des Jahres 1743 vor der Hausthüre saß und beide einen Mann mit einem Hunde bemerkten, welchen einige Pferde verfolgten. Der Ort ist so steil, daß ein Pferd schwerlich auf diesem Wege fortkommen kann. Die Gestalten setzten aber ihren Lauf mit überraschender Schnelligkeit fort, bis sie an dem untern Ende der Berganhöhe dem Gesichte plötzlich entschwanden. Am andern Morgen bestiegen die beiden Zuschauer die steile Anhöhe des Gebirges, in der festen Ueberzeugung, den Mann todt zu finden; sie sahen jedoch keine Spur weder von Menschen noch von Pferden, auch konnten sie auf dem Grase keinen einzigen Eindruck eines Pferdehufs entdecken.

Bei Hastings, an der Küste von Sussex, ist die französische Küste 12 deutsche Meilen entfernt, und sie kann, weil bei dieser Strecke die Krümmung der Erde schon merklich ist, nicht gesehen werden.

Den 26. Juli 1798 aber sah man gegen 5 Uhr Nachmittags zu Hastings eine große Menge Menschen nach dem Meeresufer eilen. Bei näherer Erkundigung hörte man, daß die französische Küste ganz deutlich mit bloßem Auge zu sehen sei. Wirklich konnte man die Klippen sich einige Meilen weit ausdehnen sehen, und sie erschienen so, als wenn sie nur wenige Meilen entfernt wären. Nach und nach schienen sie sich mehr zu erheben und dem Auge näher zu treten. Die Matrosen erstaunten besonders über die seltsame Erscheinung, und sie waren im Stande, ganz genau die Orte zu bezeichnen, welche sie bei der Ueberfahrt nach Frankreich zu besuchen pflegten. Diese Erscheinungen dauerten ungefähr eine Stunde, die Klippen schienen zuweilen glänzender und näher, zu andern Zeiten schwächer erleuchtet und entfernter zu sein. Erst gegen 8 Uhr Abends verlor sich das ganze Schauspiel.

Bei allen diesen Luftspiegelungen, wie man namentlich aus dem letzten Beispiele sieht, sind die Gegenstände, welche man bemerkt, wirklich vorhanden, nur in einer zu großen Entfernung, um für das bloße Auge sichtbar zu sein, auch in einer Entfernung, in welcher der Bogen, den die Erde macht, die Gegenstände schon verdeckt; man sieht diese daher nicht in gerader Linie, sondern in gebogener. Dieß ist der Fall, wenn die untern Luftschichten stärker erwärmt und daher dünner sind als die obern; dann können aufwärts brechende Strahlen durch fortwährende Brechung wieder abwärts, jedoch in großen Bogen gekrümmt werden, und man erhält so ein Bild von Gegenständen, die weit über unsern Gesichtskreis hinausliegen.

W. F. A. Zimmermann.

62.

Steinregen.

Man hat viele alte glaubwürdige Nachrichten und neue Beweise, daß bald einzelne schwere Steine, bald viele mit einander von ungleicher Größe, mir nichts, dir nichts, aus der Luft herab gefallen sind. Die älteste Nachricht, welche man von solchen Ereignissen hat, reicht bis in das Jahr 462 vor Christi Geburt. Da fiel in Thracien, oder in der jetzigen türkischen Provinz Rumili, ein großer Stein aus den Lüften herab, und seit jener Zeit bis jetzt, also in 2277

Jahren, hat es, so viel man weiß, acht und dreißig Mal Steine geregnet; zum Beispiel im Jahr 1492 am 4. November fiel bei Ensisheim einer, der zweihundert sechzig Pfund schwer war; im Jahre 1672 bei Verona in Italien zwei Steine von zweihundert und dreihundert Pfund. Nun kann man denken, von alten Zeiten sei gut etwas erzählen. Wen kann man fragen, ob's wahr sei? Aber auch ganz neue Erfahrungen geben diesen alten Nachrichten Glauben. Denn im Jahre 1789 und am 24. Juli 1790 fielen in Frankreich und am 16. Juni 1794 in Italien viele Steine vom Himmel, das heißt, hoch aus der Luft herab. Und den 26. April 1803 kam bei dem Orte l'Aigle im Orne-Departement in Frankreich ein Steinregen von zwei bis dreitausend Steinen auf einmal mit großem Getöse aus der Luft.

Sonntags den 22. Mai 1808 sind in Mähren Steine vom Himmel gefallen. Der Kaiser von Oestreich ließ durch einen sachkundigen Mann Untersuchung darüber anstellen. Dieß ist der Erfund: Es war ein heiterer Morgen, bis um halb sechs Uhr ein Nebel in die Luft einrückte. Die Filial-Leute von Stannern waren auf dem Wege in die Kirche und dachten an nichts. Plötzlich hörten sie drei starke Knalle, daß die Erde unter ihren Füßen zitterte, und der Nebel wurde auf einmal so dicht, daß man nur zwölf Schritte weit zu sehen vermochte. Mehrere schwächere Schläge folgten nach und lauteten wie ein anhaltend Flintenfeuer in der Ferne, oder wie das Wirbeln großer Trommeln. Das Rollen und das Pfeifen, das zwischen drein in der Luft gehört wurde, brachte daher einige Leute auf den Gedanken, jetzt komme die Garnison von Telisch mit türkischer Musik. An das Kanoniren dachten sie nicht. Aber während sie vor Verwunderung und Schrecken einander ansahen, fieng in einem Umkreis von ungefähr drei Stunden ein Regen an, gegen welchen kein Mantel oder Maltersack über die Achseln schützt. Eine Menge von Steinen, von der Größe einer welschen Nuß bis zu der Größe eines Kindskopfs, und von der Schwere eines halben Lothes bis zu sechs Pfund, fielen unter beständigem Rollen und Pfeifen aus der Luft, einige senkrecht, andere wie in einem Schwunge. Viele Leute sahen zu, und die Steine, welche sogleich nach dem Fallen aufgehoben wurden, waren warm. Die ersten schlugen nach ihrer Schwere tief in die Erde. Einer davon wurde zwei Fuß tief heraus

gegraben. Die spätern ließen es beim nächsten bewenden und fielen nur auf die Erde. Ihrer Beschaffenheit nach sind sie inwendig sandartig und grau und von außen mit einer schwarzen glänzenden Rinde überzogen. Die Zahl derselben kann Niemand angeben. Viele mögen in das Fruchtfeld gefallen sein und noch in der Erde verborgen liegen. Diejenigen, welche gefunden und gesammelt worden, betragen an Gewicht dritthalb Centner. Alles dauerte sechs bis acht Minuten, und nach einigen Stunden verzog sich auch der Nebel, so daß gegen Mittag Alles wieder hell und ruhig war, als wenn nichts vorgegangen wäre. Dieß ist die Begebenheit. Was es aber mit diesen Steinen, die vom Himmel fallen, für eine Bewandtniß habe, daraus machen die Gelehrten ein Geheimniß, und wenn man sie fragt, so sagen sie, sie wissen es nicht. Hebel (1815).

63.

Der Regenbogen.

Zu den prächtigsten Naturerscheinungen gehört der Regenbogen. Immer sehen wir ihn, wenn es auf einer Seite des Himmels regnet und auf der andern gerade gegenüber liegenden die Sonne scheint. Regnet es des Vormittags gegen Abend oder Westen, und glänzt am östlichen Himmel die Sonne, so steht der Regenbogen nach Westen hin; regnet es des Nachmittags gegen Morgen oder Osten, und scheint die Sonne am westlichen Himmel, so steht er in der östlichen Himmelsgegend. Kehren wir das Gesicht nach dem Regenbogen hin, so steht die Sonne immer hinter unserem Rücken.

Der äußere Rand des Regenbogens ist hochroth, der innere violett. Zunächst an den rothen Ring krümmt sich der orangefarbene, welcher mit dem gelben zusammenfließt. Zunächst an den violetten grenzt der dunkelblaue, und dann folgt der hellblaue. An den hellblauen krümmt sich der grüne herum. Alle diese Ringe schließen sich genau an einander. Außer diesem eigentlichen Regenbogen sieht man noch einen zweiten viel schwächern als Widerschein von jenem. Bei diesem erscheinen alle Farben in verkehrter Ordnung, der violette Ring am äußern Rande, der rothe am innern. Uebrigens sieht jeder Mensch seinen eigenen Regenbogen. Gehen wir weiter, so sehen wir den Regenbogen an einer andern Stelle.

Stehen wir längere Zeit still, und verändert während dieser Zeit die Sonne ihren Stand am Himmel, so verändert sich auch für uns die Stelle des Regenbogens am Himmel. Aber immer bleiben wir dem Mittelpunkte des Bogens genau gegenüber.

Die Brechung der Sonnenstrahlen in den Regentropfen und ihre Zerspaltung darin in die sieben farbigen Strahlen macht den Hauptgrund dieser herrlichen Naturerscheinung aus. In jedem einzelnen Regentropfen werden die Strahlen der Sonne gebrochen und in die sieben farbigen Strahlen zerspalten. Letztere fallen auf die hinter den Tropfen befindliche dunkle Regenwand und werden von derselben nach unzählig vielen Richtungen zurückgeworfen. Unter den unzählig vielen Richtungen sind nun auch solche, welche nach unseren Augen hingehen. Wir wollen uns erst einmal die zurückgeworfenen rothen Strahlen denken, welche von der ganzen Regenwand aus in unser Auge kommen sollen. Diese müssen natürlich insgesammt einerlei Winkel mit der Regenwand machen; denn alle diejenigen, welche einen andern, größern oder kleinen Winkel bilden, gehen an unserem Auge vorüber. Stellt man sich nun an der Regenwand sehr viele Strahlen vor, die nach unseren Augen hingehen und an der Wand einerlei Winkel bilden, so müssen sie wohl von Punkten der Wand herkommen, deren ganze Summe einen Kreisbogen ausmacht. Man stelle sich nur vor jede andere vertikale Wand und denke sich nach derselben von unserem Auge eine Menge gerader Linien so gezogen, daß sie alle einerlei Winkel mit der Wand machen. Alsdann wird man bald finden, daß alle diese Linien auf solche Stellen der Wand treffen, die zusammen einen Kreisbogen bilden.

Die orangefarbenen Strahlen kommen unter einem andern Winkel in unsere Augen; aber alle orangefarbenen Strahlen selbst, die zu unseren Augen gelangen, machen mit der Regenwand einerlei Winkel; folglich bilden auch sie einen Kreisbogen, und zwar denjenigen, welcher an den rothen Bogen angrenzt. So ist es nun auch mit allen übrigen Farben. Von jeder einzelnen Farbe kommen eine Menge Strahlen unter einerlei Winkel in unsere Augen; daher macht jede einzelne Farbe einen eigenen, an der Regenwand liegenden Bogen. Alle sieben Bögen von den verschiedenen Farben aber grenzen an einander und machen in der Zusammensetzung den einzigen siebenfarbigen Regenbogen aus. — Bei dem Nebenregenbogen

gelangen die Strahlen erst nach einer doppelten Zurückwerfung in unsere Augen.

Freilich bleiben die Regentropfen keinen Augenblick ruhig hängen, sie sind vielmehr, weil sie herunterfallen, in immerwährender Bewegung, und eben deßwegen trägt jeder Tropfen nur einen Augenblick zur Erscheinung des Regenbogens bei. Aber die Stelle aller fallenden Tropfen wird ja so schnell durch die nachfolgenden ersetzt, daß die Erscheinung für unser Auge ununterbrochen wird. Je dunkler übrigens die Wolke hinter dem Regenbogen ist, mit desto lebhafteren Farben prangt dieser. Wenn sich aber die Regenwand nicht weit genug am Himmel hin erstreckt, um den ganzen Bogen aufnehmen zu können, so erscheint nur ein Theil desselben, die sogenannte Regengalle.

Aus dem Bisherigen wird es auch leicht begreiflich, daß jeder Mensch einen eigenen Regenbogen sehen muß, weil jeder gleichsam seine eigenen Regentropfen und seinen eigenen Theil von der Regenwand vor sich hat, daß also auch der Regenbogen, in dessen Mittelpunkt wir uns immer befinden, gleichsam mit uns fortgeht, wenn wir uns fortbewegen, daß wir ihn auch nie einholen können. Freilich kann die Regenwand so nahe vor uns sein, daß ein Theil des Regenbogens auf dem Felde, auf der Wiese ꝛc. liegend erscheint, besonders wenn zwischen dem Auge und der Regenwand eine Anhöhe sich befindet. Auf ähnliche Art sieht man auch einen Regenbogen in künstlichem Staubregen, welcher etwa durch Springbrunnen, Wasserfälle ꝛc. veranlaßt wird, wenn die Sonne darauf scheint.

Nie kann in unserem Erdstriche ein Regenbogen am südlichen und nie am nördlichen Himmel entstehen, ganz natürlich, weil man entweder des Vormittags oder des Nachmittags die Sonne immer im Rücken haben muß, welche bei uns doch stets nur in der südlichen Hälfte des Himmelsgewölbes sich befindet. Und weil der Regenbogen immer der Sonne gerade gegenüber steht, so können wir auch nie in den Mittagsstunden einen Regenbogen erblicken. Steht nämlich die Sonne sehr hoch über dem Horizonte, so müßte der Regenbogen, wenn dann ein solcher hervorgebracht werden sollte, sehr tief unter dem Horizonte zu sehen sein. In diesem Falle könnten wir ihn aber nur dann wahrnehmen, wenn wir im Stande wären, uns hoch genug über die Oberfläche der Erde emporzuheben.

Das Licht des Vollmondes kann in unserer Atmosphäre, wenn es regnet, ebenfalls Regenbogen erzeugen. Aber diese Mondregenbögen sind selten, und ohnehin sind die Farben derselben nur schwach, wegen der Schwäche des Mondlichts im Vergleich mit dem Sonnenlichte.

Aehnliche Erscheinungen sind die Höfe um Sonne, Mond und Sterne, nämlich die weißlichen oder gelblichen, bisweilen auch noch anders gefärbten Ringe, die zu mancher Zeit um jene Himmelskörper herumgehen. Dieselbe Erscheinung hat man auch in feuchten Zimmern, besonders in Badestuben, in Bräuhäusern rc., um die Lichtflammen herum.

Leicht ist es einzusehen, das solche Höfe von einer Brechung und Zerspaltung des Lichts in den wässerigen Theilen unserer Atmosphäre herrühren. Deßwegen pflegt man auch die Höfe um Sonne, Mond und Sterne als Vorboten von Regenwetter zu betrachten; und immer erscheinen die Höfe auch nur dann, wenn die Dünste in der Atmosphäre sich zu verdichten anfangen.

J. H. M. v. Poppe.

64.

Die Pyramiden von Ghizeh.

Während unseres mehrwöchentlichen Aufenthaltes in Kairo wollten wir auch die Pyramiden von Ghizeh besuchen und eine derselben besteigen. Es war in den letzten Tagen des Monats Januar, als wir an die Ausführung unseres Vorhabens giengen. Wir frühstückten in dem Landhause, welches uns gastliche Aufnahme gewährt hatte, noch vor Tagesanbruch, denn wir hatten ein langes Tagewerk vor uns, und traten die Reise an. Es war ungewöhnlich kühl, fast wie bei uns an einem Morgen der letzten Hälfte des Oktobers, ein Nebel lag über dem Nilthal und dem Saum der Wüste. Wir nahmen unsern Weg nach dem eigentlich sogenannten Mumienfelde der Vögel und andern Thiere; denn in solcher Menge wie hier sind die Thierüberreste an keinem andern Orte des Landes zusammengehäuft. —

Die dürftige Pyramidengruppe bei Abusir, an der wir vorbeikamen, bietet wenig dar, was die Aufmerksamkeit fesseln und beschäf-

tigen könnte. Diese Werke einer spätern, nur nachahmenden Zeit, im Vergleich mit der älteren, von der die großen Pyramiden bei Ghizeh zeugen, tragen mehr denn diese das Gepräge der Vergänglichkeit; sie stehen zum Theil unsymmetrisch und unförmlich, alle aber halb aufgelöst und verfallen da, entweder durch die Gebrechlichkeit des Gedankens, der sie begründete, oder des Materials, aus dem sie erbaut sind.

In der Nähe der großen Pyramiden von Ghizeh kamen wir an einigen Bauern vorüber, welche die Felder bestellten. Sie liesen zu uns heran und boten sich uns zu Führern hinauf zum Gipfel der Pyramiden an, und wir ließen uns dieses Geleite gerne gefallen.

Es war fast Mittag, da wir uns diesen Jugendwerken der alten Baukunst naheten. Der letzte Theil des Weges, unten in der Ebene am Saume der Hügel hin, über grünende Auen, an Herden der Ziegen und Schafe vorüber, war sehr angenehm gewesen; jetzt zog sich, jenseits der kleinen Gruppe von Sykomoren und Palmen, die noch im Thale der großen Pyramiden steht, die lebende Welt des heutigen Tages zurück und ließ uns mit dem Schweigen der Wüste und mit den hehren Denkmalen einer riesenhaft hochstrebenden Vergangenheit allein.

Bei dem ungeheuren Bilde des Sphinx, gegen dessen Größe die des Menschenleibs dasteht wie der Grashalm gegen den Palmbaum, hielten wir an und stiegen von unsern Thieren. So mächtig auch dieser steinerne Thürhüter des Bezirks der großen Pyramiden sich vor den Aufgang zu diesen hinstellt, erscheint er dennoch gegen jene nur wie ein untergeordneter Diener. Der Pharao, dessen Bild er darstellt und der ihn aus der Masse der Felsen hauen ließ, war Thotmes IV., welcher in der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts vor unserer Zeitrechnung in Memphis regierte. Das Angesicht des mächtigen Bildes ist durch die Barbarei der spätern Zeit verstümmelt, namentlich fehlt ihm die Nase; der Kopfschmuck, der wahrscheinlich von anderem Material gebildet und in eine noch sichtbare Vertiefung des Scheitels hineingefügt war, ist hinweggenommen; der Fels unterhalb des Halses hat durch Verwitterung gelitten; von dem Altare und dem Getäfel, welche man zwischen den vorderen Löwenfüßen wieder aufgefunden hatte, sieht man keine Spur mehr;

denn der Sand der Wüste hat die neueren wie die älteren Ausgrabungen größtentheils wieder zugedeckt.

Wir traten nun näher der großen Pyramide, dem Gedächtnißmale des Königs Cheops. Ein leichtes Gewölk zog eben über den Gipfel des hohen Bauwerks hin, bald aber stand das Gewölbe des Himmels wieder in voller Klarheit da. —

Die Macht des gewaltigen Eindruckes, den die Seele bei Betrachtung dieses Riesenbaues erfährt, gibt auch dem Leibe solche Kraft, daß ihm das Hinansteigen auf den Gipfel nicht mehr sehr schwer fällt. Ohnehin ist dasselbe dadurch in etwas erleichtert, daß man zuerst auf breitem Wege an dem Hügel des Schuttes und Aufwurfes, der hier später angebracht worden, hinaufsteigt bis zum Eingang in's Innere der Pyramide, welcher schon in ziemlich bedeutender Höhe liegt. Nun aber fängt die Arbeit des mühsameren Hinanklimmens an. Die dienstfertigen Beduinen, welche wir auf dem Herwege mit uns genommen, waren uns übrigens hiebei sehr förderlich. Sie faßten uns, ohne daß wir's begehrten, unter jedem Arme einer, an, und bei den mächtigeren stufenartigen Absätzen, welche von der Höhe eines Tisches und darüber sind, ebenso wie bei den niedrigeren oder zerbrochenen, in welche sich durch die Verwitterung des Gesteines kleine Stufen gebildet haben, halfen die guten Leute mit ihren bald zuvor- bald nachkommenden Armen. Wir hatten uns, um den Sonnenstrahlen auszuweichen, beim Aufsteigen an die nördliche Seite gehalten, von welcher wir nur einige Male uns hinüberzogen nach der östlichen; jetzt aber war die breite Platte des abgebrochenen Gipfels erreicht, auf welcher bequem ein kleines Haus stehen könnte, und nun waren wir im vollen Genuß der Aussicht, nach allen Weltgegenden hin. Auf dieser freien Höhe wehte uns der Nordostwind ziemlich kalt an; wir setzten uns in den Schutz eines der mächtigen Werkstücke, welche in ungleicher Höhe über die Bruchfläche der gewaltsam abgetragenen Spitze hervorragen, und ruhten so eine Zeit lang in den lieblich wärmenden Strahlen der ägyptischen Sonne. Die Aussicht von dem Gipfel der großen Pyramide empfängt ihren hohen eigenthümlichen Reiz durch den Ueberblick, den sie über die nächstliegende Region der Pyramidengruppe und über den Bezirk der Grabstätten gewährt; weiter als an irgend einem andern Punkte der Gegend von Kairo blickt man auch von hier aus in

die große Libysche Wüste hinaus. Wir trennten uns schwer von dieser Lust der Augen. Das Hinuntersteigen gieng leicht und schnell; hier bedurften wir, da der Schwindel uns fremd ist, keiner fremden Hilfe. —

Werke von so ungewöhnlichem Maßstabe, wie die Pyramide des Cheops, sind dem Auge erst nach öfterem und länger fortgesetztem Beschauen recht verständlich; es ergeht einem hier wie bei der Peterskirche in Rom, deren Inneres auch beim erstmaligen Sehen bei weitem nicht so groß erscheint, als es wirklich ist, weil die einzelnen Theile in demselben Verhältniß zu einander und zur Höhe, Länge und Breite des Gewölbes stehen, als in jeder anderen kleineren Kirche. Wir haben, auch in unsern größeren Städten, nur wenig freie Plätze, welche ein Viereck bilden, dessen Länge wie dessen Breite 300 reichliche Schritte bildet; ein solches Viereck, das einen Raum von 550,000 Pariser Quadratfuß umfaßte, hat die Basis der großen Pyramide, als sie noch vollständig war, eingenommen. Selbst in ihrer jetzigen Gestalt, wo sie schon längst ihres Gewandes — des geglätteten Ueberzuges von marmorartigen Kalksteinen beraubt ist, mißt jede der vier nackten Seiten 716½ Pariser Fuß, der ganze Umfang 2866 Fuß, so daß man ziemlich eine Viertelstunde Zeit brauchen würde, um im Spazierschritt um das ganze Gebäu herumzukommen; wegen der herumgestreut liegenden Trümmer und des Aufwurfes an der Nordseite dauert aber ein solcher Umgang noch länger. Man zählt vom Boden an bis zu dem jetzigen obersten Ende 206 Lagen von Werkstücken; von der Grundmauer an, soweit sie blos gelegt ist, bis zum jetzigen Gipfel beträgt die Höhe 428 Pariser Fuß; wenn man sich aber die Spitze noch in ihrer alten Vollständigkeit hinzudenkt, darf man das ursprüngliche Emporsteigen dieses Riesen unter den menschlichen Bauwerken nahe auf 450 Fuß ansetzen, eine Höhe, welche nur von der des Belusthurmes zu Babylon übertroffen wurde.

Nach dem Zeugnisse eines alten Schriftstellers waren mit den Vorarbeiten der Begründung, sowie mit dem eigentlichen Bau dieser Pyramide hundert tausend Menschen, welche in jedem Drittel des Monats von anderen Arbeitern abgelöst wurden, dreißig Jahre lang beschäftigt.

G. H. v Schubert.

65.

Der Libanon.

Unter den Gebirgen Syriens ist das größte und bewohnteste der Libanon, ein langes und hohes Kalksteingebirge, welches sich vom Meeresufer aus in zwei parallelen Bergketten von Südwest nach Nordost zieht. Der südlichere dieser Gebirgszüge heißt der Antilibanon. Das von dem Libanon und Antilibanon umschlossene, zwei Meilen breite Thal heißt Bekaa, d. i. Thalebene.

Der Libanon hat seinen Namen von seiner weißen Farbe erhalten, aber nicht sowohl wegen des ewigen Schnees auf seinen Gipfeln, als wegen der weißlichen Farbe des kalkigen Bodens. Nähert man sich Syrien von der Meerseite, so erblickt man, kaum von Larnaka in Cypern abgefahren, schon in einer Entfernung von dreißig französischen Meilen am Horizont den neblichten Gipfel des Libanon. Steigt man an's Ufer, so erfüllen die Höhen und der jähe Absturz dieses Walles von Gebirgen, der das Land zu verschließen scheint, und diese riesenförmigen Massen, die sich in den Wolken verlieren, mit Erstaunen und Ehrfurcht. Gleich hinter Tripoli stößt man auf die sogenannte Vormauer des Libanon, die oben sehr schöne fruchtbare Ebenen hat und sich drei deutsche Meilen weit bis zu dem Hochgebirge selbst erstreckt. Reiset man nach demselben von Beirut aus, so kommt man Anfangs durch Gärten, Hohlwege und sandige Straßen, wo die großen Bäume, welche den Weg beschatten, von Reben umrankt sind. Kleine Kaffehäuser und Obstbuden von Steinen und Baumzweigen findet man fast auf allen Kreuzwegen, in der Nachbarschaft der Dörfer und Landhäuser und an der ganzen Straße. Der Reichthum an Quellen, Brunnen und Bächen ist unsäglich, ihr Wasser vortrefflich. Maulbeeren und Wein werden am meisten gebaut. Allmählich steigt man bergan; die Aussicht erweitert sich. Man übersieht das fruchtbare Uferland immer mehr, je nachdem man eine Reihe der Vorberge des Libanon nach der andern erklimmt. Sie werden immer höher und die Wege immer schlechter, endlich so schlecht, daß sie ganz aufhören. Weiterhin findet man, daß die Bergrücken, die vom Hauptgebirge auslaufen, parallel neben einander von Osten nach Westen zum Meere hinziehen. Sie sind von unten bis oben bebaut. Ihr hoher und flacher Rücken zeigt

weit über den Wolken überall Reihen von Dörfern, Landhäusern, Klöstern und Weingärten, in welchen letzteren, wie in Asien überhaupt gewöhnlich, die Rebe, ohne aufgebunden zu sein, an der Erde fortrankt. Die Thäler sind tief und enge. Ueber den fruchtbaren Bergen erheben sich die steilen Höhen des Hauptgebirges. Herden schwarzer Ziegen mit braunen hängenden Ohren und weiße Schafe mit Fettschwänzen weiden auf diesen Alpen. Die letzten Höhen bildet der Gipfel des Libanon, ein nackter, violettgrauer, steiler Felsenkamm, aus dessen Schluchten Schneefelder blicken. Kalk ist das herrschende Gestein. Die höchsten Gipfel des Libanon tragen ewigen Schnee. Während des Winters fällt tief herab der Schnee bisweilen in solcher Menge, daß die Bäume darin vergraben würden, wenn ihn der Wind nicht zerstreute. Die beschneiten Höhen des Libanon versehen nicht bloß die umliegenden Städte mit Schnee, um des Sommers ihre Getränke zu kühlen, sondern sie gewähren auch die Hauptnahrung den vielen Quellen, welche rund um seinen Fuß bald über bald unter der Erde dem gemeinsamen Rinnsaal des Hauptstroms von Judäa, des Jordan, zueilen. —

So rauh, vom ewigen Schnee und Eise starrend, die Höhen des Libanon sind, so herrlich sind größtentheils die mittleren und niederen Regionen dieses Gebirges. Die Reisenden sprechen mit Entzücken von den bezaubernden Ansichten, welche sich daselbst den Blicken darbieten. Unter der Felsenwand des Cedernwaldes liegt in einer Hauptschlucht das Maronitenkloster Kanubin. Das Thal ist reich bewässert, voll Quellen und Kaskaden, grün und bewaldet von oben bis unten mit Pinien, Cypressen, Eichen und Platanen. Selbst im Winter ist dieses Thal so angenehm, daß es kaum einen schöneren Fleck der Erde geben kann. Die Gegend um das Dorf Bscharrai, gleichfalls unterhalb des Cedernwaldes, schildert ein Reisender der neueren Zeit als herrlich und einzig in seiner Art: „Die romantischen Felsenlandschaften der kleinen Schweizerkantone mögen mit ihr verglichen werden, und in mancher Hinsicht sie wohl auch übertreffen. Es ist, als wären über die öde Felsgegend Fruchtfelder hingegossen. Mitten unter denselben erhebt sich der liebliche Ort; Silberpappeln wehen bald einzeln, bald als Wäldchen in ihrem schlanken, hohen Wuchse, und der Faden eines Wasserfalls stürzt in einem herrlichen Bogen über das Gebirge, rauschend und

schimmernd, bis vor den Ort, und bewässert die ganze umliegende Gegend."

Unter den natürlichen Erzeugnissen des Libanon gebührt dem Wein seiner Reben die erste Stelle. Die Vortrefflichkeit desselben rühmen einstimmig Alle, die ihn gekostet haben. „Die Weinberge werden hier, wie ein älterer Reisender berichtet, nicht umgegraben, sondern mit Ochsen bepflügt, indem man sie linienweise anpflanzt, und diese Linien in gehöriger Entfernung von einander anlegt. Die Reben erhalten keine Pfähle, sondern man läßt sie an der Erde hinranken. Der Wein davon ist köstlich; die Trauben sind erstaunlich groß, und die Beeren oft wie Pflaumen." Ein anderer Reisender erzählt: „Etwas, das man nur hier und wohl nirgends in Europa findet, ist der vino d'oro des Libanon. Als ich ihn im Glase sah, meinte ich, es sei Liqueur, und als ich davon genoß, konnte ich nicht entscheiden, ob sich mit diesem Weine nur ein Malaga oder Alikante vergleichen lasse. Er wird meistens etwas gekocht und erhält dadurch die Süßigkeit und hochgelbe Farbe. Er hinterläßt im Munde eine Süße und ein lieblich wärmendes Feuer, nicht berauschend, sondern unglaublich angenehm. Dahin zielt der Prophet Hosea, wenn er sagt: Israels Gedächtniß soll sein wie der Wein am Libanon."

Nichts hat seit uralten Zeiten den Libanon berühmter gemacht, als seine Cedern. Zwar sind diese Bäume nicht dem Libanon allein eigen; denn auch auf dem Taurus in Kleinasien wachsen Cedern; aber sie erreichen dort nicht die Höhe und Stärke wie auf dem Libanon. Die Ceder gehört in das Geschlecht der Nadelbäume und hat anderthalb Zoll lange, steife, auch im Winter grüne, Nadeln, deren mehr als zwanzig aus Einer Scheide herauskommen. Die hellgrünen Zapfen stehen aufrecht, sind eirund, fünf Zoll lang und vier Zoll breit und sitzen fest an der Rinde an, welche eine glänzend graue oder braune Farbe hat. Die jungen Stämme haben Aehnlichkeiten mit den Lerchenbäumen. Die Schönheit dieser Bäume besteht in den kräftigen, in zierlichem Ebenmaße sich ausdehnenden Aesten. Das Holz ist rothstreifig und spröde. Das Harz, welches sowohl von dem Stamme als aus dem Zapfen herabfließt, ist so weich wie Balsam; der Geruch desselben ist dem Balsam von Mekka ähnlich. Alles an diesem Baum hat einen stärkenden, balsamischen

Geruch; folglich ist der ganze Wald so angenehm und wohlriechend, daß es eine Lust ist, darin herumzugehen. Fast keine Holzart vereinigt im Bauen so viele Vorzüge in sich als die Ceder. Das Holz derselben ist knotenfrei und hart, wird von keinem Wurm angefressen und dauert so lange, daß es Einige sogar für unverweslich halten. Daher wurde es zu Dachbalken und zu solchen Brettern genommen, mit welchen man die Häuser deckte und die Fußböden in Zimmern. Die Burg von Persepolis, der Tempel von Jerusalem und der Palast Salomo's ebendaselbst waren von Cedernholz gebaut, und in dem letztern war eine Menge dieses Holzes, so daß es das Haus vom Walde Libanon genannt wird. Zu Tyrus waren die Masten der Flotten und das Tafelwerk der Paläste aus Cedern gehauen.

Von den weitschattigen Cedernwaldungen, die einst den Libanon bedeckten, sind jetzt nur noch wenige Reste übrig. Der von den Reisenden gewöhnlich besuchte Cedernhain befindet sich am Fuße der steilen Abhänge der hohen Abtheilung des eigentlichen Libanon, dem Dorfe Hadet gegenüber, eine halbe Stunde weit von der geraden Straße nach Bscharrä. Im Jahr 1813 bestand der Hain noch etwa aus achthundert Bäumen. Unter diesen waren neun Hauptcedern, die sich von den übrigen durch Umfang und Alter auszeichneten, doch nicht durch Höhe, woran sie von den jüngeren übertroffen werden. Der Umfang des Stammes der größten Ceder betrug, etwa vier Fuß vom Boden, ungefähr zwanzig Fuß. Der Stamm von fünf der größten besteht in drei bis vier Abtheilungen, von welcher jeder einzeln dem Stamme unserer stärksten Eichen gleich kommt. Im Herbste 1820 fanden sich noch zwölf alte, etwa zwanzig große, fünfzig von mittlerer Größe, dann dreihundert kleinere und junge. Die ältesten zeichnen sich dadurch aus, daß sie die Blätter und kleinen Zweige bloß in dem Wipfel haben, und daß vier, fünf, ja sieben Stämme aus Einer Wurzel hervorwachsen. Die Stämme der ältesten Bäume scheinen ganz abgestorben zu sein; die Farbe des Holzes fällt in's Graue.

Die weniger bewohnten Theile und öden Schluchten des Libanon beherbergen viele wilde Thiere, besonders Bären, Wölfe, Schakale, wilde Eber und Panther. Die Felle der Panther werden sehr geschätzt und als Satteldecken gebraucht. Rosenmüller.

66.

Erklärung einiger Sprüchwörter

von Hebel.

1. Es ist nicht Alles Gold, was glänzt.

„Es ist nicht Alles Gold, was glänzt.“ Mancher, der nicht an dieses Sprichwort denkt, wird betrogen. Aber eine andere Erfahrung wird noch öfter vergessen: Manches glänzt nicht, und ist doch Gold, und wer das nicht glaubt und nicht daran denkt, der ist noch schlimmer daran. In einem wohlbestellten Acker, in einem gut eingerichteten Gewerbe ist viel Gold verborgen, und eine fleißige Hand weiß es zu finden und ein ruhiges Herz dazu; und ein gut Gewissen glänzt auch nicht, und ist noch mehr als Goldes werth. Oft ist gerade da am wenigsten Gold, wo der Glanz und die Prahlerei am größten ist. Wer viel Lärm macht, hat wenig Muth. Wer viel von seinen Thalern redet, hat nicht viel. Einer prahlte, er habe ein ganzes Simri Dukaten daheim. Als er sie zeigen sollte, wollte er lange nicht daran. Endlich brachte er ein kleines, rundes Schächtelchen zum Vorschein, das man mit der Hand bedecken konnte. Doch half er sich mit einer guten Ausrede. Das Dukatenmaß, sagte er, sei kleiner als das Fruchtmaß.

2. Wo nichts ist, kommt nichts hin. Was nicht ist, das kann werden.

Von zwei unbemittelten Brüdern hatte der eine keine Lust und keinen Muth, etwas zu erwerben, weil ihm das Geld nicht zu den Fenstern hineinregnete. Er sagte immer: „Wo nichts ist ist, kommt nichts hin.“ Und so war es auch. Er blieb sein Lebelang der arme Bruder Wonichtsist, weil es ihm nie der Mühe werth war, mit einem kleinen Ersparniß den Anfang zu machen, um nach und nach zu einem größern Vermögen zu kommen. So dachte der jüngere Bruder nicht. Der pflegte zu sagen: „Was nicht ist, kann werden.“ Er hielt das Wenige, was ihm von der Verlassenschaft der Eltern zu Theil geworden war, zu Rath, und vermehrte es nach und nach durch eigenes Ersparniß, indem er fleißig arbeitete und eingezogen lebte. Anfänglich gieng es hart und langsam. Aber sein Sprichwort: „Was nicht ist, kann werden,“ gab ihm immer Muth und Hoffnung. Mit der Zeit gieng es besser. Er wurde durch un-

verdrossenen Fleiß und Gottes Segen noch ein reicher Mann, und ernährt jetzt die Kinder des armen Bruders Wonichtsist, der selber nichts zu beißen und zu nagen hat.

3. Ende gut, Alles gut.

„Ende gut, Alles gut.“ Ist nicht so zu verstehen: Wenn du ein Jahr lang in einem Hause zu bleiben hast, so führe dich drei hundert vier und sechzig Tage lang bengelhaft auf, und am 31sten Dezember werde manierlich. Sondern es gibt Leute, die manierlich sein können bis an's Ende, und wenn's immer länger währt, so werden sie ungezogen, trotzig, sagen: ich bin froh, daß es nimmer lang währt, und die Andern denken's auch. Für diese ist das Sprichwort.

Item, es gibt Dinge, ob sie gut oder bös sind, kann erst das Ende lehren. Zum Beispiel, du bist krank, möchtest gern essen, was dir der Arzt verbietet, gern auf die Gasse gießen, was du trinkeu mußt, aber du wirst gesund; — oder du bist in der Lehre und meinst manchmal, der Lehrherr sei wunderlich, aber du wirst durch seine Wunderlichkeit ein geschickter Weißgerber oder Orgelmacher; — oder du bist im Zuchthaus, der Zuchtmeister könnte dir wohl die Suppe fetter machen, aber du wirst durch Wasser und Brod nicht nur gesättigt, sondern auch gebessert: — Dann lehrt das gute Ende, daß Alles gut war.

4. Ein Narr fragt viel, worauf kein Weiser antwortet.

Das muß zweimal wahr sein. Für's erste kann wohl der einfältigste Mensch eine Frage thun, worauf der weiseste keinen Bescheid zu geben weiß. Denn fragen ist leichter als antworten, wie fordern oft leichter ist als geben, rufen leichter als kommen. Für's andere könnte manchmal der Weise wohl eine Antwort geben, aber er will nicht, weil die Frage einfältig ist, oder vorwitzig, oder weil sie zur Unzeit kommt. Gar oft erkennt man ohne Mühe den einfältigen Menschen am Fragen und den verständigen am Schweigen. Von dem Doctor Luther verlangte einst Jemand zu wissen, was wohl Gott vor Erschaffung der Welt die lange, lange Ewigkeit hindurch gethan habe. Da erwiderte der fromme und witzige Mann: in einem Birkenwalde habe der liebe Gott gesessen und zur Bestrafung für solche Leute, die unnütze Fragen thun, Ruthen geschnitten.

Zweite Abtheilung.

Gedichte.

[illegible] Fleiß und Gottes Segen noch ein reicher Mann, [illegible] die Kinder des neuen Bruders Wohlbekannt(?), der [illegible] zu beißen und zu nagen hat.

6. Ende gut, Alles gut.

„Ende gut, Alles gut." Ist nicht so zu verstehen: Wenn du ein Jahr lang in einem Hause zu bleiben hast, so führe dich drei hundert und vier und sechzig Tage lang bengelhaft auf, und am 31sten December werde manierlich. Sondern es gibt Leute, die manierlich [illegible] bis an's Ende, und wenn's immer länger währt, so werden [illegible] sagen: ich bin froh, daß es nimmer lang währt, und die Andern sagen's auch. Für diese ist das Sprichwort. [illegible] ob sie gut oder bös sind, kann erst [illegible], möchtest gern essen, [illegible] auf die Gasse gießen, was du [illegible] — oder du bist in der Lehre [illegible] wunderlich, aber du wirst durch seine Wunderlichkeit ein geschickter [illegible] oder Orgelmacher; — oder du bist im Zuchthaus, der Zuchtmeister könnte dir wohl die Suppe fetter machen, aber du wirst durch Wasser und Brod nicht nur gesättigt, sondern auch gebessert: — Dann lehrt das gute Ende, daß Alles gut war.

7. Ein Narr fragt viel, worauf kein Weiser antwortet.

[illegible] Für's erste kann wohl der einfältigste Mensch eine Frage thun, worauf der weiseste keinen Bescheid zu geben weiß. Denn fragen ist leichter als antworten, wie fordern oft leichter ist als geben, suchen leichter als kommen. Für's andere könnte mancher der Weise wohl eine Antwort geben, aber er will nicht, weil die Frage einfältig ist, oder vorwitzig, oder weil [illegible]. Also oft erkennt man ohne Mühe den einfältigen Menschen am Fragen und den verständigen am Schweigen. [illegible] verlangte einst Jemand zu wissen, was wohl Gott [illegible] die lange, lange Ewigkeit hindurch gethan habe. [illegible] der fromme und witzige Mann: In einem [illegible] habe der liebe Gott gesessen und zur Bestrafung für solche Leute, die [illegible] Fragen thun, Ruthen geschnitten.

1.

Zimmerspruch.

Das neue Haus ist aufgericht't,
Gedeckt, gemauert ist es nicht,
Noch können Regen und Sonnenschein
Von oben und überall herein;
Drum rufen wir zum Meister der Welt,
Er wolle von dem Himmelszelt
Nur Heil und Segen gießen aus
Hier über dieses offne Haus.
Zuoberst woll' er gut Gedeih'n
In die Kornböden uns verleih'n;
In die Stube Fleiß und Frömmigkeit,
In die Küche Maß und Reinlichkeit,
In den Stall Gesundheit allermeist,
In den Keller dem Wein einen guten Geist;
Die Fenster und Pforten woll' er weih'n,
Daß nichts Unselig's komm' herein,
Und daß aus dieser neuen Thür
Bald fromme Kindlein springen für.
Nun, Maurer, decket und mauert aus!
Der Segen Gottes ist im Haus.

Uhland.

2.

Das Kind der Sorge.

Einst saß am murmelnden Strome
Die Sorge nieder und sann;
Da bildet' im Traum der Gedanken
Ihr Finger ein leimernes Bild.

Was hast du, sinnende Göttin?
Spricht Zeus, der eben ihr naht.
Ein Bild, von Thone gebildet;
Beleb's, ich bitte dich, Gott.

Wohlan denn! lebe! — Es lebet;
Und mein sei dieses Geschöpf!
Dagegen redet die Sorge:
Nein, laß es, laß es mir, Herr!

Mein Finger hat es gebildet. —
Und ich gab Leben dem Thon,
Sprach Jupiter. Als sie so sprachen,
Da trat auch Tellus hinan.

Mein ist's, sie hat mir genommen
Von meinem Schooße das Kind.
Wohlan, sprach Jupiter, wartet!
Dort kommt ein Entscheider, Saturn.

Saturn sprach: Habet es alle!
So will's das hohe Geschick.
Du, der das Leben ihm schenkte,
Nimm, wenn es stirbet, den Geist;

Du, Tellus, seine Gebeine;
Denn mehr gehöret dir nicht;
Dir, seiner Mutter, o Sorge,
Wird es im Leben geschenkt.

Du wirst, so lang' es nur athmet,
Es nie verlassen, dein Kind;
Dir ähnlich wird es von Tage
Zu Tage sich mühen ins Grab.

Des Schicksals Spruch ist erfüllet,
Und Mensch heißt dieses Geschöpf:
Im Leben gehört es der Sorge,
Der Erd' im Sterben und Gott.

Herder.

3.

Der Strom.

Seht den Felsenquell,
Freudehell,
Wie ein Sternenblick;
Ueber Wolken
Nährten seine Jugend
Gute Geister
Zwischen Klippen im Gebüsch.

Jünglingfrisch
Tanzt er aus der Wolke
Auf die Marmorfelsen nieder,
Jauchzet wieder
Nach dem Himmel.

Durch die Gipfelgänge
Jagt er bunten Kieseln nach,
Und mit frühem Führertritt
Reißt er seine Bruderquellen
Mit sich fort.

Drunten werden in dem Thal
Unter seinem Fußtritt Blumen,
Und die Wiese
Lebt von seinem Hauch.

Doch ihn hält kein Schattenthal,
Keine Blumen,
Die ihm seine Knie' umschlingen,
Ihm mit Liebesaugen schmeicheln;
Nach der Ebne dringt sein Lauf
Schlangenwandelnd.

Bäche schmiegen
Sich gesellig an. Nun tritt er
In die Ebne silberprangend,
Und die Ebne prangt mit ihm,
Und die Flüsse von der Ebne
Und die Bäche von den Bergen
Jauchzen ihm und rufen: Bruder!
Bruder, nimm die Brüder mit!
Mit zu deinem alten Vater,
Zu dem ew'gen Ozean,
Der mit ausgespannten Armen
Unser wartet,
Die sich ach! vergebens öffnen,
Seine Sehnenden zu fassen;
Denn uns frißt in öder Wüste
Gier'ger Sand; die Sonne droben
Saugt an unserm Blut; ein Hügel

Hemmet uns zum Teiche! Bruder,
Nimm die Brüder von der Ebne,
Nimm die Brüder von den Bergen
Mit, zu deinem Vater mit!

Kommt, ihr alle! —
Und nun schwillt er
Herrlicher; ein ganz Geschlechte
Trägt den Fürsten hoch empor!
Und im rollenden Triumphe
Gibt er Ländern Namen, Städte
Werden unter seinem Fuß.

Unaufhaltsam rauscht er weiter,
Läßt der Thürme Flammengipfel,
Marmorhäuser, eine Schöpfung
Seiner Fülle, hinter sich.

Cedernhäuser trägt der Atlas
Auf den Riesenschultern; sausend
Wehen über seinem Haupte
Tausend Flaggen durch die Lüfte,
Zeugen seiner Herrlichkeit.

Und so trägt er seine Brüder,
Seine Schätze, seine Kinder,
Dem erwartenden Erzeuger
Freudebrausend an das Herz.

Goethe.

4.

Berglied.

Am Abgrund leitet der schwindlichte Steg,
Er führt zwischen Leben und Sterben;
Es sperren die Riesen den einsamen Weg
Und drohen dir ewig Verderben.
Und willst du die schlafende Löwin nicht wecken,
So wandle still durch die Straße der Schrecken.

Es schwebt eine Brücke, hoch über den Rand
Der furchtbaren Tiefe gebogen;
Sie ward nicht erbauet von Menschenhand,
Es hätte sich's Keiner verwogen;
Der Strom braust unter ihr spat und früh,
Speit ewig hinauf und zertrümmert sie nie.

Es öffnet sich schwarz ein schauriges Thor,
Du glaubst dich im Reiche der Schatten,
Da thut sich ein lachend Gelände hervor,
Wo der Herbst und der Frühling sich gatten;
Aus des Lebens Mühen und ewiger Qual
Möcht' ich fliehen in dieses glückselige Thal.

Vier Ströme brausen hinab in das Feld,
Ihr Quell, der ist ewig verborgen;

Sie fließen nach allen vier Straßen der Welt,
Nach Abend, Nord, Mittag und Morgen,
Und wie die Mutter sie rauschend geboren,
Fort flieh'n sie und bleiben sich ewig verloren.

Zwei Zinken ragen in's Blaue der Luft,
Hoch über der Menschen Geschlechter,
Drauf tanzen, umschleiert mit goldenem Duft,
Die Wolken, die himmlischen Töchter.
Sie halten dort oben den einsamen Reih'n,
Da stellt sich kein Zeuge, kein irdischer, ein.

Es sitzt die Königin hoch und klar
Auf unvergänglichem Throne,
Die Stirn umkränzt sie sich wunderbar
Mit diamantener Krone;
Drauf schießt die Sonne die Pfeile von Licht,
Sie vergolden sie nur, und erwärmen sie nicht.

Schiller.

5.

Chidher.

Chidher, der ewig junge, sprach:
Ich fuhr an einer Stadt vorbei;
Ein Mann im Garten Früchte brach;
Ich fragte, seit wann die Stadt hier sei.
Er sprach und pflückte die Früchte fort:
Die Stadt steht ewig an diesem Ort
Und wird so stehen ewig fort.
Und aber nach fünfhundert Jahren
Kam ich desselbigen Wegs gefahren.

Da fand ich keine Spur der Stadt;
Ein einsamer Schäfer blies die Schalmei,
Die Herde weidete Laub und Blatt;
Ich fragte: Wie lang ist die Stadt vorbei?
Er sprach und blies auf dem Rohre fort:
Das Eine wächst, wenn das Andre dorrt;
Das ist mein ewiger Weideort.
Und aber nach fünfhundert Jahren
Kam ich desselbigen Wegs gefahren.

Da fand ich ein Meer, das Wellen schlug,
Ein Schiffer warf die Netze frei;
Und als er ruhte vom schweren Zug,
Fragt' ich, seit wann das Meer hier sei.
Er sprach und lachte meinem Wort:
So lang' als schäumen die Wellen dort,
Fischt man und fischt man in diesem Port.
Und aber nach fünfhundert Jahren
Kam ich desselbigen Wegs gefahren.

Da fand ich einen waldigen Raum
Und einen Mann in der Siedelei,
Er fällte mit der Axt den Baum;
Ich fragte, wie alt der Wald hier sei.
Er sprach: Der Wald ist ein ewiger Hort,
Schon ewig wohn' ich an diesem Ort,
Und ewig wachsen die Bäum' hier fort.
Und aber nach fünfhundert Jahren
Kam ich desselbigen Wegs gefahren.

Da fand ich eine Stadt, und laut
Erschallte der Markt vom Volksgeschrei.
Ich fragte: Seit wann ist die Stadt erbaut?
Wohin ist Wald und Meer und Schalmei?
Sie schrien und hörten nicht mein Wort:
So gieng es ewig an diesem Ort,
Und wird so gehen ewig fort.
Und aber nach fünfhundert Jahren
Will ich desselbigen Weges fahren.

Rückert.

6.

Alexander's Vermächtniß.

Als Alexander starb, verordnet' er,
Daß man die Hand ihm aus dem Sarg ließ' hangen,
Damit die Menschen alle, die vorher
In seines Reichthums Füll' ihn sahen prangen,
Nun sehen möchten, daß mit Händen leer
Er sei des allgemeinen Wegs gegangen,
Und daß er von den Schätzen allen habe
Nichts als die leere Hand gebracht zum Grabe.

Rückert.

7.

Tod und Leben.

Es gieng ein Mann im Syrerland,
Führt' ein Kameel am Halfterband.
Das Thier mit grimmigen Geberden
Urplötzlich anfieng, scheu zu werden,
Und that so ganz entsetzlich schnaufen,
Der Führer vor ihm mußt' entlaufen.
Er lief und einen Brunnen sah
Von ungefähr am Wege da.
Das Thier hört' er im Rücken schnauben,
Das mußt' ihm die Besinnung rauben:
Er in den Schacht des Brunnens kroch,
Er stürzte nicht, er schwebte noch.
Gewachsen war ein Brombeerstrauch
Aus des geborstnen Brunnens Bauch;
Daran der Mann sich fest that klammern,
Und seinen Zustand drauf bejammern.
Er blickte in die Höh', und sah
Dort das Kameelhaupt furchtbar nah,
Das ihn wollt' oben fassen wieder.
Dann blickt' er in den Brunnen nieder;
Da sah am Grund er einen Drachen
Aufgähnen mit entsperrtem Rachen,
Der drunten ihn verschlingen wollte,
Wenn er hinunter fallen sollte.
So schwebend in der beiden Mitte,
Da sah der Arme noch das Dritte:
Wo in die Mauerspalte gieng
Des Sträuchleins Wurzel, dran er hieng,
Da sah er still ein Mäusepaar,
Schwarz eine, weiß die andre war;
Er sah die schwarze mit der weißen
Abwechselnd an der Wurzel beißen.
Sie nagten, zausten, gruben, wühlten,
Die Erd' ab von der Wurzel spülten;
Und wie sie rieselnd niederrann,
Der Drach' im Grund aufblickte dann,
Zu seh'n, wie bald mit seiner Bürde
Der Strauch entwurzelt fallen würde.
Der Mann, in Angst und Furcht und Noth,
Umstellt, umlagert und umdroht,
Im Stand des jammerhaften Schwebens
Sah sich nach Rettung um vergebens.
Und da er also um sich blickte,
Sah er ein Zweiglein, welches nickte
Vom Brombeerstrauch mit reifen Beeren;
Da konnt' er doch der Lust nicht wehren:
Er sah nicht des Kameeles Wuth,
Und nicht den Drachen in der Flut,
Und nicht der Mäuse Tückespiel,
Als ihm die Beer' in's Auge fiel.
Er ließ das Thier von oben rauschen,
Und unter sich den Drachen lauschen,
Und neben sich die Mäuse nagen,
Griff nach den Beerlein mit Behagen.
Sie däuchten ihm zu essen gut,
Aß Beer' auf Beerlein wohlgemuth,
Und durch die Süßigkeit im Essen
War alle seine Furcht vergessen. —

Du fragst: Wer ist der thöricht Mann,
Der so die Furcht vergessen kann?
So wiss', o Freund: der Mann bist du!
Vernimm die Deutung auch dazu:
Es ist der Drach' im Brunnengrund
Des Todes aufgesperrter Schlund;
Und das Kameel, das oben droht,
Es ist des Lebens Angst und Noth;
Du bist's, der zwischen Tod und Leben
Am grünen Strauch der Welt muß schweben.
Die beiden, so die Wurzel nagen,

Dich, sammt den Zweigen, die dich
tragen,
Zu liefern in des Todes Macht,
Die Mäuse heißen Tag und Nacht.
Es nagt die schwarze wohl verborgen
Vom Abend heimlich bis zum Morgen,
Es nagt vom Morgen bis zum Abend
Die weiße, wurzeluntergrabend.

Und zwischen diesem Graus und Wust
Lockt dich die Beere Sinneslust,
Daß du Kameel, die Lebensnoth,
Daß du im Grund den Drachen Tod,
Daß du die Mäuse Tag und Nacht
Vergissest, und auf nichts hast Acht,
Als daß du recht viel Beerlein haschest,
Aus Grabes Brunnenritzen naschest.

Rückert.

8.

Die wiedergefundenen Söhne.

Was die Schickung schickt, ertrage!
Wer ausharret, wird gekrönt.
Reichlich weiß sie zu vergelten,
Herrlich lohnt sie stillen Sinn.
Tapfer ist der Löwensieger,
Tapfer ist der Weltbezwinger,
Tapfrer, wer sich selbst bezwang.

Placidus, ein edler Feldherr,
Reich an Tugend und Verdienst,
Beistand war er jedem Armen,
Unterdrückten half er auf.
Wie er einst den Feind bezwungen,
Wie er einst das Reich gerettet,
Rettet' er, wer zu ihm floh.

Aber ihn verfolgt' das Schicksal,
Armuth und der Bösen Neid.
„Laß dem Neid uns und der Armuth
Still entgeh'n!“ sprach Placidus.
„Auf, laß uns dem Fleiße dienen!
Sprach sein Weib, und gute Knaben,
Tapfre Knaben, folget uns!“

Also giengen sie; im Walde
Traf sie eine Räuberschaar,
Trennen Vater, Mutter, Kinder —
Lange sucht der Held sie auf.
„Placidus, rief eine Stimme
Ihm im hochbeherzten Busen,
Dulde dich, du findest sie!“

Und er kam vor eine Hütte.
„Kehre, Wandrer, bei mir ein!
Sprach der Landmann, du bist traurig;
Auf, und fasse neuen Muth!
Wen das Schicksal drückt, den liebt es,
Wem's entzieht, dem will's vergelten,
Wer die Zeit erharret, siegt.“

Und er ward des Mannes Gärtner,
Dient' ihm unerkannt und treu,
Pflegend tief in seinem Herzen
Eine bitt're Frucht, Geduld.
„Placidus, rief eine Stimme
Ihm im tiefbedrängten Busen,
Dulde dich, du findest sie!“

So verstrichen Jahr' auf Jahre,
Bis ein wilder Krieg entsprang.
„Wo ist Placidus, mein Feldherr?
Sprach der Kaiser, suchet ihn!“
Und man sucht' ihn nicht vergebens;
Denn die Prüfung war vorüber,
Und des Schicksals Stunde schlug.

Zween seiner alten Diener
Kamen vor der Hütte Thür,
Sah'n den Gärtner und erkannten
An der Narb' ihn im Gesicht,
An der Narbe, die dem Feldherrn
Statt der Schätze, statt der Lorbeern
Einzig blieb als Ehrenmal.

Alsobald ward er gerufen;
Es erjauchzt das ganze Heer.
Vor ihm gieng der Feinde Schrecken,
Ihm zur Seite Sieg und Ruhm.
Stillen Sinn's nahm er den Palmzweig,
Gab die Lorbeern seinen Treuen,
Seinen Tapfersten im Heer.

Als nach ausgefocht'nem Kriege
Jetzt der Siegestanz begann,
Drängt mit zween seiner Helden
Eine Mutter sich hervor:
„Vater, nimm hier deine Kinder!
Feldherr, sieh hier deine Söhne,
Mich, dein Weib Eugenia:

Wie die Löwin ihre Jungen,
Jagt' ich sie den Räubern ab.
Nachbarlich in dieser Hütte, —
Komm' und schau'! — erzog ich sie;
Glaubte dich uns längst verloren;
Deine Söhne mir statt deiner,
Deiner werth erzog ich sie!

Als die Post erscholl vom Kriege,
Rufend deinen Namen aus,
Auferweckt vom Todtentraume
Rüstet' ich die Jünglinge.
„Zieht, verdienet euren Vater!
Streitet unerkannt und werdet,
Werdet eures Vaters werth!"

Und ich seh', sie tragen Kränze,
Ehrenkränze dir zum Ruhm,
Die du unerkannt den Söhnen,
Nicht als Söhnen, zuerkannt.
Vater, nimm itzt deine Kinder!
Feldherr, sieh hier deine Söhne
Und dein Weib Eugenia!" —

Was die Schickung schickt, ertrage!
Wer ausharret, wird gekrönt.
Placidus, der stillgesinnte,
Lebet noch in Hymnen jetzt;
Christlich wandt' er seinen Namen,
Seinen Namen nennt die Kirche
Preisend Sankt Eustachius.

Herder.

9.

Die Gottesmauer.

Drauß vor Schleswig an der Pforte
Wohnen armer Leute viel;
Ach! des Feindes wilder Horde
Werden sie das erste Ziel.
Waffenstillstand ist gekündet;
Dänen ziehen aus zur Nacht;
Russen, Schweden sind verbündet,
Brechen ein mit wilder Macht.

Drauß vor Schleswig, weit vor allen,
Liegt ein Hüttlein ausgesetzt.

Drauß vor Schleswig in der Hütte
Singt ein frommes Mütterlein:
„Herr! in deinen Schooß ich schütte
Alle meine Sorg' und Pein!"

Doch ihr Enkel, ohn' Vertrauen,
Zwanzigjährig, neuster Zeit,
Hat, den Bräutigam zu schauen,
Seine Lampe nicht bereit.

Drauß vor Schleswig in der Hütte
Singt das fromme Mütterlein.

„Eine Mauer um uns baue!
Singt das fromme Mütterlein:
Daß dem Feinde vor uns graue,
Nimm in deine Burg uns ein!"
„Mutter! spricht der Weltgesinnte,
Eine Mauer uns um's Haus
Kriegt fürwahr nicht so geschwinde
Euer lieber Gott heraus!" —

„Eine Mauer um uns baue!“
Singt das fromme Mütterlein.

„Enkel, fest ist mein Vertrauen!
Wenn's dem lieben Gott gefällt,
Kann er uns die Mauer bauen;
Was er will, ist wohl bestellt.“
Trommeln rumdidum rings prasseln;
Die Trompeten schmettern drein;
Rosse wiehern, Wagen rasseln;
Ach! nun bricht der Feind herein!

„Eine Mauer um uns baue!“
Singt das fromme Mütterlein.

Rings in alle Hütten brechen
Schwed' und Russe mit Geschrei,
Fluchen, lärmen, toben, zechen,
Doch das Haus geh'n sie vorbei.
Und der Enkel spricht in Sorgen:
„Mutter, uns verräth das Lied!“
Aber sieh, das Heer von Morgen
Bis zur Nacht vorüberzieht.

„Eine Mauer um uns baue!“
Singt das fromme Mütterlein.

Und am Abend tobt der Winter,
Um die Fenster stürmt der Nord.
„Schließt die Laden, liebe Kinder!“
Spricht die Alte, und singt fort.
Aber mit den Flocken fliegen
Nur Kosakenpulke 'ran:
Rings in allen Hütten liegen
Sechzig, auch wohl achtzig Mann.

„Eine Mauer um uns baue!“
Singt das fromme Mütterlein.

„Eine Mauer um uns baue!“
Singt sie fort die ganze Nacht.
Morgens wird es still: „O schaue,
Enkel, was der Nachbar macht!“
Auf nach innen geht die Thüre;
Nimmer käm' er sonst heraus:
Daß er Gottes Allmacht spüre,
Liegt der Schnee wohl haushoch drauß.

„Eine Mauer um uns baue!“
Sang das fromme Mütterlein.

„Ja! der Herr kann Mauern bauen!
Liebe, gute Mutter, komm',
Gottes Wunder anzuschauen!“
Spricht der Enkel und ward fromm.
Achtzehnhundert vierzehn war es,
Als der Herr die Mauer baut',
In der fünften Nacht des Jahres
Hat's dem Feind davor gegraut.

„Eine Mauer um uns baue!“
Sang das fromme Mütterlein.

C. Brentano.

10.

Johanna Sebus.

Zum Andenken der siebenzehnjährigen Schönen, Guten, aus dem Dorfe Brienen, die am 13. Januar 1809 bei dem Eisgange des Rheins und dem großen Bruche des Dammes von Cleverham Hilfe reichend untergieng.

Der Damm zerreißt, das Feld erbraust,
Die Fluten spülen, die Fläche saust.

„Ich trage dich, Mutter, durch die Flut,
Noch reicht sie nicht hoch, ich wate gut.“ —

„Auch uns bedenke, bedrängt wie wir sind,
Die Hausgenossin, drei arme Kind!
Die schwache Frau! — Du gehst davon!“ —
Sie trägt die Mutter durch's Wasser schon.
„Zum Bühle da rettet euch! Harret derweil;
Gleich kehr' ich zurück, uns allen ist Heil.
Zum Bühl ist's noch trocken und wenige Schritt';
Doch nehmt auch mir meine Ziege mit!“

Der Damm zerschmilzt, das Feld erbraust,
Die Fluten wühlen, die Fläche saust.

Sie setzt die Mutter an sich'res Land,
Schön Suschen, gleich wieder zur Flut gewandt.
„Wohin? wohin? Die Breite schwoll;
Des Wassers ist hüben und drüben voll;
Verwegen in's Tiefe willst du hinein!“ —
„Sie sollen und müssen gerettet sein!“

Der Damm verschwindet, die Welle braust,
Eine Meereswoge, sie schwankt und saust.

Schön Suschen schreitet gewohnten Steg,
Umströmt auch gleitet sie nicht vom Weg,
Erreicht den Bühl und die Nachbarin;
Doch der und den Kindern kein Gewinn!

Der Damm verschwand, ein Meer erbraust's,
Den kleinen Hügel im Kreis umsaust's.

Da gähnet und wirbelt der schäumende Schlund,
Und ziehet die Frau mit den Kindern zu Grund;
Das Horn der Ziege faßt das ein',
So sollten sie alle verloren sein!
Schön Suschen steht noch stark und gut:
Wer rettet das junge, das edelste Blut!
Schön Suschen steht noch wie ein Stern;
Doch alle Werber sind alle fern.
Rings um sie her ist Wasserbahn,
Kein Schifflein schwimmet zu ihr heran.
Noch einmal blickt sie zum Himmel hinauf,
Da nehmen die schmeichelnden Fluten sie auf.

Kein Damm, kein Feld! Nur hier und dort
Bezeichnet ein Baum, ein Thurm den Ort.

Bedeckt ist Alles mit Wasserschwall;
Doch Suschens Bild schwebt überall. —
Das Wasser sinkt, das Land erscheint,
Und überall wird schön Suschen beweint. —
Und dem sei, wer's nicht singt und sagt,
Im Leben und Tod nicht nachgefragt.

Goethe.

11.

Der Taucher.

„Wer wagt es, Rittersmann oder Knapp,
Zu tauchen in diesen Schlund?
Einen goldnen Becher werf' ich hinab,
Verschlungen schon hat ihn der schwarze Mund:
Wer mir den Becher kann wieder zeigen,
Er mag ihn behalten, er ist sein eigen."

Der König spricht es und wirft von der Höh'
Der Klippe, die schroff und steil
Hinaushängt in die unendliche See,
Den Becher in der Charybde Geheul.
„Wer ist der Beherzte, ich frage wieder,
Zu tauchen in diese Tiefe nieder?"

Und die Ritter, die Knappen um ihn her
Vernehmen's und schweigen still,
Sehen hinab in das wilde Meer,
Und keiner den Becher gewinnen will.
Und der König zum dritten Mal wieder fraget:
„Ist Keiner, der sich hinunter waget?"

Doch Alles noch stumm bleibt wie zuvor;
Und ein Edelknecht, sanft und keck,
Tritt aus der Knappen zagendem Chor,
Und den Gürtel wirft er, den Mantel weg,
Und alle die Männer umher und die Frauen
Auf den herrlichen Jüngling verwundert schauen.

Und wie er tritt an des Felsen Hang
Und blickt in den Schlund hinab,
Die Wasser, die sie hinunter schlang,
Die Charybde jetzt brüllend wiedergab,

Und wie mit des fernen Donners Getose
Entstürzen sie schäumend dem finstern Schoße.

Und es wallet und siedet und brauset und zischt,
Wie wenn Wasser mit Feuer sich mengt,
Bis zum Himmel spritzet der dampfende Gischt,
Und Flut auf Flut sich ohn' Ende drängt,
Und will sich nimmer erschöpfen und leeren,
Als wollte das Meer noch ein Meer gebären.

Doch endlich, da legt sich die wilde Gewalt,
Und schwarz aus dem weißen Schaum
Klafft hinunter ein gähnender Spalt,
Grundlos, als gieng's in den Höllenraum,
Und reißend sieht man die brandenden Wogen
Hinab in den strudelnden Trichter gezogen.

Jetzt schnell, eh' die Brandung wiederkehrt,
Der Jüngling sich Gott befiehlt,
Und — ein Schrei des Entsetzens wird rings gehört,
Und schon hat ihn der Wirbel hinweggespült,
Und geheimnißvoll über dem kühnen Schwimmer
Schließt sich der Rachen, er zeigt sich nimmer.

Und stille wirds über dem Wasserschlund,
In der Tiefe nur brauset es hohl,
Und bebend hört man von Mund zu Mund:
„Hochherziger Jüngling, fahre wohl!"
Und hohler und hohler hört man's heulen,
Und es harrt noch mit bangem, mit schrecklichem Weilen.

Und würfst du die Krone selber hinein
Und sprächst: wer mir bringet die Kron',
Er soll sie tragen und König sein!
Mich gelüstete nicht nach dem theuren Lohn.
Was die heulende Tiefe da unten verhehle,
Das erzählt keine lebende glückliche Seele."

Wohl manches Fahrzeug, vom Strudel gefaßt,
Schoß jäh in die Tiefe hinab;
Doch zerschmettert nur rangen sich Kiel und Mast
Hervor aus dem Alles verschlingenden Grab. —
Und heller und heller, wie Sturmes Sausen,
Hört man's näher und immer näher brausen.

Und es wallet und siedet und brauset und zischt,
Wie wenn Wasser mit Feuer sich mengt,
Bis zum Himmel spritzet der dampfende Gischt,
Und Well' auf Well' sich ohn' Ende drängt,
Und wie mit des fernen Donners Getose
Entstürzt es brüllend dem finstern Schoße.

Und sieh! aus dem finster flutenden Schoß,
Da hebet sich's schwanenweiß,
Und ein Arm und ein glänzender Nacken wird bloß,
Und es rudert mit Kraft und mit emsigem Fleiß,
Und er ist's, und hoch in seiner Linken
Schwingt er den Becher mit freudigem Winken.

Und athmete lang und athmete tief,
Und begrüßte das himmlische Licht.
Mit Frohlocken es Einer dem Andern rief:
„Er lebt! Er ist da! Es behielt ihn nicht!
Aus dem Grab, aus der strudelnden Wasserhöhle
Hat der Brave gerettet die lebende Seele!"

Und er kommt; es umringt ihn die jubelnde Schaar,
Zu des Königs Füßen er sinkt,
Den Becher reicht er ihm knieend dar,
Und der König der lieblichen Tochter winkt,
Die füllt ihn mit funkelndem Wein bis zum Rande,
Und der Jüngling sich also zum König wandte:

„Lang lebe der König! Es freue sich,
Wer da athmet im rosigen Licht!
Da unten aber ist's fürchterlich,
Und der Mensch versuche die Götter nicht,
Und begehre nimmer und nimmer zu schauen,
Was sie gnädig bedecken mit Nacht und Grauen.

Es riß mich hinunter blitzesschnell.
Da stürzt' mir aus felsigem Schacht
Wildflutend entgegen ein reißender Quell;
Mich packte des Doppelstroms wüthende Macht,
Und wie einen Kreisel, mit schwindelndem Drehen
Trieb mich's um, ich konnte nicht widerstehen.

Da zeigte mir Gott, zu dem ich rief,
In der höchsten schrecklichen Noth,

Aus der Tiefe ragend, ein Felsenriff,
Das erfaßt' ich behend und entrann dem Tod,
Und da hieng auch der Becher an spitzen Korallen,
Sonst wär' er in's Bodenlose gefallen.

Denn unter mir lag's noch bergetief
In purpurner Finsterniß da,
Und obs hier dem Ohre gleich ewig schlief,
Das Auge mit Schaudern hinunter sah,
Wie's von Salamandern und Molchen und Drachen
Sich regt' in dem furchtbaren Höllenrachen.

Schwarz wimmelten da in grausem Gemisch,
Zu scheußlichen Klumpen geballt,
Der stachlichte Roche, der Klippenfisch,
Des Hammers gräuliche Ungestalt,
Und dräuend wies mir die grimmigen Zähne
Der entsetzliche Hai, des Meeres Hyäne.

Und da hieng ich und war's mir mit Grausen bewußt,
Von der menschlichen Hilfe so weit,
Unter Larven die einzige fühlende Brust,
Allein in der gräßlichen Einsamkeit,
Tief unter dem Schall der menschlichen Rede
Bei den Ungeheuern der traurigen Oede.

Und schaudernd dacht' ich's, da krochs heran,
Regte hundert Gelenke zugleich,
Will schnappen nach mir; in des Schreckens Wahn
Laß ich los der Koralle umklammerten Zweig,
Gleich faßt mich der Strudel mit rasendem Toben,
Doch es war mir zum Heil, es riß mich nach oben."

Der König darob sich verwundert schier,
Und spricht: „Der Becher ist dein,
Und diesen Ring noch bestimm' ich dir,
Geschmückt mit dem köstlichsten Edelgestein,
Versuchst du's noch einmal und bringst mir Kunde,
Was du sahst auf des Meeres tiefunterstem Grunde."

Das hörte die Tochter mit weichem Gefühl,
Und mit schmeichelndem Munde sie fleht:
„Laßt, Vater, genug sein das grausame Spiel!
Er hat euch bestanden, was Keiner besteht,

Und könnt Ihr des Herzens Gelüste nicht zähmen,
So mögen die Ritter den Knappen beschämen."

Drauf der König greift nach dem Becher schnell,
In den Strudel ihn schleudert hinein:
„Und schaffst du den Becher mir wieder zur Stell',
So sollst du der trefflichste Ritter mir sein,
Und sollst sie als Ehgemahl heut' noch umarmen,
Die jetzt für dich bittet mit zartem Erbarmen."

Da ergreift's ihm die Seele mit Himmelsgewalt,
Und es blitzt aus den Augen ihm kühn,
Und er siehet erröthen die schöne Gestalt,
Und sieht sie erbleichen und sinken hin:
Da treibt's ihn, den köstlichen Preis zu erwerben,
Und stürzt hinunter auf Leben und Sterben.

Wohl hört man die Brandung, wohl kehrt sie zurück,
Sie verkündigt der donnernde Schall;
Da bückt sich's hinunter mit liebendem Blick,
Es kommen, es kommen die Wasser all',
Sie rauschen herauf, sie rauschen nieder,
Den Jüngling bringt keines wieder.

Schiller.

12.

Die Bürgschaft.

Zu Dionys, dem Tyrannen, schlich
Möros, den Dolch im Gewande;
Ihn schlugen die Häscher in Bande.
„Was wolltest du mit dem Dolche? Sprich!"
Entgegnet ihm finster der Wütherich. —
„Die Stadt vom Tyrannen befreien!" —
„Das sollst du am Kreuze bereuen!" —

„Ich bin, spricht jener, zu sterben bereit
Und bitte nicht um mein Leben;
Doch willst du Gnade mir geben,
Ich flehe dich um drei Tage Zeit,
Bis ich die Schwester dem Gatten gefreit;
Ich lasse den Freund dir als Bürgen,
Ihn magst du, entrinn' ich, erwürgen."

Da lächelt der König mit arger List
Und spricht nach kurzem Bedenken:
„Drei Tage will ich dir schenken;
Doch wisse! wenn sie verstrichen, die Frist,
Eh' du zurück mir gegeben bist:
So muß er statt deiner erblassen,
Doch dir ist die Strafe erlassen."

Und er kommt zum Freunde: „Der König gebeut,
Daß ich am Kreuz mit dem Leben
Bezahle das frevelnde Streben;
Doch will er mir gönnen drei Tage Zeit,
Bis ich die Schwester dem Gatten gefreit;
So bleib' du dem König zum Pfande,
Bis ich komme, zu lösen die Bande."

Und schweigend umarmt ihn der treue Freund
Und liefert sich aus dem Tyrannen;
Der Andere ziehet von dannen.
Und ehe das dritte Morgenroth scheint,
Hat er schnell mit dem Gatten die Schwester vereint,
Eilt heim mit sorgender Seele,
Damit er die Frist nicht verfehle.

Da gießt unendlicher Regen herab,
Von den Bergen stürzen die Quellen,
Und die Bäche, die Ströme schwellen.
Und er kommt an's Ufer mit wanderndem Stab;
Da reißet die Brücke der Strudel hinab,
Und donnernd sprengen die Wogen
Des Gewölbes krachenden Bogen.

Und trostlos irrt er an Ufers Rand;
Wie weit er auch spähet und blicket
Und die Stimme, die rufende, schicket,
Da stößet kein Nachen vom sichern Strand,
Der ihn setze an das gewünschte Land;
Kein Schiffer lenket die Fähre,
Und der wilde Strom wird zum Meere.

Da sinkt er an's Ufer und weint und fleht,
Die Hände zum Zeus erhoben:
„O, hemme des Stromes Toben!
Es eilen die Stunden, im Mittag steht

Die Sonne, und wenn sie niedergeht,
Und ich kann die Stadt nicht erreichen,
So muß der Freund mir erbleichen."

Doch wachsend erneut sich des Stromes Wuth,
Und Welle auf Welle zerrinnet,
Und Stunde an Stunde entrinnet,
Da treibet die Angst ihn, da faßt er sich Muth
Und wirft sich hinein in die brausende Flut,
Und theilt mit gewaltigen Armen
Den Strom, und ein Gott hat Erbarmen.

Und gewinnt das Ufer und eilet fort,
Und danket dem rettenden Gotte;
Da stürzet die raubende Rotte
Hervor aus des Waldes nächtlichem Ort,
Den Pfad ihm sperrend, und schnaubet Mord
Und hemmet des Wanderes Eile
Mit drohend geschwungener Keule.

„Was wollt ihr! ruft er vor Schrecken bleich,
Ich habe nichts, als mein Leben;
Das muß ich dem Könige geben!"
Und entreißt die Keule dem Nächsten gleich:
„Um des Freundes Willen erbarmet euch!"
Und drei mit gewaltigen Streichen
Erlegt er, die andern entweichen.

Und die Sonne versendet glühenden Brand,
Und von der unendlichen Mühe
Ermattet sinken die Kniee.
„O, hast du mich gnädig aus Räubershand,
Aus dem Strom mich gerettet an's heilige Land,
Und soll hier verschmachtend verderben,
Und der Freund mir, der liebende, sterben!"

Und horch! da sprudelt es silberhell,
Ganz nahe wie rieselndes Rauschen,
Und stille hält er, zu lauschen;
Und sieh, aus dem Felsen, geschwätzig schnell,
Springt murmelnd hervor ein lebendiger Quell,
Und freudig bückt er sich nieder
Und erfrischet die brennenden Glieder.

Und die Sonne blickt durch der Zweige Grün
Und malt auf den glänzenden Matten
Der Bäume gigantische Schatten;
Und zwei Wanderer sieht er die Straße zieh'n,
Will eilenden Laufes vorüber flieh'n,
Da hört er die Worte sie sagen:
„Jetzt wird er an's Kreuz geschlagen."

Und die Angst beflügelt den eilenden Fuß,
Ihn jagen der Sorge Qualen;
Da schimmern in Abendroths Strahlen
Von ferne die Zinnen von Syrakus,
Und entgegen kommt ihm Philostratus,
Des Hauses redlicher Hüter,
Der erkennet entsetzt den Gebieter.

„Zurück! du rettest den Freund nicht mehr;
So rette das eigene Leben!
Den Tod erleidet er eben.
Von Stunde zu Stunde gewartet' er
Mit hoffender Seele der Wiederkehr;
Ihm konnte den muthigen Glauben
Der Hohn des Tyrannen nicht rauben." —

„Und ist es zu spät, und kann ich ihm nicht
Ein Retter willkommen erscheinen,
So soll mich der Tod ihm vereinen!
Deß rühme der blut'ge Tyrann sich nicht,
Daß der Freund dem Freunde gebrochen die Pflicht:
Er schlachte der Opfer zweie
Und glaube an Liebe und Treue!"

Und die Sonne geht unter, da steht er am Thor
Und sieht das Kreuz schon erhöhet,
Das die Menge gaffend umstehet;
An dem Seile schon zieht man den Freund empor,
Da zertrennt er gewaltig den dichten Chor:
„Mich, Henker, ruft er, erwürget!
Da bin ich, für den er gebürget!"

Und Erstaunen ergreift das Volk umher;
In den Armen liegen sich beide
Und weinen vor Schmerzen und Freude.
Da sieht man kein Auge thränenleer;

Und zum Könige bringt man die Wundermähr',
Der fühlt ein menschliches Rühren,
Läßt schnell vor den Thron sie führen.

Und blicket sie lange verwundert an;
Drauf spricht er: „Es ist euch gelungen,
Ihr habt das Herz mir bezwungen;
Und die Treue, sie ist doch kein leerer Wahn;
So nehmet auch mich zum Genossen an!
Ich sei, gewährt mir die Bitte,
In eurem Bunde der Dritte!"

Schiller.

13.

Der Graf von Habsburg.

Zu Aachen in seiner Kaiserpracht,
Im alterthümlichen Saale,
Saß König Rudolf's heilige Macht
Beim festlichen Krönungsmahle.
Die Speisen trug der Pfalzgraf des Rheins,
Es schenkte der Böhme des perlenden Weins,
Und alle die Wähler, die Sieben,
Wie der Sterne Chor um die Sonne sich stellt,
Umstanden geschäftig den Herrscher der Welt,
Die Würde des Amtes zu üben.

Und rings erfüllte den hohen Balkon
Das Volk in freud'gem Gedränge;
Laut mischte sich in der Posaunen Ton
Das jauchzende Rufen der Menge;
Denn geendigt nach langem verderblichen Streit
War die kaiserlose, die schreckliche Zeit,
Und ein Richter war wieder auf Erden.
Nicht blind mehr waltet der eiserne Speer,
Nicht fürchtet der Schwache, der Friedliche mehr,
Des Mächtigen Beute zu werden.

Und der Kaiser ergreift den goldnen Pokal,
Und spricht mit zufriedenen Blicken:
„Wohl glänzet das Fest, wohl pranget das Mahl,
Mein königlich Herz zu entzücken;

Doch den Sänger vermiss' ich, den Bringer der Lust,
Der mit süßem Klang mir bewege die Brust
Und mit göttlich erhabenen Lehren.
So hab' ich's gehalten von Jugend an,
Und was ich als Ritter gepflegt und gethan,
Nicht will ich's als Kaiser entbehren."

Und sieh! in der Fürsten umgebenden Kreis
Trat der Sänger mit langem Talare;
Ihm glänzte die Locke silberweiß,
Gebleicht von der Fülle der Jahre.
„Süßer Wohllaut schläft in der Saiten Gold,
Der Sänger singt von der Minne Sold;
Er preiset das Höchste, das Beste,
Was das Herz sich wünscht, was der Sinn begehrt;
Doch sage, was ist des Kaisers werth
An seinem herrlichsten Feste?"

Nicht gebieten werd' ich dem Sänger, spricht
Der Herrscher mit lächelndem Munde;
Er steht in des größeren Herren Pflicht,
Er gehorcht der gebietenden Stunde.
Wie in den Lüften der Sturmwind saust,
Man weiß nicht, von wannen er kommt und braust,
Wie der Quell aus verborgenen Tiefen,
So des Sängers Lied aus dem Innern schallt,
Und wecket der dunkeln Gefühle Gewalt,
Die im Herzen wunderbar schliefen."

Und der Sänger rasch in die Saiten fällt,
Und beginnt sie mächtig zu schlagen:
„Auf's Waidwerk hinaus ritt ein edler Held,
Den flüchtigen Gemsbock zu jagen.
Ihm folgte der Knapp mit dem Jägergeschoß,
Und als er auf seinem stattlichen Roß
In eine Au kommt geritten,
Ein Glöcklein hört er erklingen fern:
Ein Priester war's mit dem Leibe des Herrn;
Voran kam der Meßner geschritten.

Und der Graf zur Erde sich neiget hin,
Das Haupt mit Demuth entblößet,
Zu verehren mit gläubigem Christensinn,
Was alle Menschen erlöset.

Ein Bächlein aber rauschte durch's Feld,
Von des Gießbachs reißenden Fluten geschwellt,
Das hemmte der Wanderer Tritte;
Und beiseit legt jener das Sakrament,
Von den Füßen zieht er die Schuhe behend,
Damit er das Bächlein durchschritte.

Was schafft du? redet der Graf ihn an,
Der ihn verwundert betrachtet.
Herr, ich walle zu einem sterbenden Mann,
Der nach der Himmelskost schmachtet.
Und da ich mich nahe des Baches Steg,
Da hat ihn der strömende Gießbach hinweg
Im Strudel der Wellen gerissen.
Drum daß dem Lechzenden werde sein Heil,
So will ich das Wässerlein jetzt in Eil'
Durchwaten mit nackenden Füßen.

Da setzt ihn der Graf auf sein ritterlich Pferd,
Und reicht ihm die prächtigen Zäume,
Daß er labe den Kranken, der sein begehrt,
Und die heilige Pflicht nicht versäume.
Und er selber auf seines Knappen Thier
Vergnüget noch weiter des Jagens Begier;
Der Andre die Reise vollführet.
Und am nächsten Morgen mit dankendem Blick
Da bringt er dem Grafen sein Roß zurück,
Bescheiden am Zügel geführet.

Nicht wolle das Gott, rief mit Demuthsinn
Der Graf, daß zum Streiten und Jagen
Das Roß ich beschritte fürderhin,
Das meinen Schöpfer getragen!
Und magst du's nicht haben zu eignem Gewinnst,
So bleibt es gewidmet dem göttlichen Dienst!
Denn ich hab' es dem ja gegeben,
Von dem ich Ehre und irdisches Gut
Zu Lehen trage und Leib und Blut,
Und Seele und Athem und Leben.

So mög' auch Gott, der allmächtige Hort,
Der das Flehen der Schwachen erhöret,
Zu Ehren Euch bringen hier und dort,
So wie Ihr jetzt ihn geehret.

Ihr seid ein mächtiger Graf, bekannt
Durch ritterlich Walten im Schweizerland;
Euch blühen sechs liebliche Töchter.
So mögen sie, rief er begeistert aus,
Sechs Kronen Euch bringen in Euer Haus
Und glänzen die spätsten Geschlechter!"

Und mit sinnendem Haupt saß der Kaiser da,
Als dächt' er vergangener Zeiten;
Jetzt, da er dem Sänger in's Auge sah,
Da ergreift ihn der Worte Bedeuten.
Die Züge des Priesters erkennt er schnell,
Und verbirgt der Thränen stürzenden Quell
In des Mantels purpurnen Falten.
Und Alles blickte den Kaiser an,
Und erkannte den Grafen, der das gethan,
Und verehrte das göttliche Walten.

Schiller.

14.

Arion.

Arion schifft auf Meereswogen
Nach seiner theuern Heimat zu,
Er wird vom Winde fortgezogen,
Die See in stiller, sanfter Ruh'.

Die Schiffer steh'n von fern und flüstern,
Der Sänger sieht in's Morgenroth;
Nach seinen goldnen Schätzen lüstern,
Beschließen sie des Sängers Tod.

Arion merkt die stille Tücke,
Er bietet ihnen all' sein Gold,
Er klagt und seufzt, daß seinem Glücke
Das Schicksal nicht, wie vordem, hold.

Sie aber haben es beschlossen,
Nur Tod gibt ihnen Sicherheit.
Hinab in's Meer wird er gestoßen;
Schon sind sie mit dem Schiffe weit.

Er hat die Leier nur gerettet,
Sie schwebt in seiner schönen Hand;
In Meeresfluten hingebettet,
Ist Freude von ihm abgewandt.

Doch greift er in die goldnen Saiten,
Daß laut die Wölbung wiederklingt;
Statt mit den Wogen wild zu streiten,
Er sanft die zarten Töne singt:

„Klinge, Saitenspiel;
In der Flut
Wächst mein Muth:
Sterb' ich gleich, verfehl' ich nicht mein Ziel.

Unverdrossen
Komm' ich, Tod!
Dein Gebot
Schreckt mich nicht, mein Leben ward genossen.

Welle hebt
Mich im Schimmer;
Bald den Schwimmer
Sie in tiefer, nasser Flut begräbt.“

So klang das Lied durch alle Tiefen;
Die Wogen wurden sanft bewegt,
In Abgrunds Schlüften, wo sie schliefen,
Die Seegethiere aufgeregt.

Aus allen Tiefen blaue Wunder,
Die hüpfend um den Sänger zieh'n;
Die Meeresfläche weit hinunter
Beschwimmen die Tritonen grün.

Die Wellen tanzen, Fische springen,
Seit Venus aus den Fluten kam,
Man dieses Jauchzen, Wonneklingen
In Meeresfesten nicht vernahm.

Arion sieht mit trunknen Blicken
Laut singend in das Meergewühl;
Er fährt auf eines Delphins Rücken,
Schlägt lächelnd in sein Saitenspiel.

Der Fisch, zu Diensten ihm gezwungen,
Naht schon mit ihm der Felsenbank;
Arion hat den Fels errungen
Und singt dem Fährmann seinen Dank.

Am Ufer kniet er, dankt den Göttern,
Daß er entrann dem nassen Tod.
Der Sänger triumphirt in Wettern,
Ihn rührt Gefahr nicht an, noch Tod.

L. Tieck.

15.

Frau Hitt.

Wo schroff die Straße und schwindlig jäh
Hernieder leitet zum Inn,
Dort saß auf der mächtigen Bergeshöh'
Am Weg eine Bettlerin.

Ein naktes Kindlein lag ihr im Arm
Und schlummert' in süßer Ruh';
Die zärtliche Mutter hüllt es warm
Und wiegt' es und seufzte dazu:

„Du freundlicher Knabe, du liebliches Kind,
Dich zieh' ich gewiß nicht groß,
Bist ja der Sonne, dem Schnee und dem Wind
Und allem Elend bloß.

Zur Speise hast du ein hartes Brod,
Das ein Andrer nimmer mag,
Und wenn dir Jemand ein Aepflein bot,
So war es dein bester Tag.

Und blickt doch, du Armer, dein Auge hold,
Wie des Junkers Auge so klar,
Und ist doch dein Haar so reines Gold,
Wie des reichsten Knaben Haar.“

So klagte sie bitter und weinte sehr,
Als Lärmen an's Ohr ihr schlug.
Mit Jauchzen trabte die Straße einher
Ein glänzender Reiterzug.

Voran auf falbem, schnaubendem Roß
Die herrlichste aller Frau'n,
Im Mantel, der strahlend vom Nacken ihr floß,
Wie ein schimmernder Stern zu schau'n.

Die strahlende Herrin war Frau Hitt,
Die reichste im ganzen Land,
Doch auch die Aermste an Tugend und Sitt',
Die rings im Lande man fand.

Ihr Goldroß hielt die Stolze an
Und hob sich mit leuchtendem Blick,
Und spähte hinunter und spähte hinan,
Und wandte sich dann zurück:

„Blickt rechts, blickt links hin in die Fern',
Blickt vor- und rückwärts herum;
So weit ihr überall schaut, ihr Herrn,
Ist all mein Eigenthum.

Viel tapfre Vasallen gehorchen mir,
Bei'm ersten Winke bereit;
Fürwahr, ich bin eine Fürstin hier,
Und fehlt nur das Purpurkleid!"

Die Bettlerin hört's und rafft sich auf
Und steht vor der Schimmernden schon,
Und hält den weinenden Knaben hinauf
Und fleht in kläglichem Ton:

„O seht dieß Kind, des Jammers Bild,
Erbarmet, erbarmt Euch sein,
Und hüllet das zitternde Würmlein mild
In ein Stückchen Linnen ein!"

„Weib, bist du rasend? zürnt die Frau,
Wo nähm' ich Linnen her?
Nur Seid' ist all, was an mir ich schau',
Von funkelndem Golde schwer."

„Gott hüte, daß ich begehren sollt',
Was fremde mein Mund nur nennt;
O, so gebt mir, gebet, was Ihr wollt,
Und was Ihr entbehren könnt!"

Da ziehet Frau Hitt ein hämisch Gesicht
Und neigt sich zur Seite hin,
Und bricht einen Stein aus der Felsenschicht
Und reicht ihn der Bettlerin.

Da ergreift die Verachtete wüthender Schmerz,
Sie schreit, daß die Felswand dröhnt:
„O, würdest du selber zu hartem Erz,
Die den Jammer des Armen höhnt!"

Sie schreit's, und der Tag verkehrt sich in Nacht,
Und heulende Stürme zieh'n,
Und brüllender Donner rollt und kracht,
Und zischende Blitze glüh'n.

Den stutzenden Falben spornt Frau Hitt —
„Ei, Wilder, was bist du so faul?" —
Sie treibt ihn durch Hieb und Stöße zum Ritt,
Doch fühllos steht der Gaul.

Und plötzlich fühlt sie sich selbst so erschlafft
Und gebrochen den kecken Muth, —
In jeglicher Sehne stirbt die Kraft,
In den Adern stockt das Blut.

Herunter will sie sich schwingen vom Roß,
Doch versagen ihr Fuß und Hand;
Entsetzt will sie rufen dem Rittertroß,
Doch die Zunge ist fest gebannt.

Ihr Antlitz wird so finster und bleich,
Ihr herrisches Aug' erstarrt;
Ihr Leib, so glatt und zart und weich,
Wird rauh und grau und hart.

Und unter ihr strecken sich Felsen her-
vor
Und heben vom Boden sie auf,
Und wachsen und steigen riesig empor
In die schaurige Nacht hinauf.

Und droben sitzt, ein Bild von Stein,
Frau Hitt im Donnergeroll,
Und schaut, umzuckt von der Blitze
Schein,
In's Land so grausenvoll.

K. E. Ebert.

16.

Des Sängers Fluch.

Es stand vor alten Zeiten ein Schloß, so hoch und hehr,
Weit glänzt es über die Lande bis an das blaue Meer,
Und rings von duft'gen Gärten ein blüthenreicher Kranz,
Drin sprangen frische Brunnen in Regenbogenglanz.

Dort saß ein stolzer König, an Land und Siegen reich;
Er saß auf seinem Throne so finster und so bleich;
Denn was er sinnt, ist Schrecken, und was er blickt, ist Wuth,
Und was er spricht, ist Geisel, und was er schreibt, ist Blut.

Einst zog nach diesem Schlosse ein edles Sängerpaar;
Der ein' in goldnen Locken, der andre grau von Haar;
Der Alte mit der Harfe, der saß auf schmuckem Roß,
Es schritt ihm frisch zur Seite der blühende Genoß.

Der Alte sprach zum Jungen: „Nun sei bereit, mein Sohn:
Denk' unsrer tiefsten Lieder, stimm' an den vollsten Ton;
Nimm alle Kraft zusammen, die Lust und auch den Schmerz!
Es gilt uns heut', zu rühren des Königs steinern Herz."

Schon steh'n die beiden Sänger im hohen Säulensaal,
Und auf dem Throne sitzen der König und sein Gemahl;
Der König, furchtbar prächtig, wie blut'ger Nordlichtschein,
Die Königin, süß und milde, als blickte Vollmond drein.

Da schlug der Greis die Saiten, er schlug sie wundervoll,
Daß reicher, immer reicher der Klang zum Ohre schwoll;
Dann strömte himmlisch helle des Jünglings Stimme vor,
Des Alten Sang dazwischen, wie dumpfer Geisterchor.

Sie singen von Lenz und Liebe, von sel'ger goldner Zeit,
Von Freiheit, Männerwürde, von Treu' und Heiligkeit;
Sie singen von allem Süßen, was Menschenbrust durchbebt,
Sie singen von allem Hohen, was Menschenherz erhebt.

Die Höflingsschaar im Kreise verlernet jeden Spott;
Des Königs trotz'ge Krieger, sie beugen sich vor Gott;
Die Königin, zerflossen in Wehmuth und in Lust,
Sie wirft den Sängern nieder die Rose von ihrer Brust.

„Ihr habt mein Volk verführet, verlockt ihr nun mein Weib?“
Der König schreit es wüthend, er bebt am ganzen Leib;
Er wirft sein Schwert, das blitzend des Jünglings Brust durchdringt,
Draus, statt der goldnen Lieder, ein Blutstrahl hoch aufspringt.

Und wie vom Sturm zerstoben ist all der Hörer Schwarm;
Der Jüngling hat verröchelt in seines Meisters Arm;
Der schlägt um ihn den Mantel und setzt ihn auf das Roß,
Er bind't ihn aufrecht feste, verläßt mit ihm das Schloß.

Doch vor dem hohen Thore, da hält der Sängergreis,
Da faßt er seine Harfe, sie aller Harfen Preis;
An einer Marmorsäule, da hat er sie zerschellt,
Dann ruft er, daß es schaurig durch Schloß und Gärten gellt:

„Weh euch, ihr stolzen Hallen! Nie töne süßer Klang
Durch eure Räume wieder, nie Saite noch Gesang!
Nein, Seufzer nur und Stöhnen und scheuer Sklavenschritt,
Bis euch zu Schutt und Moder der Rachegeist zertritt!

Weh euch, ihr duft'gen Gärten im holden Maienlicht;
Euch zeig' ich dieses Todten entstelltes Angesicht,
Daß ihr darob verdorret, daß jeder Quell versiegt,
Daß ihr in künft'gen Tagen versteint, verödet liegt.

Weh dir, verruchter Mörder, du Fluch des Sängerthums!
Umsonst sei all dein Ringen nach Kränzen blut'gen Ruhms!
Dein Name sei vergessen, in ew'ge Nacht getaucht,
Sei, wie ein letztes Röcheln, in leere Luft verhaucht!“

Der Alte hat's gerufen, der Himmel hat's gehört!
Die Mauern liegen nieder, die Hallen sind zerstört.
Noch eine hohe Säule zeugt von verschwundner Pracht,
Auch diese schon geborsten kann stürzen über Nacht.

Und rings, statt duft'ger Gärten, ein ödes Haideland,
Kein Baum verstreuet Schatten, kein Quell durchdringt den Sand;
Des Königs Namen meldet kein Lied, kein Heldenbuch;
Versunken und vergessen! Das ist des Sängers Fluch.

Uhland.

17.

Der Reiter und der Bodensee.

Der Reiter reitet durch's helle Thal;
Auf Schneefeld schimmert der Sonne Strahl.

Er trabet mit Schweiß durch den kalten Schnee,
Er will noch heut an den Bodensee;

Noch heut' mit dem Pferd in den sichern Kahn,
Will drüben landen vor Nacht noch an.

Auf schlimmem Weg, über Dorn und Stein,
Er braust auf rüstigem Roß feldein.

Aus den Bergen heraus, in's ebene Land,
Da sieht er den Schnee sich dehnen, wie Sand.

Weit hinter ihm schwinden Dorf und Stadt;
Der Weg wird eben, die Bahn wird glatt.

In weiter Fläche kein Bühl, kein Haus;
Die Bäume giengen, die Felsen aus.

So flieget er hin, eine Meil' und zwei;
Er hört in den Lüften der Schneegans Schrei;

Es flattert das Wasserhuhn empor;
Nicht anderen Laut vernimmt sein Ohr;

Keinen Wandersmann sein Auge schaut,
Der ihm den rechten Weg vertraut.

Fort geht's, wie auf Sammt, auf dem weichen Schnee.
Wann rauscht das Wasser? Wann glänzt der See?

Da bricht der Abend, der frühe, herein;
Von Lichtern blinket ein ferner Schein.

Es hebt aus dem Nebel sich Baum an Baum,
Und Hügel schließen den weiten Raum.

Er spürt auf dem Boden Stein und Dorn;
Dem Rosse gibt er den scharfen Sporn.

Und Hunde bellen empor am Pferd,
Und es winkt im Dorf ihm der warme Herd.

„Willkommen am Fenster, Mägdelein!
An den See, an den See, wie weit mag's sein?"

Die Maid, sie staunet den Reiter an:
„Der See liegt hinter dir und der Kahn;

Und deckt' ihn die Rinde von Eis nicht zu,
Ich spräch', aus dem Nachen stiegest du."

Der Fremde schaudert, er athmet schwer:
„Dort hinten die Ebne, die ritt ich her!"

Da recket die Magd die Arm in die Höh':
„Herr Gott, so rittest du über den See!

An den Schlund, an die Tiefe bodenlos
Hat gepocht des rasenden Hufes Stoß.

Und unter dir zürnten die Wasser nicht?
Nicht krachte hinunter die Rinde dicht?

Und du wardst nicht die Speise der stummen Brut,
Der hungrigen Hecht' in der kalten Flut?"

Die Mütter, die Greise, sie sammeln sich:
„Glückseliger Mann, ja segne du dich!

Herein zum Ofen, zum dampfenden Tisch!
Brich mit uns das Brod und iß vom Fisch!"

Der Reiter erstarret auf seinem Pferd,
Er hat nur das erste Wort gehört.

Es stocket sein Herz, es sträubt sich sein Haar,
Dicht hinter ihm grinst noch die grause Gefahr.

Es siehet sein Blick nur den gräßlichen Schlund,
Sein Geist versinkt in den schwarzen Grund.

Im Ohr ihm donnert's wie krachend Eis;
Wiedie Well' umrieselt ihn kalter Schweiß.

Da seufzt er, da sinkt er vom Roß herab,
Da ward ihm am Ufer ein trocken Grab.

G. Schwab.

18.

Der blinde König.

Was steht der nord'schen Fechter Schaar
Hoch auf des Meeres Bord?
Was will in seinem grauen Haar
Der blinde König dort?
Er ruft, in bitt'rem Harme
Auf seinen Stab gelehnt,
Daß über'm Meeresarme
Das Eiland widertönt:

„Gib, Räuber, aus dem Felsverließ
Die Tochter mir zurück!
Ihr Harfenspiel, ihr Lied, so süß,
War meines Alters Glück.
Vom Tanz auf grünem Strande
Hast du sie weggeraubt.
Dir ist es ewig Schande,
Mir beugt's das graue Haupt."

Da tritt aus seiner Kluft hervor
Der Räuber groß und wild;
Er schwingt sein Hünenschwert empor
Und schlägt an seinen Schild:
„Du hast ja viele Wächter,
Warum denn litten's die?
Dir dient so mancher Fechter,
Und keiner kämpft um sie?"

Noch steh'n die Fechter alle stumm,
Tritt keiner aus den Reih'n.
Der blinde König kehrt sich um:
„Bin ich denn ganz allein?"
Da faßt des Vaters Rechte
Sein junger Sohn so warm:
„Vergönn' mir's, daß ich fechte!
Wohl fühl' ich Kraft im Arm."

„O Sohn, der Feind ist riesenstark,
Ihm hielt noch Keiner Stand.
Und doch! In dir ist edles Mark,
Ich fühl's am Druck der Hand;
Nimm hier die alte Klinge!
Sie ist der Skalden Preis.
Und fällst du, so verschlinge
Die Flut mich armen Greis!"

Und horch! es schäumet und es rauscht
Der Nachen über's Meer.
Der blinde König steht und lauscht,
Und Alles schweigt umher,
Bis drüben sich erhoben
Der Schild' und Schwerter Schall,
Und Kampfgeschrei und Toben
Und dumpfer Widerhall.

Da ruft der Greis so freudig bang:
„Sagt an, was ihr erschaut!
Mein Schwert, ich kenn's am guten Klang,
Es gab so scharfen Laut." —
„Der Räuber ist gefallen,
Er hat den blut'gen Lohn!
Heil dir, du Held vor Allen,
Du starker Königssohn!"

Und wieder wird es still umher!
Der König steht und lauscht:
„Was hör' ich kommen über's Meer?
Es rudert und es rauscht." —
„Sie kommen angefahren,
Dein Sohn mit Schwert und Schild,
In sonnenhellen Haaren
Dein Töchterlein Gunild'." —

„Willkommen! ruft vom hohen Stein
Der blinde Greis hinab —
Nun wird mein Alter wonnig sein
Und ehrenvoll mein Grab.

Du legst mir, Sohn, zur Seite
Das Schwert von gutem Klang;
Gunilde, du Befreite,
Singst mir den Grabgesang!“

Uhland.

19.

Taillefer.

Normannenherzog Wilhelm sprach einmal:
„Wer singet in meinem Hof und in meinem Saal?
Wer singet vom Morgen bis in die späte Nacht
So lieblich, daß mir das Herz im Leibe lacht?“

„Das ist der Taillefer, der so gerne singt,
Im Hofe, wann er das Rad am Brunnen schwingt,
Im Saale, wann er das Feuer schüret und facht,
Wann er Abends sich legt, und wann er Morgens erwacht.“

Der Herzog sprach: „Ich hab' einen guten Knecht,
Den Taillefer, der dienet mir fromm und recht;
Er treibt mein Rad und schüret mein Feuer gut
Und singet so hell; das höhet mir den Muth.“

Da sprach der Taillefer: „Und wär' ich frei,
Viel besser wollt' ich dienen und singen dabei.
Wie wollt' ich dienen dem Herzog hoch zu Pferd!
Wie wollt' ich singen und klingen mit Schild und mit Schwert!“

Nicht lange, so ritt der Taillefer in's Gefild'
Auf einem hohen Pferde mit Schwert und mit Schild.
Des Herzogs Schwester schaute vom Thurm in's Feld,
Sie sprach: „Dort reitet, bei Gott, ein stattlicher Held.“

Und als er ritt vorüber an Fräuleins Thurm,
Da sang er bald wie ein Lüftlein, bald wie ein Sturm.
Die sprach: „Der singet, das ist eine herrliche Lust!
Es zittert der Thurm, und es zittert mein Herz in der Brust.“

Der Herzog Wilhelm fuhr wohl über das Meer,
Er fuhr nach Engelland mit gewaltigem Heer.
Er sprang vom Schiffe, — da fiel er auf die Hand:
„Hei, rief er, ich fass' und ergreife dich, Engelland!“

Als nun das Normannenheer zum Sturme schritt,
Der edle Taillefer vor den Herzog ritt:
„Manch' Jährlein hab' ich gesungen und Feuer geschürt,
Manch' Jährlein gesungen und Schwert und Lanze gerührt.

Und hab' ich Euch gedient und gesungen zu Dank,
Zuerst als ein Knecht und dann als ein Ritter frank:
So laßt mich das entgelten am heutigen Tag;
Vergönnet mir auf die Feinde den ersten Schlag!“

Der Taillefer ritt vor allem Normannenheer
Auf einem hohen Pferde mit Schwert und mit Speer;
Er sang so herrlich, das klang über's Hastingsfeld.
Von Roland sang er und manchem frommen Held.

Und als das Rolandslied wie ein Sturm erscholl,
Da wallete manch Panier, manch Herze schwoll;
Da brannten Ritter und Mannen von hohem Muth,
Der Taillefer sang und schürte das Feuer gut.

Dann sprengt' er hinein und führte den ersten Stoß,
Davon ein englischer Ritter zur Erde schoß;
Dann schwang er das Schwert und führte den ersten Schlag,
Davon ein englischer Ritter am Boden lag.

Normannen sahen's; die harrten nicht allzu lang:
Sie brachen herein mit Geschrei und mit Schilderklang;
Hei! sausende Pfeile, klirrender Schwerterschlag,
Bis Harald fiel und sein trotziges Heer erlag.

Herr Wilhelm steckte sein Banner auf's blutige Feld,
Inmitten der Todten spannt' er sein Gezelt;
Da saß er am Mahle, den goldnen Pokal in der Hand,
Auf dem Haupte die Königskrone von Engelland.

„Mein tapfrer Taillefer, komm', trink' mir Bescheid!
Du hast mir viel gesungen in Lieb' und in Leid:
Doch heut' im Hastingsfelde dein Sang und dein Klang,
Der tönet mir in den Ohren mein Leben lang.“

Uhland.

20.

Klein Roland.

Frau Bertha saß in der Felsenkluft,
Sie klagt' ihr bitt'res Loos.
Klein Roland spielt' in freier Luft;
Deß Klage war nicht groß.

„O König Karl, mein Bruder hehr,
O, daß ich floh vor dir!
Um Milon ließ ich Pracht und Ehr';
Nun zürnst du schrecklich mir.

O Milon, mein Gemahl, so süß!
Die Flut verschlang mir dich.
Die ich um Milon Alles ließ,
Nun lässet Milon mich.

Klein Roland, du mein theures Kind,
Nun Ehr' und Liebe mir!
Klein Roland, komm herein geschwind!
Mein Trost kommt all von dir.

Klein Roland, geh' zur Stadt hinab,
Zu bitten um Speis' und Trank;
Und wer dir gibt eine kleine Gab',
Dem wünsche Gottes Dank!" —

Der König Karl zur Tafel saß
Im goldnen Rittersaal;
Die Diener liefen ohn' Unterlaß
Mit Schüssel und Pokal.

Von Flöten, Saitenspiel, Gesang
Ward jedes Herz erfreut;
Doch reichte nicht der helle Klang
Zu Bertha's Einsamkeit.

Und draußen in des Hofes Kreis,
Da saßen der Bettler viel,
Die labten sich an Trank und Speis'
Mehr als am Saitenspiel.

Der König schaut in ihr Gedräng'
Wohl durch die offne Thür;
Da drückt sich durch die dichte Meng'
Ein feiner Knab' herfür.

Des Knaben Kleid ist wunderbar
Vierfarb zusammengestückt;
Doch weilt er nicht bei der Bettlerschaar,
Herauf zum Saal er blickt.

Herein zum Saal klein Roland tritt,
Als wär's sein eigen Haus;
Er hebt eine Schüssel von Tisches Mitt'
Und trägt sie stumm hinaus.

Der König denkt: „Was muß ich seh'n?
Das ist ein sondrer Brauch!"
Doch weil er's ruhig läßt gescheh'n,
So lassen's die Andern auch.

Es stand nur an eine kleine Weil',
Klein Roland kehrt in den Saal;
Er tritt zum König hin mit Eil'
Und faßt seinen Goldpokal.

„Heida! halt an, du kecker Wicht!"
Der König ruft es laut.
Klein Roland läßt den Becher nicht,
Zum König auf er schaut.

Der König erst gar finster sah,
Doch lachen mußt' er bald.
„Du trittst in die goldne Halle da,
Wie in den grünen Wald.

Du nimmst die Schüssel von Königs Tisch,
Wie man Aepfel bricht vom Baum;
Du holst, wie aus dem Brunnen frisch,
Meines rothen Weines Schaum." —

„Die Bäu'rin schöpft aus dem Brunnen frisch,
Die bricht die Aepfel vom Baum;
Meiner Mutter ziemet Wildpret und Fisch,
Ihr rothen Weines Schaum." —

„Ist deine Mutter so edle Dam',
Wie du berühmst, mein Kind:
So hat sie wohl ein Schloß lustsam
Und stattlich Hofgesind'?

Sag' an! wer ist denn ihr Truchseß?
Sag' an! wer ist ihr Schenk?" —
„Meine rechte Hand ist ihr Truchseß,
Meine linke, die ist ihr Schenk." —

„Sag' an! wer sind die Wächter treu?" —
„Mein' Augen blau allstund." —
„Sag' an! wer ist ihr Sänger frei?" —
„Der ist mein rother Mund." —

„Die Dam' hat wackre Diener, traun!
Doch liebt sie sondre Livrei,
Wie Regenbogen anzuschau'n,
Mit Farben mancherlei." —

„Ich hab' bezwungen der Knaben acht
Von jedem Viertel der Stadt,
Die haben mir als Zins gebracht
Vierfältig Tuch zur Wat."

„Die Dame hat nach meinem Sinn
Den besten Diener der Welt.
Sie ist wohl Bettlerkönigin,
Die offne Tafel hält.

So edle Dame darf nicht fern
Von meinem Hofe sein.
Wohlauf, drei Damen, auf, drei Herrn!
Führt sie zu mir herein!"

Klein Roland trägt den Becher flink
Hinaus zum Prunkgemach;
Drei Damen, auf des Königs Wink,
Drei Ritter folgen nach.

Es stand nur an eine kleine Weil',
Der König schaut in die Fern':
Da kehren schon zurück mit Eil'
Die Damen und die Herrn.

Der König ruft mit einem Mal:
„Hilf, Himmel! seh' ich recht?
Ich hab' verspottet im offnen Saal
Mein eigenes Geschlecht.

Hilf, Himmel! Schwester Bertha, bleich,
Im grauen Pilgergewand!
Hilf, Himmel, in meinem Prunksaal reich
Den Bettelstab in der Hand!"

Frau Bertha fällt zu Füßen ihm,
Das bleiche Frauenbild.
Da regt sich plötzlich der alte Grimm,
Er blickt sie an so wild.

Frau Bertha senkt die Augen schnell,
Kein Wort zu reden sich traut.
Klein Roland hebt die Augen hell,
Den Ohm begrüßt er laut.

Da spricht der König in mildem Ton:
„Steh auf, du Schwester mein,
Um diesen deinen lieben Sohn
Soll dir verziehen sein."

Frau Bertha hebt sich freudenvoll:
„Lieb' Bruder mein, wohlan!
Klein Roland dir vergelten soll,
Was du mir Gut's gethan.

Soll werden, seinem König gleich,
Ein hohes Heldenbild;
Soll führen die Farb' von manchem
Reich
In seinem Banner und Schild!

Soll greifen in manches Königs Tisch
Mit seiner freien Hand;
Soll bringen zu Heil und Ehre frisch
Sein seufzend Mutterland!"

Uhland.

21.

Roland Schildträger.

Der König Karl saß einst zu Tisch
Zu Aachen mit den Fürsten;
Man stellte Wildpret auf und Fisch
Und ließ auch Keinen dürsten;
Viel Goldgeschirr von klarem Schein,
Manch rothen, grünen Edelstein
Sah man im Saale leuchten.

Da sprach Herr Karl, der starke Held:
„Was soll der eitle Schimmer?
Das beste Kleinod dieser Welt,
Das fehlet uns noch immer.
Dieß Kleinod, hell wie Sonnenschein,
Ein Riese trägt's im Schilde sein
Tief im Ardenner=Walde.

Graf Richard, Erzbischof Turpin,
Herr Haimon, Naim von Bayern,
Milon von Anglant, Graf Garin,
Die wollten da nicht feiern.
Sie haben Stahlgewand begehrt
Und hießen satteln ihre Pferd',
Zu reiten nach dem Riesen.

Jung Roland, Sohn des Milon,
sprach:
„Lieb Vater, hört, ich bitte!
Vermeint Ihr mich zu jung und schwach,
Daß ich mit Riesen stritte,
Doch bin ich nicht zu winzig mehr,
Euch nachzutragen Euren Speer
Sammt Eurem guten Schilde."

Die sechs Genossen ritten bald
Vereint nach den Ardennen;
Doch als sie kamen in den Wald,
Da thäten sie sich trennen.
Roland ritt hinter'm Vater her;
Wie wohl war ihm, des Helden Speer,
Des Helden Schild zu tragen!

Bei Sonnenschein und Mondenlicht
Streiften die kühnen Degen;
Doch fanden sie den Riesen nicht
In Felsen, noch Gehegen.
Zur Mittagsstund' am vierten Tag
Der Herzog Milon schlafend lag
In einer Eiche Schatten.

Roland sah in der Ferne bald
Ein Blitzen und ein Leuchten,
Davon die Strahlen in dem Wald
Die Hirsch' und Reh' aufscheuchten;
Er sah, es kam von einem Schild,
Den trug ein Riese, groß und wild,
Vom Berge niedersteigend.

Roland gedacht' im Herzen sein:
„Was ist das für ein Schrecken!
Soll ich den lieben Vater mein
Im besten Schlaf erwecken?
Es wachet ja sein gutes Pferd,
Es wacht sein Speer, sein Schild und
Schwert,
Es wacht Roland, der junge."

Roland das Schwert zur Seite band,
Herrn Milon's starkes Waffen,
Die Lanze nahm er in die Hand
Und thät den Schild aufraffen.
Herrn Milon's Roß bestieg er dann
Und ritt erst sachte durch den Tann,
Den Vater nicht zu wecken.

Und als er kam zur Felsenwand,
Da sprach der Ries' mit Lachen:
„Was will doch dieser kleine Fant
Auf solchem Rosse machen?
Sein Schwert ist zwier so lang als er,
Vom Rosse zieht ihn schier der Speer,
Der Schild will ihn erdrücken."

Jung Roland rief: „Wohlauf zum Streit!
Dich reuet noch dein Necken!
Hab' ich die Tartsche lang und breit,
Kann sie mich besser decken;
Ein kleiner Mann, ein großes Pferd,
Ein kurzer Arm, ein langes Schwert,
Muß eins dem andern helfen!"

Der Riese mit der Stange schlug,
Auslangend in die Weite,
Jung Roland schwenkte schnell genug
Sein Roß noch auf die Seite.
Die Lanz' er auf den Riesen schwang,
Doch von dem Wunderschilde sprang
Auf Roland sie zurücke.

Jung Roland nahm in großer Hast
Das Schwert in beide Hände;
Der Riese nach dem seinen faßt',
Er war zu unbehende;
Mit flinkem Hiebe schlug Roland
Ihm unter'm Schild die linke Hand,
Daß Hand und Schild entrollten.

Dem Riesen schwand der Muth dahin,
Wie ihm der Schild entrissen;
Das Kleinod, das ihm Kraft verlieh'n,
Mußt' er mit Schmerzen missen.
Zwar lief er gleich dem Schilde nach,
Doch Roland in das Knie ihn stach,
Daß er zu Boden stürzte.

Roland ihn bei den Haaren griff,
Hieb ihm das Haupt herunter;
Ein großer Strom von Blute lief
In's tiefe Thal hinunter;
Und aus des Todten Schild hernach
Roland das lichte Kleinod brach
Und freute sich am Glanze.

Dann barg er's unter'm Kleide gut
Und gieng zu einer Quelle,
Da wusch er sich von Staub und Blut
Gewand und Waffen helle.
Zurücke ritt der jung' Roland,
Dahin, wo er den Vater fand
Noch schlafend bei der Eiche.

Er legt' sich an des Vaters Seit',
Vom Schlafe selbst bezwungen,
Bis in der kühlen Abendzeit
Herr Milon aufgesprungen:
„Wach' auf, wach' auf, mein Sohn Roland!
Nimm Schild und Lanze schnell zur Hand,
Daß wir den Riesen suchen!"

Sie stiegen auf und eilten sehr,
Zu schweifen in der Wilde;
Roland ritt hinter'm Vater her
Mit dessen Speer und Schilde.
Sie kamen bald zu jener Stätt',
Wo Roland jüngst gestritten hätt';
Der Riese lag im Blute.

Roland kaum seinen Augen glaubt',
Als nicht mehr war zu schauen
Die linke Hand, dazu das Haupt,
So er ihm abgehauen,

Nicht mehr des Riesen Schwert und Speer,
Auch nicht sein Schild und Harnisch mehr,
Nur Rumpf und blut'ge Glieder.

Milon besah den großen Rumpf:
„Was ist das für'ne Leiche?
Man sieht noch am zerhau'nen Stumpf,
Wie mächtig war die Eiche.
Das ist der Riese! Frag' ich mehr?
Verschlafen hab' ich Sieg und Ehr';
Drum muß ich ewig trauern.“ —

Zu Aachen vor dem Schlosse stund
Der König Karl gar bange:
„Sind meine Helden wohl gesund?
Sie weilen allzu lange.
Doch seh' ich recht, auf Königswort!
So reitet Herzog Haimon dort,
Des Riesen Haupt am Speere.“

Herr Haimon ritt in trübem Muth,
Und mit gesenktem Spieße
Legt er das Haupt, besprengt mit Blut,
Dem König vor die Füße:
„Ich fand den Kopf im wilden Hag,
Und fünfzig Schritte weiter lag
Des Riesen Rumpf am Boden.“

Bald auch der Erzbischof Turpin
Den Riesenhandschuh brachte,
Die ungefüge Hand noch drin;
Er zog sie aus und lachte:
„Das ist ein schön Reliquienstück;
Ich bring' es aus dem Wald zurück,
Fand es schon zugehauen.“

Der Herzog Naim von Bayerland
Kam mit des Riesen Stange:
„Schaut an, was ich im Walde fand,
Ein Waffen, stark und lange!
Wohl schwitz' ich von dem schweren Druck;
Hei! bayrisch Bier, ein guter Schluck,
Sollt' mir gar köstlich munden!“

Graf Richard kam zu Fuß daher,
Gieng neben seinem Pferde;
Das trug des Riesen schwere Wehr,
Den Harnisch sammt dem Schwerte:
„Wer suchen will im wilden Tann,
Manch Waffenstück noch finden kann,
Ist mir zu viel gewesen.“

Der Graf Garin thät ferne schon
Den Schild des Riesen schwingen.
„Der hat den Schild, deß ist die Kron',
Der wird das Kleinod bringen!“ —
„Den Schild hab' ich, ihr lieben Herrn!
Das Kleinod hätt' ich gar zu gern;
Doch das ist ausgebrochen.“

Zuletzt thät man Herrn Milon seh'n,
Der nach dem Schlosse lenkte;
Er ließ das Rößlein langsam geh'n,
Das Haupt er traurig senkte.
Roland ritt hinter'm Vater her
Und trug ihm seinen starken Speer,
Zusammt dem festen Schilde.

Doch wie sie kamen vor das Schloß
Und zu den Herrn geritten,
Macht' er von Vaters Schilde los
Den Zierat in der Mitten;
Das Riesenkleinod setzt' er ein,
Das gab so wunderklaren Schein,
Als wie die liebe Sonne.

Und als nun diese helle Glut
Im Schilde Milon's brannte,
Da rief der König frohgemuth:
„Heil Milon von Anglante!
Der hat den Riesen übermannt,
Ihm abgeschlagen Haupt und Hand,
Das Kleinod ihm entrissen!“

Herr Milon hatte sich gewandt,
Sah staunend all die Helle:
„Roland! sag' an, du junger Fant!
Wer gab dir das, Geselle?" —

„Um Gott, Herr Vater! zürnt mir nicht,
Daß ich erschlug den groben Wicht,
Derweil Ihr eben schliefet!"

Uhland.

22.

Der Schenk von Limburg.

Zu Limburg auf der Veste
Da wohnt' ein edler Graf,
Den keiner seiner Gäste
Jemals zu Hause traf.
Er trieb sich allerwegen
Gebirg' und Wald entlang,
Kein Sturm und auch kein Regen
Verleidet' ihm den Gang.

Er trug ein Wams von Leder
Und einen Jägerhut
Mit mancher wilden Feder,
Das steht den Jägern gut;
Es hieng ihm an der Seiten
Ein Trinkgefäß von Buchs;
Gewaltig konnt' er schreiten,
Und war von hohem Wuchs.

Wohl hatt' er Knecht' und Mannen
Und hatt' ein tüchtig Roß,
Gieng doch zu Fuß von dannen
Und ließ daheim den Troß.
Es war sein ganz Geleite
Ein Jagdspieß, stark und lang,
An dem er über breite
Waldströme kühn sich schwang.

Nun hielt auf Hohenstaufen
Der deutsche Kaiser Haus.
Der zog mit hellen Haufen
Einsmals zu jagen aus.
Er rannt' auf eine Hinde
So heiß und hastig vor,
Daß ihn sein Jagdgesinde
Im wilden Forst verlor.

Bei einer kühlen Quelle
Da macht' er endlich Halt;
Gezieret war die Stelle
Mit Blumen mannigfalt.
Hier dacht' er sich zu legen
Zu einem Mittagsschlaf;
Da rauscht' es in den Hägen,
Und stand vor ihm der Graf.

Da hub er an zu schelten:
„Treff' ich den Nachbar hie?
Zu Hause weilt er selten,
Zu Hofe kommt er nie.
Man muß im Walde streifen,
Wenn man ihn fahen will;
Man muß ihn tapfer greifen,
Sonst hält er nirgend still."

Als drauf ohn' alle Fährde
Der Graf sich niederließ
Und neben in die Erde
Die Jägerstange stieß,
Da griff mit beiden Händen
Der Kaiser nach dem Schaft:
„Den Spieß muß ich mir pfänden,
Ich nehm' ihn mir zur Haft.

Der Spieß ist mir verfangen,
Deß ich so lang' begehrt,
Du sollst dafür empfangen
Hier dieß mein bestes Pferd.
Nicht schweifen im Gewälde
Darf mir ein solcher Mann,
Der mir zu Hof und Felde
Viel besser dienen kann."

„Herr Kaiser, wollt vergeben!
Ihr macht das Herz mir schwer.
Laßt mir mein freies Leben,
Und laßt mir meinen Speer!
Ein Pferd hab' ich schon eigen,
Für Eures sag' ich Dank;
Zu Rosse will ich steigen,
Bin ich 'mal alt und krank."

„Mit dir ist nicht zu streiten,
Du bist mir allzu stolz!
Doch führst du an der Seiten
Ein Trinkgefäß von Holz:
Nun macht die Jagd mich dürsten,
Drum thu' mir das, Gesell,
Und gib mir Eins zu bürsten
Aus diesem Wasserquell!"

Der Graf hat sich erhoben,
Er schwenkt den Becher klar,
Er füllt ihn an bis oben,
Hält ihn dem Kaiser dar.
Der schlürft mit vollen Zügen
Den kühlen Trank hinein,
Und zeigt ein solch Vergnügen,
Als wär's der beste Wein.

Dann faßt der schlaue Zecher
Den Grafen bei der Hand:
„Du schwenktest mir den Becher
Und fülltest ihn zum Rand,
Du hieltest mir zum Munde
Das labende Getränk:
Du bist von dieser Stunde
Des deutschen Reiches Schenk!"

Uhland.

23.

Der getreue Eckart.

„O wären wir weiter, o wär' ich zu Haus!
Sie kommen. Da kommt schon der nächtliche Graus;
Sie sind's die unholdigen Schwestern.
Sie streifen heran, und sie finden uns hier,
Sie trinken das mühsam geholte, das Bier,
Und lassen nur leer uns die Krüge."

So sprechen die Kinder und drücken sich schnell;
Da zeigt sich vor ihnen ein alter Gesell:
„Nur stille, Kind! Kinderlein stille!
Die Hulden, sie kommen von durstiger Jagd,
Und laßt ihr sie trinken, wie's jeder behagt,
Dann sind sie euch hold, die Unholden."

Gesagt so gescheh'n! und da naht sich der Graus
Und siehet so grau und so schattenhaft aus,
Doch schlürft es und schlampft es auf's beste.
Das Bier ist verschwunden, die Krüge sind leer;
Nun saust es und braust es, das wüthige Heer,
In's weite Gethal und Gebirge.

Die Kinderlein ängstlich gen Hause so schnell,
Gesellt sich zu ihnen der fromme Gesell:
„Ihr Püppchen, nur seid mir nicht traurig!" —
„Wir kriegen nun Schelten und Streich' bis auf's Blut."
„Nein, keineswegs, Alles geht herrlich und gut,
Nur schweiget und horchet wie Mäuslein.

Und der es euch anräth, und der es befiehlt,
Er ist es, der gern mit den Kindelein spielt,
Der alte Getreue, der Eckart.
Vom Wundermann hat man euch immer erzählt,
Nur hat die Bestätigung Jedem gefehlt,
Die habt ihr nun köstlich in Händen."

Sie kommen nach Hause, sie setzen den Krug
Ein jedes den Eltern, bescheiden genug,
Und harren der Schläg' und der Schelten.
Doch siehe, man kostet: „Ein herrliches Bier!"
Man trinkt in die Runde schon dreimal und vier,
Und noch nimmt der Krug nicht ein Ende.

Das Wunder, es dauert zum morgenden Tag;
Doch fraget, wer immer zu fragen vermag:
Wie ist's mit den Krügen ergangen?
Die Mäuslein, sie lächeln, im Stillen ergetzt;
Sie stammeln uud stottern und schwatzen zuletzt,
Und gleich sind vertrocknet die Krüge.

Und wenn euch, ihr Kinder, mit treuem Gesicht
Ein Vater, ein Lehrer, ein Aldermann spricht,
So horchet und folget ihm pünktlich!
Und liegt auch das Zünglein in peinlicher Hut,
Verplaudern ist schädlich, verschweigen ist gut;
Dann füllt sich das Bier in den Krügen.

Goethe.

24.

Erlkönig.

Wer reitet so spät durch Nacht und Wind?
Es ist der Vater mit seinem Kind!
Er hat den Knaben wohl in dem Arm,
Er faßt ihn sicher, er hält ihn warm.

„Mein Sohn, was birgst du so bang dein Gesicht?" —
„Siehst, Vater, du den Erlkönig nicht?
Den Erlkönig mit Kron' und Schweif?"
„Mein Sohn, es ist ein Nebelstreif." —

„Du liebes Kind, komm, geh' mit mir,
Gar schöne Spiele spiel' ich mit dir;
Manch' bunte Blumen sind an dem Strand;
Meine Mutter hat manch' gülden Gewand."

„Mein Vater, mein Vater, und hörest du nicht,
Was Erlkönig mir leise verspricht?" —
„Sei ruhig, bleibe ruhig, mein Kind!
In dürren Blättern säuselt der Wind."

„Willst, feiner Knabe, du mit mir geh'n?
Meine Töchter sollen dich warten schön;
Meine Töchter führen den nächtlichen Reih'n
Und wiegen und tanzen und singen dich ein."

„Mein Vater, mein Vater, und siehst du nicht dort
Erlkönigs Töchter am düstern Ort?" —
„Mein Sohn, mein Sohn, ich seh' es genau:
Es scheinen die alten Weiden so grau."

„Ich liebe dich, mich reizt deine schöne Gestalt;
Und bist du nicht willig, so brauch' ich Gewalt."
„Mein Vater, mein Vater, jetzt faßt er mich an:
Erlkönig hat mir ein Leids gethan!" —

Dem Vater grauset's, er reitet geschwind,
Er hält in den Armen das ächzende Kind;
Erreicht den Hof mit Mühe und Noth;
In seinen Armem das Kind war todt.

Goethe.

25.

Der Alpenjäger.

Willst du nicht das Lämmlein hüten?
Lämmlein ist so fromm und sanft,
Nährt sich von des Grases Blüthen,
Spielend an des Baches Ranft.
„Mutter, Mutter, laß mich gehen
Jagen nach des Berges Höhen!“

Willst du nicht die Herde locken
Mit des Hornes munterm Klang?
Lieblich tönt der Schall der Glocken
In des Waldes Lustgesang.
„Mutter, Mutter, laß mich gehen,
Schreiten auf den wilden Höhen!“

Willst du nicht der Blümlein warten,
Die im Beete freundlich steh'n?
Draußen ladet dich kein Garten;
Wild ist's auf den wilden Höh'n!
„Laß die Blümlein, laß sie blühen!
Mutter, Mutter, laß mich ziehen!“

Und der Knabe gieng zu jagen,
Und es treibt und reißt ihn fort,
Rastlos fort mit blindem Wagen
An des Berges finstern Ort;
Vor ihm her mit Windesschnelle
Flieht die zitternde Gazelle.

Auf der Felsen nackte Rippen
Klettert sie mit leichtem Schwung;
Durch den Riß geborst'ner Klippen
Trägt sie der gewagte Sprung;
Aber hinter ihr verwogen
Folgt er mit dem Todesbogen.

Jetzo auf den schroffen Zinken
Hängt sie, auf dem höchsten Grat,
Wo die Felsen jäh versinken
Und verschwunden ist der Pfad.
Unter sich die steile Höhe,
Hinter sich des Feindes Nähe.

Mit des Jammers stummen Blicken
Fleht sie zu dem harten Mann,
Fleht umsonst, denn loszudrücken
Legt er schon den Bogen an.
Plötzlich aus der Bergesspalte
Tritt der Geist, der Bergesalte.

Und mit seinen Götterhänden
Schützt er das gequälte Thier.
„Mußt du Tod und Jammer senden,
Ruft er, bis herauf zu mir?
Raum für alle hat die Erde;
Was verfolgst du meine Herde?“

Schiller.

26.

Das Grab im Busento.

Nächtlich am Busento lispeln bei Cosenza dumpfe Lieder,
Aus den Wassern schallt es Antwort, und in Wirbeln klingt es wieder.

Und den Fluß hinauf, hinunter, zieh'n die Schatten tapfrer Gothen,
Die den Alarich beweinen, ihres Volkes besten Todten.

Allzufrüh und fern der Heimat mußten sie ihn hier begraben,
Während noch die Jugendlocken seine Schulter blond umgaben.

Und am Ufer des Busento reihten sie sich um die Wette,
Um die Strömung abzuleiten, gruben sie ein frisches Bette.

In der wogenleeren Höhlung wühlten sie empor die Erde,
Senkten tief hinein den Leichnam, mit der Rüstung auf dem Pferde.

Deckten dann mit Erde wieder ihn und seine stolze Habe,
Daß die hohen Stromgewächse wüchsen aus dem Heldengrabe.

Abgelenkt zum zweiten Male, ward der Fluß herbeigezogen;
Mächtig in ihr altes Bette schäumten die Busentowogen.

Und es sang ein Chor von Männern: Schlaf' in deinen Heldenehren!
Keines Römers schnöde Habsucht soll dir je das Grab versehren!

Sangen's, und die Lobgesänge tönten fort im Gothenheere;
Wälze sie, Busentowelle, wälze sie von Meer zu Meere!

v. Platen.

27.

Alboin vor Ticinum.

Drei Jahre vor Ticinum liegt das gewalt'ge Heer
Des Königs der Lombarden; da kommt er selbst daher,
Und sieht die Mauerthürme noch ragen, ihm zu Leid!
Da schwört er bei seinem Barte einen großen, grimmen Eid:
Wird mir vom hohen Himmel die trotz'ge Stadt gewährt,
Soll keine Seele drinnen entrinnen meinem Schwert!
Als nun im vierten Jahre das Thor sich aufgethan,
Ritt er auf weißem Rosse dem ganzen Heer voran;
Er wollt' im Grimm einreiten, und rief: Wir sind am Ziel!
Hoch warf er das Gezäume, — da glitt das Roß und fiel.
Tief hin zur Erde fiel es, der König mußte steh'n;
Was er auch that, es wollte das Roß nicht fürder geh'n.
Er schlug es mit dem Speere — da kam ein weiser Mann,
Der redete den König mit rechten Würden an:
„Du hast, o Herr und König, gesprochen ein schweres Wort,
Drum hemmt der Himmel selber dein Roß an diesem Ort!
Brich dein Gelübd' und wolle der edlen Stadt verzeih'n,
So wird dein Roß sich heben, und Gott dir Heil verleih'n!"
Da schüttelt Alboinus die Locken sich zurück,
Und schaut empor zum Himmel mit blauem Adlerblick:

„So mag der Wind verwehen, was ich zuerst beschloß;
Ich will verzeih'n, erhebe dich hoch, mein edles Roß!“
Aufstand das Roß, und milder ritt er zum Thor hinein:
Statt Weheklag' empfieng ihn Gejauchz und Jubelschrei'n.

A. Kopisch.

28.

Die Kaiserwahl.

Der fromme Kaiser Heinrich war gestorben,
Des sächsischen Geschlechtes letzter Zweig,
Das glorreich ein Jahrhundert lang geherrscht.
Als nun die Botschaft in das Reich ergieng,
Da fuhr ein reger Geist in alles Volk,
Ein neu Weltalter schien heraufzuzieh'n;
Da lebte jeder längst entschlaf'ne Wunsch
Und jede längst erlosch'ne Hoffnung auf.
Kein Wunder jetzo, wenn ein deutscher Mann,
Dem sonst so Hohes nie zu Hirne stieg,
Sich heimlich forschend mit den Blicken maß;
Kann's doch nach deutschem Rechte wohl gescheh'n,
Daß, wer dem Kaiser heut' den Bügel hält,
Sich morgen selber in den Sattel schwingt.
Jetzt dachten unsre freien Männer nicht
An Hub- und Hain-Gericht und Markgeding,
Wo man um Esch' und Holztheil Sprache hält:
Nein, stattlich ausgerüstet, zogen sie
Aus allen Gauen, einzeln und geschaart,
In's Maienfeld hinab zur Kaiserwahl.
Am schönen Rheinstrom zwischen Worms und Mainz,
Wo unabsehbar sich die ebne Flur
Auf beiden Ufern breitet, sammelte
Der Andrang sich; die Mauern einer Stadt
Vermochten nicht das deutsche Volk zu fassen.
Am rechten Ufer spannten ihr Gezelt
Die Sachsen sammt der slav'schen Nachbarschaft,
Die Bayern, die Ostfranken und die Schwaben;
Am linken lagerten die rhein'schen Franken,
Die Ober- und die Nieder-Lothringer.
So war das Mark von Deutschland hier gedrängt;
Und mitten in dem Lager jeden Volks
Erhub sich stolz das herzogliche Zelt.
Da war ein Grüßen und ein Händeschlag,

Ein Austausch, ein lebendiger Verkehr!
Und jeder Stamm verschieden an Gesicht,
An Wuchs und Haltung, Mundart, Sitte, Tracht,
An Pferden, Rüstung, Waffenfertigkeit,
Und alle doch Ein großes Brüdervolk,
Zu gleichem Zwecke festlich hier vereint!
Was jeder im Besondern erst berieth,
Im hüllenden Gezelt und im Gebüsch
Der Inselbuchten, mälig war's gereift
Zum allgemeinen, offenen Beschluß.
Aus vielen wurden Wenige gewählt,
Und aus den Wenigen erkor man zween,
Allbeide Franken, fürstlichen Geschlechts,
Erzeugt von Brüdern, Namensbrüder selbst,
Kunrade, längst mit gleichem Ruhm genannt.

Da standen nun auf eines Hügels Saum,
Im Kreis der Fürsten, sichtbar allem Volk,
Die beiden Männer, die aus freier Wahl
Das deutsche Volk des Thrones werth erkannt,
Vor Allen, die der deutsche Boden nährt,
Von allen Würdigen die Würdigsten,
Und so einander selbst an Würde gleich,
Daß fürder nicht die Wahl zu schreiten schien,
Und daß die Wage ruht' im Gleichgewicht.
Da standen sie, das hohe Haupt geneigt,
Den Blick gesenkt, die Wange schamerglüht,
Von stolzer Demuth überwältiget.
Ein königlicher Anblick war's, ob dem
Die Thräne rollt' in manches Mannes Bart.
Und wie nun harrend all die Menge stand,
Und sich des Volkes Brausen so gelegt,
Daß man des Rheines stillen Zug vernahm, —
Denn Niemand wagt' es, diesen oder den
Zu küren mit dem hellen Ruf der Wahl,
Um nicht am Andern Unrecht zu begeh'n,
Noch aufzuregen Eifersucht und Zwist, —
Da sah man plötzlich, wie die beiden Herrn
Einander herzlich faßten bei der Hand
Und sich begegneten im Bruderkuß.
Da ward es klar, sie hegten keinen Neid,
Und Jeder stand dem Andern gern zurück.
Der Erzbischof von Mainz erhub sich jetzt:
„Weil doch, so rief er, Einer es muß sein,

So sei's der Aelt're"! Freudig stimmten bei
Gesammte Fürsten, und am freudigsten
Der jüng're Kunrad; donnergleich erscholl,
Oft wiederholt, des Volkes Beifallsruf.
Als der Gewählte drauf sich niederließ,
Ergriff er seines edlen Vetters Hand
Und zog ihn zu sich auf den Königssitz.
Und in den Ring der Fürsten trat sofort
Die fromme Kaiserwittwe Kunigund;
Glückwünschend reichte sie dem neuen König
Die treu bewahrten Reichskleinode dar.
Zum Festzug aber schaarten sich die Reih'n,
Voran der König, folgend mit Gesang
Die Geistlichen und Laien: so viel Preis
Erscholl zum Himmel nie an Einem Tag.
Wär' Kaiser Karl gestiegen aus der Gruft,
Nicht freudiger hätt' ihn die Welt begrüßt.
So wallten sie den Strom entlang nach Mainz,
Woselbst der König im erhab'nen Dom
Der Salbung heil'ge Weihe nun empfieng.
Wen seines Volkes Ruf so hoch gestellt,
Dem fehle nicht die Kräftigung von Gott;
Und als er wieder aus dem Tempel trat,
Erschien er herrlicher als kaum zuvor,
Und seine Schulter ragt' ob allem Volk.

Uhland.

29.

Willegis.

Es sah'n am Thum zu Mainz die adeligen Herrn
Den Willegis als Bischof nicht allerwege gern,
Der war ein Wagnersohn.
Sie malten, ihm zu Hohn,
Mit Kreide Räder an die Wand:
Die sah er, wo er gieng und stand;
Doch es nahm Willegis
An dem Schimpf kein Aergerniß.
Denn als der fromme Bischof die Räder da erseh'n,
So hieß er seinen Knecht nach einem Maler geh'n.
„Komm, Maler, male mir
Ob jeder Thür dahier
Ein weißes Rad im rothen Feld;
Darunter sei die Schrift gestellt:
Willegis, Willegis,
Denk, woher du kommen si's!"
Nun wurde von den Herrn im Thum nicht mehr geprahlt,
Man sagt, sie wischten selber hinweg, was sie gemalt.

Sie sah'n, dergleichen thut
Bei weisem Mann nicht gut.
Und was dann für ein Bischof kam,
Ein jeder das Rad in's Wappen nahm.
Also ward Willegis
Glorie das Aergerniß.

A. Kopisch.

30.

Kaiser Heinrich.

Herzog Heinrich war's von Bayern,
Der sich in der Mitternacht,
Wo die frömmsten Brüder feiern,
Hin zur Kirchen aufgemacht.
Ernste Bilder nach ihm fassen,
Treiben ihn zum Beten an,
Durch die Regensburger Gassen
Geht er nach Sankt Heimeran.

Junges Heldenantlitz betend,
Möcht' ein schöner Anblick sein!
Dieser, zum Altare tretend,
Kniet umnachtet und allein.
Vor den Augen gar die Hände,
Drückend jedes Bild zurück,
Fleht er um ein sel'ges Ende,
Nicht um irdisch Heil und Glück.

Als er aufstand, schien's vom Rücken
Ueber ihn, als wie ein Licht,
Staunend thät er um sich blicken,
Sieht ein heil'ges Angesicht.
Hochaltar und Kreuz verklärend
Dort ein lichter Bischof stand,
Der mit hoher Hand, wie schwörend,
Zeiget nach der Kirchenwand.

Mit den Fingern, wie mit Kerzen,
Leuchtet er auf eine Schrift,
Wo der Fürst mit bangem Herzen
Auf ein römisch Sechse trifft.
„Will mich Gott so bald erhören?
Herr, ich glaub's auf Eure Hand,
Hebt sie nicht so ernst zum Schwören!"
Sprach der Held, und Alles schwand.

Wie sechs Stunden sind vergangen,
Harrt' er fromm auf seinen Tod;
Doch es schien ihm auf die Wangen
Lebenshell das Morgenroth.
Wie der sechste Tag gekommen,
Er bereit und fertig ist;
Doch es gibt der Herr dem Frommen
Neue heit're Lebensfrist.

Darum hält er an mit Beten,
Bis der sechste Mond erscheint,
Würd'ger stets vor Gott zu treten;
Doch es war nicht so gemeint.
Aber ernste Tod'sgedanken
Wandeln mit ihm immerdar,
Und so lebt er sonder Wanken
Heilig bis in's sechste Jahr.

Und in hoher Kirche stand er
Leuchtend um das sechste Jahr,
Und auf seinem Haupte fand er
Röm'sche Königskrone gar.
König Heinrich war's der Zweite,
Herr von allem deutschen Land,
Der von dort an ward bis heute
Stets der Heilige genannt.

Zwei und zwanzig Jahre heilig
Herrscht' er ohne Fluch und Spott;

An die röm'sche Sechse treulich
Dacht' er, und an Tod und Gott.
Weil er fertig war zum Sterben,
Hielt ihn Gott des Lebens werth;
Weil den Himmel er konnt' erben,
Ward ihm auch das Reich beschert.

G. Schwab.

31.

Der Spielmann.

Es steht ein Spielmann vor der Thür:
„Ruft ihn herein zum Feste!"
Er tritt wohl in den Saal herfür
Und grüßt die muntern Gäste:
„Kennt ihr das Lied vom Rothbart nicht?"
Spricht er mit ernstem Angesicht,
„Das Lied will ich euch singen.

Der Kaiser kam an einen Fluß
Im heil'gen Krieg gezogen,
Sein Heer wagt nicht hinein den Fuß,
Er stürzt sich in die Wogen;
Da sank er in der Rüstung schwer,
Es führt ein Schiff den Leichnam her
Zum Land der Väter über.

Und wie der Sarg, darin er ruht,
Berührt den theuern Boden,
Da regt sich drinnen neue Glut
Und frischer Lebensodem.
Der Träger Schaar erschrocken flieht,
Und als man nach dem Sarge sieht,
Der Leichnam ist verschwunden.

Auf einem Berg, wie Sage geht,
In Thürings güldnen Auen,
Da ist des Kaisers Majestät
In einer Kluft zu schauen.
Sein Bart durchwuchs den steinern Tisch,
Sein Angesicht ist roth und frisch,
Das Aug' im Traum geschlossen.

Und nun vernehmt ein theures Wort,
Bewahrt's in Herzensgrunde!
Ein grauer Spielmann hört' es dort
Aus Kaisers eignem Munde:
Wenn siebenhundert Jahr' vorbei,
Dann lassen mich die Geister frei,
Mein Volk auf's Neu' zu grüßen.

Als Spielmann zieh' ich dann umher,
Mich soll kein Aug' entdecken,
Ich singe manche gute Mähr,
Den alten Geist zu wecken,
Durch Liedeskraft und Gottes Hand
Erbau' ich neu das Vaterland,
Eine Burg auf ew'ge Zeiten.

Und wenn das edle Werk vollbracht,
Nimm dann den Lebensmüden,
O Erd', in deine kühle Nacht,
Und gib ihm endlich Frieden!
Doch meinem Volk, dem gib mein Schwert,
Im heil'gen Kriege wohl bewährt,
Zu neuen heil'gen Kriegen."

Der Spielmann hebt den Römer auf
Und reicht ihn allen Gästen;
„Nehmt hin, das ist mein Geist! Wohlauf,
Und denket mein im Besten!"
Und Alle seh'n, indem er spricht,
Verwandelt leuchten sein Gesicht,
Und flugs war er von hinnen.

Wetzel.

32.

Kaiser Rudolf's Ritt zum Grabe.

Auf der Burg zu Germersheim,
Stark am Geist, am Leibe schwach,
Sitzt der greise Kaiser Rudolf,
Spielend das gewohnte Schach.

Und er spricht: „Ihr guten Meister!
Aerzte! sagt mir ohne Zagen:
Wann aus dem gebroch'nen Leib
Wird der Geist zu Gott getragen?“

Und die Meister sprachen: „Herr,
Wohl noch heut' erscheint die Stunde.“
Freundlich lächelnd spricht der Greis:
„Meister, Dank für diese Kunde!“

„Auf nach Speier! Auf nach Speier!
Ruft er, als das Spiel geendet;
Wo so mancher deutsche Held
Liegt begraben, sei's vollendet!

Blast die Hörner, bringt das Roß,
Das mich oft zur Schlacht getragen!“
Zaudernd steh'n die Diener all',
Doch er ruft: „Folgt ohne Zagen!“

Und das Schlachtroß wird gebracht.
„Nicht zum Kampf, zum ew'gen Frieden,
Spricht er, trage, treuer Freund,
Jetzt den Herrn, den lebensmüden!“

Weinend steht der Diener Schaar,
Als der Greis auf hohem Rosse,
Rechts und links ein Kapellan,
Zieht, halb Leich', aus seinem Schlosse.

Trauernd neigt des Schlosses Lind'
Vor ihm ihre Aeste nieder,
Vögel, die in ihrer Hut,
Singen wehmuthsvolle Lieder.

Mancher eilt des Wegs daher,
Der gehört die bange Sage,
Sieht des Helden sterbend Bild,
Und bricht aus in laute Klage.

Aber nur von Himmelslust
Spricht der Greis mit jenen Zweien,
Lächelnd blickt sein Angesicht,
Als ritt' er zur Lust im Maien.

Von dem hohen Dom zu Speier
Hört man dumpf die Glocken schallen.
Ritter, Bürger, zarte Frau'n
Weinend ihm entgegen wallen.

In den hohen Kaisersaal
Ist er rasch noch eingetreten;
Sitzend dort auf gold'nem Stuhl,
Hört man für das Volk ihn beten.

„Reichet mir den heil'gen Leib!“
Spricht er dann mit bleichem Munde;
Drauf verjüngt sich sein Gesicht
Um die mitternächt'ge Stunde.

Da auf einmal wird der Saal
Hell von überird'schem Lichte;
Und entschlummert sitzt der Held,
Himmelsruh' im Angesichte.

Glocken dürfen's nicht verkünden,
Boten nicht zur Leiche bieten,
Alle Herzen längs des Rheins
Fühlen, daß der Held verschieden.

Nach dem Dome strömt das Volk,
Schwarz, unzähligen Gewimmels.
Der empfieng des Helden Leib,
Seinen Geist der Dom des Himmels.

J. Kerner.

33.

Der reichste Fürst.

Preisend mit viel schönen Reden
Ihrer Länder Werth und Zahl,
Saßen viele deutsche Fürsten
Einst zu Worms im Kaisersaal.

„Herrlich, sprach der Fürst von Sachsen,
Ist mein Land und seine Macht;
Silber hegen seine Berge
Wohl in manchem tiefen Schacht.“

„Seht mein Land in üpp'ger Fülle,
Sprach der Pfalzgraf von dem Rhein,
Goldne Saaten in den Thälern,
Auf den Bergen edlen Wein!“

„Große Städte, reiche Klöster,
Ludwig, Herr zu Bayern, sprach,
Schaffen, daß mein Land den euren
Wohl nicht steht an Schätzen nach.“

Eberhard, der mit dem Barte,
Württembergs geliebter Herr,
Sprach: „Mein Land hat kleine Städte,
Trägt nicht Berge silberschwer;

Doch ein Kleinod hält's verborgen:
Daß in Wäldern, noch so groß,
Ich mein Haupt kann kühnlich legen
Jedem Unterthan in Schooß!“

Und es rief der Herr von Sachsen,
Der von Bayern, der vom Rhein:
„Graf im Bart! Ihr seid der reichste;
Euer Land trägt Edelstein.“

J. Kerner.

34.

Das Mahl zu Heidelberg.

Von Württemberg und Baden
Die Herren zogen aus,
Von Metz des Bischofs Gnaden
Vergaß das Gotteshaus;
Sie zogen aus zu kriegen
Wohl in die Pfalz am Rhein,
Sie sahen da sie liegen
Im Sommer-Sonnenschein.

Umsonst die Rebenblüthe
Sie tränkt mit mildem Duft,
Umsonst des Himmels Güte
Aus Aehrenfeldern ruft;
Sie brannten Hof und Scheuer,
Daß heulte Groß und Klein!
Da leuchtete vom Feuer
Der Neckar und der Rhein.

Mit Gram von seinem Schlosse
Sieht es der Pfälzer Fritz,
Heißt springen auf die Rosse
Zwei Mann auf Einen Sitz.
Mit enggedrängtem Volke
Sprengt er durch Feld und Wald,
Doch ward die kleine Wolke
Zum Wetterhimmel bald.

Sie wollen seiner spotten,
Da sind sie schon umringt,
Und über ihren Rotten
Sein Schwert der Sieger schwingt.
Vom Hügel sieht man prangen
Das Heidelberger Schloß;
Dorthin führt er gefangen
Die Fürsten sammt dem Troß.

Zu hinterst an der Mauer
Da ragt ein Thurm so fest,
Das ist ein Sitz der Trauer,
Der Schlang' und Eule Nest;
Dort sollen sie ihm büßen
Im Kerker trüb und kalt;
Es gähnt zu ihren Füßen
Ein Schlund und finstrer Wald.

Hier lernt vom Grimme rasten
Der Württemberger Utz,
Der Bischof hält ein Fasten,
Der Markgraf läßt vom Trutz.
Sie mochten schon in Sorgen
Um Leib und Leben sein:
Da trat am andern Morgen
Der stolze Pfälzer ein.

„Herauf, ihr Herrn, gestiegen
In meinen hellen Saal!
Ihr sollt nicht fürder liegen
In Finsterniß und Qual.
Ein Mahl ist euch gerüstet,
Die Tafel ist gedeckt;
Drum, wenn es euch gelüstet,
Versucht, ob es euch schmeckt!"

Sie lauschen mit Gefallen,
Wie er so lächelnd spricht;
Sie wandeln durch die Hallen
An's goldne Tageslicht.
Und in dem Saale winket
Ein herrliches Gelag';
Es dampfet und es blinket,
Was nur das Land vermag.

Es setzen sich die Fürsten;
Da mocht' es seltsam sein!
Sie hungern und sie dürsten
Beim Braten und beim Wein.
„Nun, will's euch nicht behagen?
Es fehlt doch, däucht mir, nichts;
Worüber ist zu klagen?
An was, ihr Herrn, gebricht's?

Es schickt zu meinem Tische
Der Odenwald das Schwein,
Der Neckar seine Fische,
Den süßen Trank der Rhein!
Ihr habt ja sonst erfahren,
Was meine Pfalz beschert;
Was wollt ihr heute sparen,
Wo Keiner es euch wehrt?"

Die Fürsten sah'n verlegen
Den andern jeder an;
Am Ende doch verwegen
Der Ulrich da begann:
„Herr, fürstlich ist dein Bissen;
Doch Eines thut ihm Noth',
Das mag kein Knecht vermissen:
Wo ließest du das Brod?" —

„Wo ich das Brod gelassen?"
Sprach da der Pfälzer Fritz;
Er traf, die bei ihm saßen,
Mit seiner Augen Blitz;
Er that die Fensterpforten
Weit auf im hohen Saal,
Da sah man aller Orten
In's offne Neckarthal.

Sie sprangen von den Stühlen
Und blickten in das Land;
Da rauchten alle Mühlen
Rings von des Krieges Brand;
Kein Hof ist da zu schauen,
Wo nicht die Scheune dampft;
Von Rosses Huf' und Klauen
Ist alles Feld zerstampft.

„Nun sprecht, von wessen Schulden
Ist so mein Mahl bestellt?
Ihr müßt euch wohl gedulden,
Bis ihr besä't mein Feld,
Bis in des Sommers Schwüle
Mir reifet eure Saat,
Und bis mir in der Mühle
Sich wieder dreht ein Rad.

Ihr seht, der Westwind fächelt
An Stoppeln und Gesträuch;
Ihr seht, die Sonne lächelt,
Sie wartet nur auf euch!

Drum sendet flugs die Schlüssel,
Und öffnet euren Schatz,
So findet bei der Schüssel
Das Brod den rechten Platz!"

G. Schwab.

35.

Graf Eberhard's Weißdorn.

Graf Eberhard im Bart
Vom Württemberger Land,
Er kam auf frommer Fahrt
Zu Palästina's Strand.

Daselbst er einstmals ritt
Durch einen frischen Wald;
Ein grünes Reis er schnitt
Von einem Weißdorn bald.

Er steckt' es mit Bedacht
Auf seinen Eisenhut;
Er trug es in der Schlacht
Und über Meeres Flut.

Und als er war daheim,
Er's in die Erde steckt,
Wo bald manch' neuen Keim
Der milde Frühling weckt.

Der Graf, getreu und gut,
Besucht' es jedes Jahr,
Erfreute dran den Muth,
Wie es gewachsen war.

Der Herr war alt und laß;
Das Reislein war ein Baum,
Darunter oftmals saß
Der Greis in tiefem Traum.

Die Wölbung, hoch und breit,
Mit sanftem Rauschen mahnt
Ihn an die alte Zeit
Und an das ferne Land.

Uhland.

36.

Albrecht Dürer.

Das war Herr Max der Kaiser,
Der war an Adel reich,
An ritterlichem Muthe
Kam ihm kein Ritter gleich.

Das war der Albrecht Dürer,
Der seine Kunst verstand,
Ein hochberühmter Meister
Im deutschen Vaterland.

Da kam der Max zum Dürer,
Den Meister wollt' er seh'n,
Der ewige Gedanken
In Bildern ließ ersteh'n:

Gedanken also herrlich,
So hoch, so ernst und rein,
Daß sie der Erde zeigen
Des Himmels Widerschein.

Vom Lob des edlen Kaisers
Beschämt der Dürer schweigt,
Da wanket seine Leiter,
Indem er nieder steigt.

Dem Edelmann zur Seite
Dem rief Herr Max zur Hand,
Daß er dem Dürer halte
Die Leiter an der Wand.

Der Edelmann der zaudert,
Ihm dünkt der Dienst zu schlecht,
Er spricht: „Des Malers Leiter,
Die hält gar wohl mein Knecht.“

Da sprach gar ernst der Kaiser:
„Wie thut dein Stolz mir leid,
Der nicht den Künstler ehret,
Deß Adel Gott geweiht.

Ich kann als Kaiser machen
Den Knecht zum Edelmann,
Doch Gnaden, groß wie diese,
Nur Gott verleihen kann.“

Drauf schenkte Max dem Dürer
Und seiner Zunft zur Stund'
Drei silberweiße Schilde
Auf himmelblauem Grund.

Ihr jungen Herrn und Grafen,
Ehrt dieses Wappen fein;
Und seid ihr arm an Thaten,
Dann glaubt nicht reich zu sein.

Zu allen Künstlern aber
Des Dürer's Wappen spricht:
Wenn ihr nicht malt wie Dürer,
Dann dünkt euch Dürer nicht.

Dem Adel und den Künsten
Ist Demuth hohe Zier;
Das lehret dich der Dürer,
Der Kaiser sagt es hier.

Aus dem Festkalender von Pocci.

37.

Der Pilgrim vor St. Just.

Nacht ist's, und Stürme sausen für und für,
Hispanische Mönche, schließt mir auf die Thür!

Laßt hier mich ruh'n, bis Glockenton mich weckt,
Der zum Gebet euch in die Kirche schreckt!

Bereitet mir, was euer Haus vermag,
Ein Ordenskleid und einen Sarkophag!

Gönnt mir die kleine Zelle, weiht mich ein!
Mehr als die Hälfte dieser Welt war mein.

Das Haupt, das nun der Scheere sich bequemt,
Mit mancher Krone ward's bediademt.

Die Schulter, die der Kutte nun sich bückt,
Hat kaiserlicher Hermelin geschmückt.

Nun bin ich vor dem Tod den Todten gleich,
Und fall' in Trümmer, wie das alte Reich.

v. Platen.

38.

Frankfurt am Main.

Die besten seiner Helden, sie lagen in Sachsen todt,
Da floh Carolus Magnus, der Kaiser, in großer Noth.

„Laßt eine Furt uns suchen längshin am schönen Main!
O weh, da liegt ein Nebel, der Feind ist hinterdrein!"

Nun betete Kaiser Carol auf Knieen an seinem Speer,
Da theilte sich der Nebel, eine Hirschin gieng daher.

Die führte ihre Jungen hinüber zum andern Strand:
So machte Gott den Franken die rechte Furt bekannt.

Da schlug der Kaiser Carol mit seinem Speer den Sand:
„Die Stätte sei hinfüro der Franken Furt genannt."

Er kam da bald zurücke mit neuer Heeresmacht,
Damit er der Sachsen Lande zu seinem Reich gebracht.

Doch dort am Main erpranget nun eine werthe Stadt,
Die reich ist aller Güter und edle Bürger hat.

Es ward da mancher Kaiser gekrönt mit Carols Kron'
Und feierlich gesetzet auf goldgestickten Thron.

Da briet man ganze Rinder, es strömte der Fülle Horn,
Es schöpfte jeder Arme Wein sich aus reichem Born.

Im Römer füllte dem Kaiser der Erzschenk den Pokal,
Mit Kaiserbildern wurden bedeckt alle Wände im Saal.

Bedeckt sind alle Wände bis an den letzten Saum,
Kein neuer Herrscher fände zu seinem Bildniß Raum.

Der erste deutsche Kaiser gab Namen dieser Stadt,
Die auch den letzten Kaiser in ihr gekrönet hat.

A. Kopisch.

39.

Blücher in England.

Als Blücher durch die Straßen
Londons im Wagen fuhr,
Drängte sich ohne Maßen
Das Volk auf seine Spur.

Sie wollten all' ihn grüßen:
Da hielt er aus dem Schlag,
Weil man sie wollte küssen,
Die Hand den ganzen Tag.

Sie küßten auf und nieder,
Wo jeder kam dazu,
Die Hand durch alle Glieder,
Die Hand und ihren Schuh.

Da sprach der alte Streiter
Still zu sich mit Verstand:
Wenn das so fortgeht weiter,
So komm' ich um die Hand.

Man wird sie ab mir küssen;
Und ja nicht weiß ich doch,
Ob ich sie werde müssen
Nicht brauchen irgend noch.

Drauf eine Hand von Leder
Setzt' er an jener Statt.
Da küsse nun sich jeder
Nach Lust am Leder satt.

Sie sah'n am Wagen baumeln
Die Hand, die schlapp genug;
Sie küßten sie mit Taumeln
Und merkten nicht den Trug.

Auffiel ihr welk Geschlotter
Doch einem von der Schaar,
Der von Pudding und Potter
Genährt am besten war.

Goddam! sprach er verwegen,
Wie konnte diese Hand
Nur führen jenen Degen,
Der Frankreich überwand?

F. Rückert.

40.

Auf die Schlacht an der Katzbach.

Nehmt euch in Acht vor den Bächen,
Die da von Thieren sprechen,
Jetzt und hernach!
Dort bei Roßbach, dort bei Roßbach!
Dort von euren Rossen
Hat man euch geschossen,
Ist das Blut geflossen
In rechtem Bach.

Nehmt euch in Acht vor den Bächen,
Die da von Thieren sprechen,
Jetzt und hernach!
An der Katzbach, an der Katzbach!
Da haben wir den Katzen
Abgehau'n die Tatzen,
Daß sie nicht mehr kratzen!
Kein Hieb gieng flach!

F. Rückert.

41.

Columbus.

„Was willst du, Fernando, so trüb und bleich?
Du bringst mir traurige Mähr!"
„Ach, edler Feldherr, bereitet Euch!
Nicht länger bezähm' ich das Heer.
Wenn jetzt nicht die Küste sich zeigen will,
So seid Ihr ein Opfer der Wuth;
Sie fordern laut wie Sturmgebrüll
Des Feldherrn heil'ges Blut."

Und eh' noch dem Ritter das Wort entfloh'n,
Da drängte die Menge sich nach;
Da stürmten die Krieger, die wüthenden, schon
Gleich Wogen in's stille Gemach,
Verzweiflung im wilden, verlöschenden Blick,
Auf bleichen Gesichtern den Tod. —
„Verräther, wo ist nun dein gleißendes Glück?
Jetzt rett' uns vom Gipfel der Noth!

Du gibst uns nicht Speise, so gib uns denn Blut!
Blut! riefen die Schrecklichen, Blut!"
Sanft stellte der Große den Felsenmuth
Entgegen der stürmenden Flut.
„Befriedigt mein Blut euch, so nehmt es und lebt!
Doch bis noch ein einziges Mal
Die Sonne dem feurigen Osten entschwebt,
Vergönnt mir den segnenden Strahl.

Beleuchtet der Morgen kein rettend Gestad',
So biet' ich dem Tode mich gern;
Bis dahin verfolgt noch den muthigen Pfad,
Und trauet der Hilfe des Herrn!"
Die Würde des Helden, sein ruhiger Blick
Besiegte noch einmal die Wuth;
Sie wichen vom Haupte des Helden zurück
Und schonten sein heiliges Blut.

„Wohlan denn, es sei noch! Doch hebt sich der Strahl
Und zeigt uns kein rettendes Land,
So siehst du die Sonne zum letzten Mal!
So zittre der strafenden Hand!"
Geschlossen war also der eiserne Bund;
Die Schrecklichen kehrten zurück. —
Es thue der leuchtende Morgen uns kund
Des herrlichen Dulders Geschick.

Die Sonne sank, der Schimmer wich,
Des Helden Brust war schwer.
Der Kiel durchrauschte schauerlich
Das weite, wüste Meer.
Die Sterne zogen still herauf,
Doch ach! kein Hoffnungsstern!
Und von des Schiffes ödem Lauf
Blieb Land und Rettung fern.

Vom Trost des süßen Schlafs verbannt,
Die Brust voll Gram, durchwacht,
Nach Westen blickend unverwandt,
Der Held die düstre Nacht.
„Nach Westen, o nach Westen hin
Beflügle dich, mein Kiel!
Dich grüßt noch sterbend Herz und Sinn,
Du meiner Sehnsucht Ziel!

Doch mild, o Gott, von Himmels-
höh'n
Blick' auf mein Volk herab!
Laß nicht sie trostlos unterge'n
Im wüsten Flutengrab!"
So sprach der Held, von Mitleid
weich,
Da horch! welch' eil'ger Tritt!
„Noch einmal, Fernando, so trüb und
bleich?
Was bringt dein bebender Schritt?"

„Ach, edler Feldherr, es ist gescheh'n!
Jetzt hebt sich der östliche Strahl!"
„Sei ruhig, mein Lieber! Auf himm-
lischen Höh'n
Entsprang der belebende Strahl.
Es waltet die Allmacht von Pol zu
Pol,
Mir lenkt sie zum Tode die Bahn."
„Leb' wohl denn, mein Feldherr! Leb'
ewig wohl!
Ich höre die Schrecklichen nah'n!"

Und eh' noch dem Ritter das Wort
entfloh'n,
Da drängte die Menge sich nach;
Da stürmten die Krieger, die wüthen-
den, schon
Gleich Wogen in's stille Gemach.

„Ich weiß, was ihr fordert, und bin
bereit;
Ja, werft mich in's schäumende Meer!
Doch wisset, das rettende Ziel ist nicht
weit.
Gott schütze dich, irrendes Heer!"

Dumpf klirrten die Schwerter; ein wü-
stes Geschrei
Erfüllte mit Grausen die Luft.
Der Edle bereitete still sich und frei
Zum Wege der flutenden Gruft.
Gelöst war nun jedes geheiligte Band;
Schon sah sich zum schwindelnden Rand
Der treffliche Führer gerissen — und:
„Land!
Land! rief es, und donnert' es: Land!"

Ein glänzender Streifen, mit Purpur
gemalt,
Erschien dem beflügelten Blick;
Vom Golde der steigenden Sonne be-
strahlt
Erhob sich das winkende Glück.
Was kaum noch geahnet der zagende
Sinn,
Was muthvoll der Große gedacht:
Sie stürzten zu Füßen dem Herrlichen
hin,
Und priesen die göttliche Macht.

L. Brachmann.

42.

Prinz Eugen.

Ein Städtlein liegt im Schwabenland,
Dort sprach ein Held einst zu,
Der Held war Prinz Eugenius,
Die Stadt Reutlingen du.

Da fieng der Rath zu rathen an,
Sie riethen hin und her,
Was sie dem Prinz Eugenio
Erwiesen für ein' Ehr'.

Sie sprachen dieß und sprachen das:
Vom goldnen Lorbeerkranz,
Von Vivatruf und Festgesang
Und einem Ehrentanz.

Nach Rathen lang und Rathen breit
Sie kamen überein,
Dem Prinz Eugenio zu bringen
Vom Reutelinger Wein.

Sie traten vor den Helden hin
Mit ihrem sauren Wein,
Und einen Krug gar weit und hoch,
Den schenkten sie ihm ein.

Da faßt ein Herz Eugenius,
Und zieht die Brauen ein,
Und trinkt, so schnell er immer kann,
Den sauren Ehrenwein.

Sie denken: Ei, dem schmeckt es wohl,
Der hat den wahren Zug!
Und füllen drum auf's Neue auf
Den breiten Ehrenkrug.

Ach, armer Prinz Eugenius!
Wie wird so schief dein Mund;
Du drückst die Augen wahrlich zu,
Als wär's dein' letzte Stund'.

Wohl setzt der Held den Becher an;
Doch leeret er ihn nicht.
Er reichet ihn dem Schenken dar,
Und zu dem Rath er spricht:

„Viel lieber nähm' zum zweiten Mal
Belgrad im Sturm ich ein,
Als daß ich tränk' hinwiederum
Vom Reutelinger Wein.

Habt ihr im Keller sauren Wein,
Dann trinkt ihn fein allein,
Und ladet doch die Gäste nicht
Auf euren Essig ein."

Aus dem Festkalender.

43.

Der Kaiser und der Abt.

Ich will euch erzählen ein Mährchen, gar schnurrig:
Es war 'mal ein Kaiser, der Kaiser war kurrig;
Auch war 'mal ein Abt, ein gar stattlicher Herr;
Nur Schade! sein Schäfer war klüger, als er.

Dem Kaiser ward's sauer in Hitz' und in Kälte;
Oft schlief er bepanzert im Kriegesgezelte;
Oft hatt' er kaum Wasser zu Schwarzbrod und Wurst;
Und öfter noch litt er gar Hunger und Durst.

Das Pfäfflein, das wußte sich besser zu hegen
Und weidlich am Tisch und im Bette zu pflegen.
Wie Vollmond glänzte sein feistes Gesicht;
Drei Männer umspannten den Schmeerbauch ihm nicht.

Drob suchte der Kaiser am Pfäfflein oft Hader.
Einst ritt er mit reisigem Kriegesgeschwader
In brennender Hitze des Sommers vorbei;
Das Pfäfflein spazierte vor seiner Abtei.

Ha, dachte der Kaiser, zur glücklichen Stunde!
Und grüßte das Pfäfflein mit höhnischem Munde.
„Knecht Gottes, wie geht's Euch? Mir däucht wohl ganz recht,
Das Beten und Fasten bekomme nicht schlecht!

Doch däucht mir daneben, Euch plage viel Weile;
Ihr dankt mir's wohl, wenn ich Euch Arbeit ertheile.
Man rühmet, Ihr wäret der pfiffigste Mann,
Ihr hörtet das Gräschen fast wachsen, sagt man.

So geb' ich denn Euren zwei tüchtigen Backen
Zur Kurzweil zwei artige Nüsse zu knacken.
Drei Monden von nun an bestimm' ich zur Zeit;
Dann will ich auf diese drei Fragen Bescheid.

Zum Ersten: Wann hoch ich im fürstlichen Rathe
Zu Throne mich zeige im Kaiser-Ornate,
Dann sollt Ihr mir sagen, ein treuer Wardein,
Wie viel ich wohl werth bis zum Heller mag sein.

Zum Zweiten sollt Ihr mir berechnen und sagen,
Wie bald ich zu Rosse die Welt mag umjagen;
Um keine Minute zu wenig und viel!
Ich weiß, der Bescheid darauf ist euch nur Spiel.

Zum Dritten noch sollst du, o Preis der Prälaten,
Auf's Härchen mir meine Gedanken errathen.
Die will ich dann treulich bekennen; allein
Es soll auch kein Titelchen Wahres dran sein.

Und könnt Ihr mir diese drei Fragen nicht lösen
So seit Ihr die längste Zeit Abt hier gewesen,
So laß ich Euch führen zu Esel durch's Land,
Verkehrt, statt des Zaumes den Schwanz in der Hand!"

Drauf trabte der Kaiser mit Lachen von hinnen.
Das Pfäfflein zerriß und zerspliß sich mit Sinnen;
Kein armer Verbrecher fühlt mehr Schwulität,
Der vor hochnothpeinlichem Halsgericht steht.

Er schickte nach ein, zwei, drei Un'vers'täten,
Er fragte bei ein, zwei, drei, vier Fakultäten,
Er zahlte Gebühren und Sporteln vollauf,
Doch löste kein Doctor die Fragen ihm auf.

Schnell wuchsen bei herzlichem Zagen und Pochen
Die Stunden zu Tagen, die Tage zu Wochen,
Die Wochen zu Monden; schon kam der Termin!
Ihm ward's vor den Augen bald gelb und bald grün.

Nun sucht' er, ein bleicher hohlwangiger Werther,
In Wäldern und Feldern die einsamsten Oerter.
Da traf ihn auf selten betretener Bahn
Hans Bendix, sein Schäfer, am Felsenhang an.

„Herr Abt, sprach Hans Bendix, was mögt Ihr euch grämen?
Ihr schwindet ja wahrlich dahin, wie ein Schemen.
Maria und Joseph! Wie hotzelt Ihr ein!
Mein Sixtchen! Es muß Euch was angethan sein!" —

„Ach guter Hans Bendix, so muß sich's wohl schicken.
Der Kaiser will gern mir am Zeuge was flicken
Und hat mir drei Nüss' auf die Zähne gepackt,
Die schwerlich Beelzebub selber wohl knackt.

Zum Ersten: Wann hoch er im fürstlichen Rathe
Zu Throne sich zeiget im Kaiser-Ornate,
Dann soll ich ihm sagen, ein treuer Wardein,
Wie viel er wohl werth bis zum Heller mag sein.

Zum Zweiten soll ich ihm berechnen und sagen,
Wie bald er zu Rosse die Welt mag umjagen,
Um keine Minute zu wenig und viel!
Er meint, der Bescheid darauf wäre nur Spiel.

Zum Dritten, ich ärmster von allen Prälaten!
Soll ich ihm gar seine Gedanken errathen;
Die will er mir treulich bekennen; allein
Es soll auch kein Titelchen Wahres dran sein.

Und kann ich ihm diese drei Fragen nicht lösen,
So bin ich die längste Zeit Abt hier gewesen,
So läßt er mich führen zu Esel durch's Land,
Verkehrt, statt des Zaumes den Schwanz in der Hand." —

„Nichts weiter? erwidert Hans Bendix mit Lachen;
Herr, gebt Euch zufrieden; das will ich schon machen.
Nur borgt mir Eu'r Käppchen, Eu'r Kreuzchen und Kleid,
So will ich schon geben den rechten Bescheid.

Versteh' ich gleich nichts von lateinischen Brocken,
So weiß ich den Hund doch vom Ofen zu locken.
Was ihr euch, Gelehrte, für Geld nicht erwerbt,
Das hab' ich von meiner Frau Mutter geerbt."

Da sprang, wie ein Böcklein, der Abt vor Behagen.
Mit Käppchen und Kreuzchen, mit Mantel und Kragen
Ward stattlich Hans Bendix zum Abte geschmückt
Und hurtig zum Kaiser nach Hofe geschickt.

Hier thronte der Kaiser im fürstlichen Rathe;
Hoch prangt er mit Scepter und Kron' im Ornate:
„Nun sagt mir, Herr Abt, als ein treuer Wardein,
Wie viel ich jetzt werth bis zum Heller mag sein." —

„Für dreißig Reichsgulden ward Christus verschachert;
Drum gäb' ich, so sehr Ihr auch pochet und prachert,
Für euch keinen Deut mehr als zwanzig und neun;
Denn Einen müßt ihr doch wohl minder werth sein."

„Hm, sagte der Kaiser, der Grund läßt sich hören
Und mag den durchlauchtigen Stolz wohl bekehren.
Nie hätt' ich, bei meiner hochfürstlichen Ehr'!
Geglaubet, daß so gar spottwohlfeil ich wär'.

Nun aber sollst du mir berechnen und sagen,
Wie bald ich zu Rosse die Welt mag umjagen;
Um keine Minute zu wenig und viel!
Ist dir der Bescheid darauf auch nur ein Spiel?" —

„Herr, wenn mit der Sonn' Ihr früh sattelt und reitet
Und stets sie in einerlei Tempo begleitet:
So setz' ich mein Kreuz und mein Käppchen daran,
In zweimal zwölf Stunden ist Alles gethan." —

„Ha, lachte der Kaiser, vortrefflicher Haber!
Ihr füttert die Pferde mit Wenn und mit Aber.
Der Mann, der das Wenn und das Aber erdacht,
Hat sicher aus Häckerling Gold schon gemacht.

Nun aber zum Dritten, nun nimm dich zusammen,
Sonst muß ich dich dennoch zum Esel verdammen.
Was denk' ich, das falsch ist? Das bringe heraus!
Nur bleib mir mit Wenn und mit Aber zu Haus!" —

„Ihr denket, ich sei der Herr Abt von Sankt Gallen.“ —
„Ganz recht, und das kann von der Wahrheit nicht fallen.“ —
„Sein Diener, Herr Kaiser, Euch trügt Euer Sinn;
Denn wißt, daß ich Bendix, sein Schäfer nur bin.“

„Was Henker! Du bist nicht der Abt von Sankt Gallen?“
Rief hurtig, als wär' er vom Himmel gefallen,
Der Kaiser mit frohem Erstaunen darein;
„Wohlan denn, so sollst du von nun an es sein!

Ich will dich belehnen mit Ring und mit Stabe.
Dein Vorfahr besteige den Esel nnd trabe
Und lerne fortan erst quid Juris versteh'n;
Denn wenn man will ernten, so muß man auch sä'n.“ —

„Mit Gunsten, Herr Kaiser, das laßt nur hübsch bleiben!
Ich kann ja nicht lesen, noch rechnen und schreiben;
Auch weiß ich kein sterbendes Wörtchen Latein;
Was Hänschen versäumet, holt Hans nicht mehr ein.“ —

Ach, guter Hans Bendix, das ist ja recht Schade!
Erbitte demnach dir ein' andere Gnade.
Sehr hat mich ergötzet dein lustiger Schwank;
Drum soll dich auch wieder ergötzen mein Dank.“ —

„Herr Kaiser, groß hab' ich so eben nichts nöthig;
Doch seid Ihr im Ernst mir zu Gnaden erbötig,
So will ich mir bitten zum ehrlichen Lohn
Für meinen hochwürdigen Herren Pardon.“ —

„Ha, bravo! Du trägst, wie ich merke, Geselle,
Das Herz, wie den Kopf auf der richtigsten Stelle.
Drum sei der Pardon ihm in Gnaden gewährt
Und obenein dir ein Panisbrief beschert:

Wir lassen dem Abt von Sankt Gallen entbieten:
Hans Bendix soll ihm nicht die Schafe mehr hüten.
Der Abt soll sein pflegen nach unserm Gebot
Umsonst, bis an seinen sanftseligen Tod.“ —

G. A. Bürger.

44.

Der Winter.

Isch echt do obe Bauwele feil?
Sie schütten eim e redli Theil
In d' Gärten aben und uf's Hus;
Es schneit doch au, es isch e Gruus;
Und 's hangt no menge Wage voll
Am Himmel obe, merk i wohl.

Und wo ne Ma vo witem lauft,
So het er vo der Bauwele g'chauft;
Er treit sie uf der Achsle no,
Und uffem Hut, und lauft dervo.
Was laufsch denn so, du närrsche Ma?
De wirsch sie doch nit g'stohle ha?

Und Gärten ab, und Gärten uf,
Hen alli Scheie Chäpli uf.
Sie stöhn wie großi Here do;
Sie meine, 's heigs sust niemes so.
Der Nußbaum het doch au si Sach,
Und 's Herehus und 's Chilchedach.

Und wo me luegt, isch Schnee und Schnee,
Me sieht ke Stroß und Fueßweg meh.
Meng Somechörnli, chlei und zart,
Lit unterm Bode wohl verwahrt,
Und schnei's so lang es schneie mag,
Es wartet uf sie Ostertag.

Meng Summervögeli schöner Art
Lit unterm Bode wohl verwahrt;
Es het kei Chummer und kein Chlag,
Und wartet uf si Ostertag;
Und gang's au lang, er chunnt emol,
Und sieder schloft's, und 's isch em wohl.

Doch wenn im Frühlig's Schwälmi singt,
Und d' Sunnewärmi abe dringt,
Potz tausig, wacht's in jedem Grab,
Und streift si Todtehemdli ab.
Wo nummen au ne Löchli isch,
Schlieft's Leben use jung und frisch. —

Do fliegt e hungrig Spätzli her!
E Brösli Brod wär' si Begehr.
Es luegt ein so erbärmli a;
's het sieder nechte nüt me g'ha.
Gell, Bürstli, sel isch andri Zit,
Wenn 's Chorn in alle Fuhre lit?

Do hesch! Loß andern au dervo!
Bisch hungerig, chasch wieder cho! —
's muß wohr sy, wie's e Sprüchli git:
Sie seihe nit, und ernde nit,
Sie hen kei Pflug, und hen kei Joch,
Und Gott im Himmel nährt sie doch.

Hebel.

45.

Wächterruf.

Loset, was i euch will sage!
D' Glocke het zehni g'schlage.
Jez betet und iez göhnt in's Bett,
Und wer e rüehig G'wisse het,
Schlof sanft und wohl! im Himmel wacht
E heiter Aug die ganzi Nacht.

Loset, was i euch will sage!
D' Glocke het ölfi g'schlage.
Und wer no an der Arbet schwitzt,
Und wer no by der Charte sitzt,
Dem bieti iez zum letzte Mol —
's isch hochi Zit — und schlofet wohl!

Loset, was i euch will sage!
D' Glocke het zwölfi g'schlage.
Und wo no in der Mitternacht
E Gmüeth in Schmerz und Chummer
wacht,
Se geb' der Gott e rüeihige Stund,
Und mach' di wieder froh und g'sund!

Loset, was i euch will sage!
D' Glocke het eis g'schlage.
Und wo mit Satans G'heiß und Roth
E Dieb uf dunkle Pfade goht —
I will's nit hoffen, aber g'schieht's —
Gang heim! der himmlisch Richter
sieht's.

Loset, was i euch will sage!
D' Glocke het zwei g'schlage.
Und wem scho wieder, eh's no tagt,
Die schweri Sorg' am Herze nagt,
Du arme Tropf, di Schlof isch hi!
Gott sorgt, es wär' nit nöthig g'si!

Loset, was i euch will sage!
D' Glocke het drü g'schlage;
Die Morgestund am Himmel schwebt,
Und wer im Friede den Tag erlebt,
Dank' Gott und faß' e frohe Mueth
Und gang an's G'schäft, und — halt
di guet!

Hebel.

46.

Sonntagsfrühe.

Der Samstig het zum Sunntig g'seit:
„Jez hani alli schlofe g'leit,
Sie sin vom Schaffe her und hi,
Gar sölli müed und schlöfrig g'si,
Und 's goht mer schier gar selber so,
I cha fast uf ke Bei meh stoh."

So seit er, und wo's zwölfi schlacht,
Se sinkt er aben in d' Mitternacht.
Der Sunntig seit: „Jez isch's an mir!"
Gar still und heimli b'schließt er
d'Thür,
Er düselet hinter de Sterne no
Und cha schier gar nit obsi cho.

Doch endli ribt er d' Augen us,
Er chunnt der Sunn an Thür und Hus;
Sie schloft im stilli Chämmerli,
Er pöpperlet am Lädemli,
Er rüeft der Sunne: „D' Zit isch do!"
Sie seit: „I chumm enanderno."

Und lisli uf de Zeche goht
Und heiter uf de Berge stoht
Der Sunntig, und 's schloft alles no,
Es sieht und hört en niemes goh;
Er chunnt in's Dorf mit stillem Tritt
Und winkt im Guhl: „Verroth mi nit!"

Und wemme endli au verwacht
Und g'schlofe het die ganzi Nacht,
Se stoht er do im Sunneschi
Und luegt eim zu de Fenstern i
Mit sinen Auge mild und gut
Und mittem Meyen uffem Hut.

Drum meint er's treu, und was i sag,
Es freut en, wenme schlofe mag,
Und meint, es seig no dunkel Nacht,
Wenn d'Sunn am heitere Himmel
lacht.
Drum isch er au so lisli cho,
Drum stoht er au so liebli do.

Wie glitzeret uf Gras und Laub
Vom Morgethau der Silberstaub!
Wie weiht e frische Maieluft
Voll Chriesiblueſt und Schlecheduft!

Und d'Immli sammle flink und frisch,
Sie wüsse nit, aß 's Sunntig isch.

Wie pranget nit im Garteland
Der Chriesibaum im Maieg'wand,
Gelveieli und Tulipa
Und Sterneblume nebe dra,
Und g'füllti Zinkli blau und wiiß,
Me meint, me lueg in's Paradies.

Und 's isch so still und heimli do,
Men isch so rüeihig und so froh!
Me hört im Dorf kei „hüst und hott!"
„E gute Tag!" und „dank' der Gott!"
Und „'s git gottlob e schöne Tag!"
Isch alles, was me höre mag.

Und 's Vögeli seit: „Frili, io!
Potz tausig, io, do isch er scho!
Er dringt io in si'm Himmelsglast
Dur Bluest und Laub in Hurst und Nast!"
Und 's Distelzwigli vorne dra
Het 's Sunntigröckli au scho a.

Sie lüte weger 's Zeiche scho,
Der Pfarrer, schint's, well zitli cho;
Gang, brech' mer eis Aurikli ab,
Verwüschet mer der Staub nit drab,
Und, Chüngeli, leg' di weidli a,
De muesch derno ne Meie ha!

Hebel.

47.

Ermahnung.

Ueb' immer Treu' und Redlichkeit
Bis an dein kühles Grab,
Und weiche keinen Finger breit
Von Gottes Wegen ab!
Dann wirst du wie auf grünen Au'n
Durch's Pilgerleben geh'n,
Dann kannst du sonder Furcht und Grau'n
Dem Tod in's Antlitz seh'n.

Dann wird die Sichel und der Pflug
In deiner Hand so leicht,
Dann singest du bei'm Wasserkrug,
Als wär' dir Wein gereicht.
Dem Bösewicht wird Alles schwer,
Er thue was er thu',
Der Teufel treibt ihn hin und her
Und läßt ihm keine Ruh'.

Der schöne Frühling lacht ihm nicht,
Ihm lacht kein Aehrenfeld,
Er ist auf Lug und Trug erpicht
Und wünscht sich nichts als Geld.
Der Wind im Hain, das Laub am Baum
Saust ihm Entsetzen zu,
Er findet nach des Lebens Raum
Im Grabe keine Ruh'.

Sohn, übe Treu' und Redlichkeit
Bis an dein kühles Grab,
Und weiche keinen Finger breit
Von Gottes Wegen ab!
Dann suchen Enkel deine Gruft
Und weinen Thränen drauf,
Und Sonnenblumen voll von Duft
Blüh'n aus den Thränen auf.

Hölty.

Räthsel und Charaden

von Schiller, Hebel, Castelli, Schleiermacher u. A.

1.

Es steht ein groß geräumig Haus
Auf unsichtbaren Säulen;
Es mißt's und geht's kein Wandrer aus,
Und Keiner darf drin weilen.
Nach einem unbegriff'nen Plan
Ist es mit Kunst gezimmert;
Es steckt sich selbst die Lampe an,
Die es mit Pracht durchschimmert.
Es hat ein Dach krystallenrein,
Von einem einz'gen Edelstein;
Doch noch kein Auge schaute
Den Meister, der es baute.

2.

Von Perlen baut sich eine Brücke
Hoch über einen grauen See;
Sie baut sich auf im Augenblicke,
Und schwindelnd steigt sie in die Höh',
Der höchsten Schiffe höchste Masten
Zieh'n unter ihrem Bogen hin,
Sie selber trug noch keine Lasten,
Und scheint, wie du ihr nahst, zu flieh'n.
Sie wird erst mit dem Strom, und schwindet,
So wie des Wassers Flut versiegt.
So sprich, wo sich die Brücke findet,
Und wer sie künstlich hat gefügt?

3.

Auf einer großen Weide gehen
Viel tausend Schafe silberweiß;
Wie wir sie heute wandeln sehen,
Sah sie der alleräl't'ste Greis.
Sie altern nie und trinken Leben
Aus einem unerschöpften Born,
Ein Hirt ist ihnen zugegeben
Mit schön gebog'nem Silberhorn.
Er treibt sie aus zu goldnen Thoren,
Er überzählt sie jede Nacht,
Und hat der Lämmer keins verloren,
So oft er auch den Weg vollbracht.
Ein treuer Hund hilft sie ihm leiten,
Ein munt'rer Widder geht voran.
Die Herde, kannst du mir sie deuten?
Und auch den Hirten zeig' mir an!

4.

Kennst du das Bild auf zartem Grunde?
Es gibt sich selber Licht und Glanz;
Ein andres ist's zu jeder Stunde,
Und immer ist es frisch und ganz.
Im engsten Raum ist's ausgeführet,
Der kleinste Rahmen faßt es ein;
Doch alle Größe, die dich rühret,
Kennst du durch dieses Bild allein.
Und kannst du den Krystall mir nennen?
Ihm gleicht an Werth kein Edelstein;
Er leuchtet, ohne je zu brennen,
Das ganze Weltall saugt er ein.
Der Himmel selbst ist abgemalet
In seinem wundervollen Ring,
Und doch ist, was er von sich strahlet,
Noch schöner, als was er empfieng.

5.

Wie heißt das Ding, das Wen'ge schätzen,
Doch ziert's des größten Kaisers Hand;
Es ist gemacht, um zu verletzen,
Am nächsten ist's dem Schwert verwandt.
Kein Blut vergießt's und macht doch tausend Wunden;
Niemand beraubt's und macht doch reich.

Es hat den Erdkreis überwunden;
Es macht das Leben sanft und gleich.
Die größten Reiche hat's gegründet,
Die ält'sten Städte hat's erbaut;
Doch niemals hat es Krieg entzündet,
Und Heil dem Volk, das ihm vertraut!

6.

Wir stammen, unser sechs Geschwister,
Von einem wundersamen Paar,
Die Mutter ewig ernst und düster,
Der Vater fröhlich immerdar.
Von beiden erbten wir die Tugend,
Von ihr die Milde, von ihm den Glanz;
So dreh'n wir uns in ew'ger Jugend
Um dich herum im Zirkeltanz.
Gern meiden wir die schwarzen Höhlen,
Und lieben uns den heitern Tag;
Wir sind es, die die Welt beseelen
Mit unsers Lebens Zauberschlag.
Wir sind des Frühlings lust'ge Boten,
Und führen seinen muntern Reih'n;
Drum fliehen wir das Haus der Todten,
Denn um uns her muß Leben sein.
Uns mag kein Glücklicher entbehren,
Wir sind dabei, wo man sich freut,
Und läßt der Kaiser sich verehren,
Wir leihen ihm die Herrlichkeit.

7.

Unter allen Schlangen ist Eine,
Auf Erden nicht gezeugt,
Mit der an Schnelle keine,
An Wuth sich keine vergleicht.
Sie stürzt mit furchtbarer Stimme
Auf ihren Raub sich los,
Vertilgt in Einem Grimme
Den Reiter und sein Roß.
Sie liebt die höchsten Spitzen,
Nicht Schloß, nicht Riegel kann
Vor ihrem Anfall schützen;
Der Harnisch — lockt sie an.
Sie bricht wie dünne Halmen
Den stärksten Baum entzwei;
Sie kann das Erz zermalmen,
Wie dicht und fest es sei.
Und dieses Ungeheuer
Hat zweimal nie gedroht —
Es stirbt im eignen Feuer;
Wie's tödtet, ist es todt!

8.

Kennt ihr, vor Frost und Sonnenschein
Geschützt, ein Häuslein zart und klein?
Kennt ihr die wundervolle Stadt,
Die tausend solcher Häuser hat?
Sie ist mit Garnison besetzt,
Die täglich ihre Messer wetzt;
Sonst treibt sie reich Gewerb, es blühen
Weit ihre reichen Kolonieen,
Und alle Zölle ein und aus
Führt sie ihr süßes Gut nach Haus.
Sie lehret uns, daß edle Triebe,
Daß stiller Fleiß und Ordnungsliebe,
Daß Treu und Ehrfurcht vor dem Throne
Am liebsten unter'm Strohdach wohne.

9.

Oft begleit' ich euch zu Schmerz und Leide
An die stille Gruft;
Oefter schwing' ich mich zu eigner Freude
In die Frühlingsluft.

10.

Mit e ein Empörter,
Mit o ein Verstörter,
Mit i ein Verkehrter.
Mit e ein Verbannter,
Mit i ein Gewandter,
Mit o ein Verbrannter.

11.

Rathe, o Lieber!
An der Tiber
Schlummert mein Gebein.
Hell erwacht' ich,

Freuden bracht' ich
Später dir am Rhein.
Hohe Würden,
Schwere Bürden
Gab ich an dem Main.

12.

Ruht auf der ersten Silbe der Accent,
So findet ihr, was man verwesen nennt;
Wenn der Accent auf meiner zweiten ruht,
So bin ich neu, jedoch nicht immer gut.

13.

Die Erste ist Folge der Zweiten,
Die Zweite ist Folge der Ersten,
Die Erste ist Mangel der Zweiten,
Die Zweite Verklärung der Ersten.
Die Erste entflieht vor der Zweiten,
Die Zweite versinkt vor der Ersten,
Die Erste scheut immer die Zweite,
Die Zweite scheut niemals die Erste;
Das Ganze ist ja die Zweite
Und wird gebraucht in der Ersten.

14.

Schwesterlich umfängt die Erde
Meine Erste überall;
Als der Schöpfer sprach: Es werde!
Trug sie seines Wortes Schall.
Sie beflügelt meine Zweite,
Jenen wandernden Palast,
Daß er über Tiefen gleite,
Pfeilen gleich und ohne Rast.
Ueber Berg' und Wolken hebt
Sich das Ganze unbelebt.

15.

Mein Erstes ist ja nicht die Sonne,
Mein Zweites ist die Wahrheit nicht;
Drum geb' ich oft nur trügerische Wonne
Und stets ein ungewisses Licht.

16.

Durch's Erste glaubte man die Zukunft sonst zu deuten,
Durch's Zweite wähnen wir die Zukunft zu bereiten;
Doch ist das Ganze nur der Gegenwart geweiht,
Und selten, daß es sich der Zukunft noch erfreut.

17.

Die beiden ersten helfen fliegen
Und schäumend taucht die Dritt' in Meereswogen ein.
Auch durch das Ganz' ist schon so Mancher hoch gestiegen,
Doch Mancher plumpt' auch tief in Schmutz und Schlamm hinein.

18.

Wer wie die Erste steht, ist zu beneiden,
Der Zweiten Ruhm begehren wohl fast Alle!
Hat wer das Ganze, hofft man, daß er falle,
Und bis dahin sucht Jeder ihn zu meiden.

19.

Das Erste kennst du als der Charitinnen Spiel,
Das Zweite läuft in Wäldern wild umher;
Das Ganze quält sich ab in Straßen kreuz und quer
Als wilder Knaben Lust und ihres Muthwills Ziel.

Anhang.

Sprichwörter, sprichwörtliche Redensarten und Sinnsprüche.

1. Aller Anfang mit Gott.
2. Guter Anfang ist die halbe Arbeit.
3. Anfang und Ende reichen einander die Hände.
4. Wer viel anfängt, endigt wenig.
5. Keine Antwort ist auch eine Antwort.
6. Man muß ihm den Brodkorb höher hängen.
7. Es fällt kein Doktor vom Himmel.
8. Wächst die Ehre spannenlang, wächst die Thorheit ellenlang.
9. Er hat läuten hören, aber nicht zusammenschlagen.
10. Das Ei will klüger sein als die Henne.
11. Fliegen und Freunde kommen im Sommer.
12. Freud' und Leid sind nahe Nachbarn.
13. Besser des Freundes Wunden als des Feindes Kuß.
14. Fünf grade sein lassen.
15. Der Geiz ist seine eigene Stiefmutter.
16. Gelehrten ist gut predigen.
17. Genug ist besser als zu viel.
18. Gott grüßt wohl Manchen, aber er dankt ihm nicht.
19. Das Gras wachsen hören.
20. Wer den Groschen nicht ehrt wie den Gulden,
    Kommt leicht zu Schulden.
21. Wie du grüßest, so dankt man dir.
22. Gut macht Muth, Muth macht Uebermuth, Uebermuth thut selten gut.
23. Was ein guter Hacken werden will, krümmt sich bei Zeiten.
24. Das Hasenpanier ergreifen.
25. Gehst du weit aus, hast du weit nach Haus.
26. Seine Haut zn Markte tragen.
27. Wer zum Heller gemünzt ist, kommt nimmermehr auf den Kreuzer.
28. Mit großen Herren ist nicht gut Kirschen essen.
29. Große Herren haben lange Hände.
30. Heute muß dem Morgen nichts borgen.

31. Ihm hängt der Himmel voller Geigen.
32. Hitzig ist nicht witzig.
33. Leere Aehren stehen hoch.
34. Man weiß nicht, wer Koch oder Kellner ist.
35. Den Kopf aus der Schlinge ziehen.
36. Leid ist ohne Neid.
37. Man muß sein Licht nicht unter'n Schäffel stellen.
38. Schlösser in die Luft bauen.
39. Eins Manns Rede ist keins Manns Rede,
Man soll die Theile hören beede.
40. Den Mantel uach dem Winde hängen.
41. Kein Mai währet sieben Monate.
42. Kein Mensch ist ohn' ein Aber.
43. Mißbrauch lehrt den rechten Brauch.
44. Muß ist 'ne harte Nuß.
45. Müssiggang ist des Teufels Ruhebank.
46. Zu Nacht sind alle Katzen grau.
47. Ein Narr fragt in einer Stunde mehr, als zehn Weise in einem Jahre beantworten können.
48. Die Nase hoch tragen.
49. Neuerung macht Theuerung.
50. Nichts Neues unter der Sonne.
51. Nach dem Nürnberger Recht hängt man den Dieb nicht eher, als man ihn hat.
52. Man muß sich Pfeifen schneiden, während man im Rohre sitzt.
53. Ein ungerechter Pfennig frißt zehn andere.
54. Vom Pferd auf den Esel kommen.
55. Wem nicht zu rathen ist, dem ist auch nicht zu helfen.
56. Die Rechnung ohne den Wirth machen.
57. Recht find't allzeit seinen Knecht.
58. Er ist in Rom gewesen und hat den Papst nicht gesehen.
59. Ruh' und Rast
Ist halbe Mast.
60. Einen aus dem Sattel heben.
61. Der Wolf frißt auch von gezählten Schafen.
62. Wer den Schaden hat, darf für den Spott nicht sorgen.
63. Selbst gethan ist bald gethan.
64. Lobe den Tag nicht vor Abends.

Bayerische Staatsbibliothek München

65. Tauben fliegen einem nicht gebraten in's Maul.
Wer aber recht bequem ist und faul,
Flög' dem eine gebrat'ne Taube in's Maul,
Er würde höchlichst sich's verbitten,
Wär' sie nicht auch geschickt zerschnitten!
66. Wer in Frieden will walten, muß leiden und still halten.
67. Es ist nicht allen Bäumen Eine Rinde gewachsen.
68. Treue ist ein seltner Gast,
Halt' ihn fest, wo du ihn hast.
69. Scharfe Schwerter schneiden sehr,
Scharfe Zungen noch viel mehr.
70. Was man nicht kann meiden,
Soll man billig leiden.
71. Versehn ist auch verspielt.
72. Ein magerer Vergleich ist besser denn ein fetter Prozeß.
73. Volkes Stimme, Gottes Stimme.
74. Wer sich lobt allein, deß Ehre ist gar klein.
75. Das fünfte Rad am Wagen.
76. Wie's in den Wald hineinschallt, schallt es wieder heraus.
77. Einen über die Klinge springen lassen.
78. Wer Sünde weiß zu scheuen,
Der darf sie nicht bereuen.
79. Besser ist einsam sein,
Als sich mit den Bösen freu'n.
80. Des Herbstes mag sich freu'n, was eine Frucht getragen,
Da, was nur Blätter trug, vor seinem Hauch muß zagen.
81. Thu' nur das Rechte in deinen Sachen,
Das And're wird sich von selber machen.
82. Wer Gott vertraut,
Ist schon auferbaut.
83. Mit einem Herren steht es gut,
Der, was er befohlen, selber thut.
84. Dem, der sich weise dünkt, dem sag' auf's Leiseste:
Wer sich zu weise dünkt, ist nicht der Weiseste.
85. Ein Thor, der klaget
Stets And're an!
Sich selbst anklaget
Ein halb schon weiser Mann!
Nicht sich, nicht And're klaget
Der Weise an!

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Hopf, Georg Wilhelm, 1810-1883

Deutsches Lesebuch hrsg. von mehreren Lehrern Nürnbergs

Bd.: 2

Nürnberg 1868

L.germ. 126 qa-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10583883-6